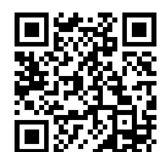
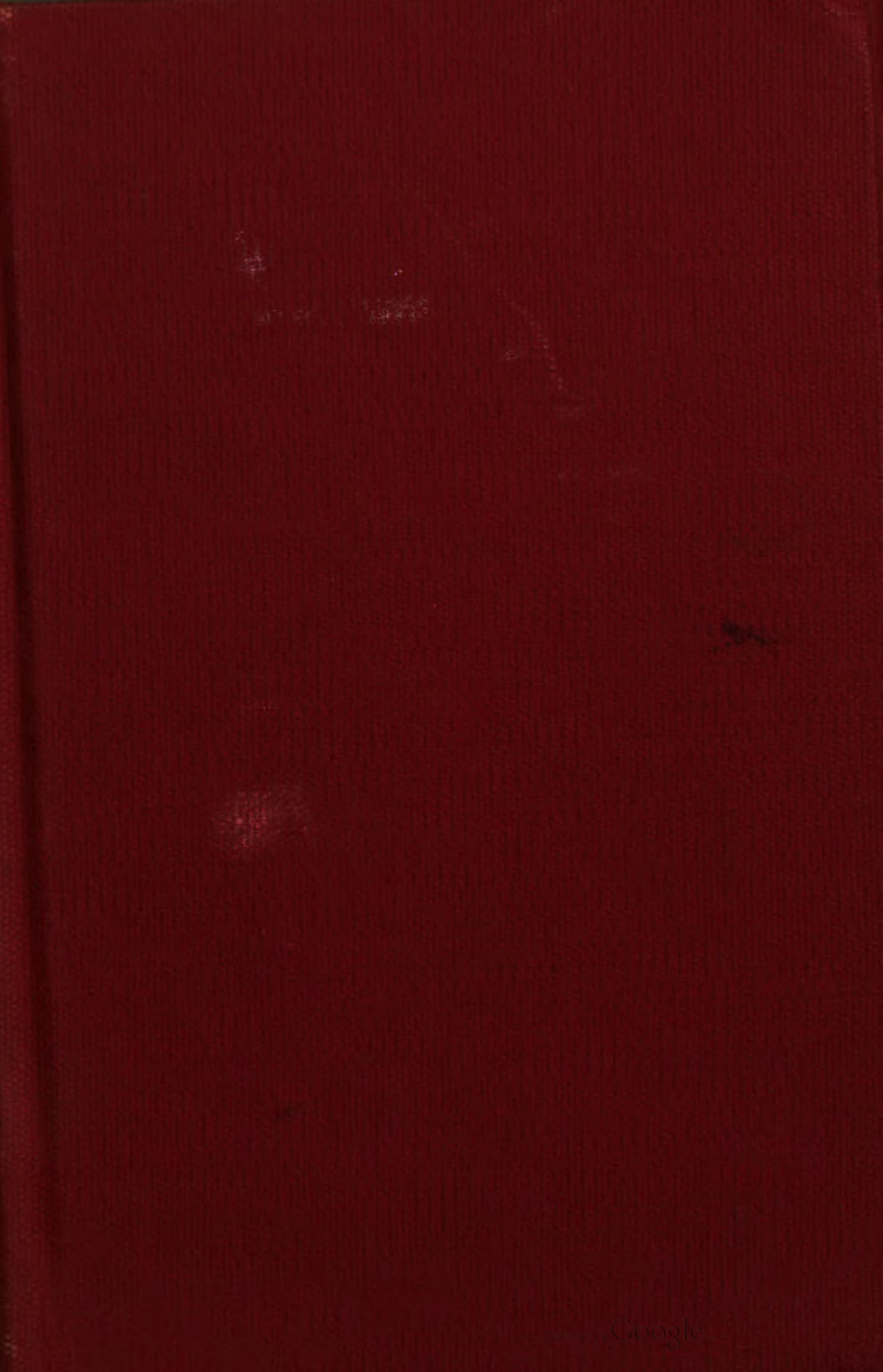
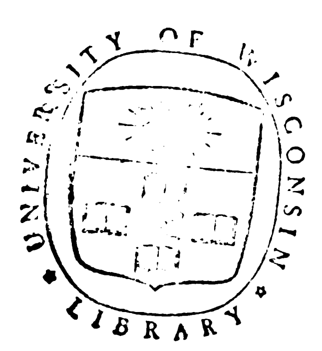







UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY


Digitized by Google

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTHUM
UND
DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

ELIAS STEINMEYER

VIERZEHNTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1888



INHALT.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XIV, 1 JANUAR 1888

Grundzüge der deutschen syntax nach ihrer geschichtlichen entwicklung dargestellt von Oskar Erdmann. I abteilung: gebrauch der wortclassen. die formation des verbums in einfachen sätzen und in satzverbindungen. Stuttgart, Cotta, 1886. x und 197 ss. 8°. — 3,50 m.

Ich widerhole bekanntes und oft ausgesprochenes, wenn ich erwähne, dass, obwol erst in den letzten jahren ein regeres interesse für syntactische forschungen sich kund gegeben hat, doch in diesem kurzen zeitraume viel auf diesem gebiet produciert wurde, wenn auch nicht alle strecken gleichmäfsig angebaut wurden, manche sehr stark vernachlässigt blieb. immerhin, eine zusammenfassung wurde schon von allen germanisten sehnlichst herbeigewünscht, da derjenige, der sich nicht speciell mit syntax beschäftigt, nicht mehr im stande ist, das ganze zu übersehen. dazu kommt, dass unzählige feinheiten und eigentümlichkeiten der altdeutschen sprache, besonders was den brauch der einzelnen litterarisch tätigen individuen betrifft, noch unbeobachtet geblieben oder, wenn sie auch einer oder der andere beobachtet und gesammelt hat, noch nicht litterarisch zugänglich gemacht worden sind. in gar viel fällen ist man auf eigene sammlungen angewiesen, und über diese verfügt wider nur derjenige, welcher sich lange und eindringlich mit altdeutscher syntax beschäftigt hat. und doch bedarf sie jeder einzelne germanist, sobald er über eine auffällige construction aufklärung wünscht oder parallelstellen benötigt; und gerade für seltenere sprachliche erscheinungen braucht er einen verlässlichen gewährsmann, die gewöhnlichen fügungen sind ihm ohnedies geläufig. hier konnte sich der verfasser eines handbuches der syntax dank verdienen; von ihm darf man voraussetzen und verlangen, dass er besonders befähigt ist, die vorhandenen lücken auszufüllen, dass ihm umfassende eigene sammlungen zu gebote stehen, aus denen er schöpfte.

Nun beschenkt uns Erdmann, gewis einer der berufensten arbeiter auf diesem felde, mit einem ersten bande einer deutschen syntax. voll freude öffnet man das buch; sicherlich wird es sich nicht nur durch zusammenfassung, sichtung und anordnung des schon vorhandenen stoffes, sondern auch durch reiches, vom verfasser neu beigebrachtes material auszeichnen, es wird uns überall einen genauen einblick in die entstehung der syntactischen fügungen gewähren, wird die regel scharf hervorheben, die hauptsachen betonen, dabei aber die details nicht unberück-

sichtigt lassen, jeder fall wird reichlich belegt sein, man wird sich auf die angaben des buches verlassen können.

Je gröfser indes und berechtigter die hoffnungen waren, die man auf dieses werk setzte, desto mehr fühlt man sich entteuscht. allerdings ist nicht zu läugnen: vieles darin ist sehr hübsch, manches neu, die historische entwickelung ist meist im auge behalten, und so wird das buch sicherlich vielen von grofsem nutzen sein und auch in nicht wenigen puncten tatsächlich 'zur verbreitung klarerer vorstellungen und genauerer kenntnis vom wesen und werden der syntax' beitragen; je mehr jedoch voraussichtlich das buch benutzt werden wird, um so mehr muss man hervorheben, was alles in demselben nicht steht, und was von dem gebotenen nicht so ist, wie es sein sollte.

Dass Erdmann in der anordnung des stoffes sich an Miklosich gehalten hat, kann man nur gutheifsen, wenn ihm auch Paul (Litt. centralbl. 1886 sp. 1729) dies zum vorwurf macht; ich halte diese anordnung des syntactischen stoffes nach wortclassen und -formen für die beste, wenn nicht einzig mögliche methode, um übersichtlichkeit in das überreiche material zu bringen. freilich wird bei dem umstande, dass die einzelnen wortclassen so vielfach in einander übergehen, dasselbe wort bald in dieser, bald in jener function auftritt, dass die lehre vom einfachen und zusammengesetzten satze vielfach getrennte behandlung verlangt (vgl. Paul, Princ.[2] 299 f und sonst), die systematik zu schaden kommen. das lässt sich nicht ändern; es kann sich nur darum handeln, bei welcher methode das ganze am lichtvollsten wird; ein bestimmtes system streng und völlig consequent durchzuführen, ist in der syntax nach meinem dafürhalten unmöglich. Paul selbst hat ja den versuch gemacht, eine mhd. syntax zu entwerfen, und er selbst gesteht (s. vorrede zu seiner Mhd. gr.[2]), wie schwer es sei, ein system in die darstellung der syntax zu bringen und dasselbe festzuhalten. ohne beständige verweisungen kann man nun einmal nicht auskommen, mag man dieses oder jenes einteilungsprincip zu grunde legen; wenn man jedoch die syntax nur als einen teil der gesammtdarstellung der sprache betrachtet, so gelangt man, wie Miklosich auf der 1 seite des 4 bandes seiner Grammatik kurz zeigt, notwendig auf die von ihm in die wissenschaft eingeführte methode: die syntax hat die bedeutung der einzelnen wortclassen und wortformen festzustellen. und selbst, wenn man bei der darstellung der syntax von dem connex mit den übrigen teilen der grammatik absehen und nur darauf ausgehen wollte, einen einteilungsgrund zu finden, der speciell für sie der geeignetste wäre, so würde man bei dem eben erwähnten zu bleiben haben, da für ihn der erfolg und die practische verwendbarkeit spricht. vollends unrecht hat Paul, wenn er aus dem vorhaben Erdmanns, im 2 bande eine übersicht über die arten und mittel der satzverbindung zu geben, einen neuen vor-

wurf formuliert, indem er behauptet, dass E. damit Miklosichs princip verlasse; im gegenteil, damit bietet uns E. vielmehr eine notwendige weiterführung und ergänzung desselben.

Dass E. im einzelnen manches anders und besser hätte anordnen können, wird man Paul allerdings zugeben müssen; es hängt dies aufs innigste mit dem hauptmangel des buches zusammen, der sich fast aller orten und fast in jeder beziehung geltend macht: das buch ist veröffentlicht worden, bevor es fertig war, und damit es trotzdem erscheinen könne, wurde es überhastet. unter diesem gesichtspuncte werden mir seine sonst unerklärlichen mängel klar. gegen die anordnung des stoffes, sowol innerhalb gröfserer partien als im detail, lässt sich manches einwenden, wenn sie auch 'auf langer erwägung' beruhen; ich verweise auf meine bemerkungen zum artikel und zum adjectiv, wie ich denn überhaupt den beweis für mein hier vorgebrachtes allgemein gehaltenes urteil erst in den nachfolgenden, an E.s darstellung sich anschliefsenden anmerkungen zu erbringen bestrebt sein werde. hier handelt es sich mir nur darum, den allgemeinen eindruck festzustellen, den das buch auf mich gemacht hat. es wird sich finden, dass in der fassung der regeln, in den angaben über syntactische erscheinungen, in der einreihung der beispiele manche ungenauigkeiten und flüchtigkeiten zu verzeichnen sind. vor allem aber wird es sich zeigen, dass das material, aus dem E. seine syntax aufbaut, unvollständig ist; nicht einmal alles das, was andere schon beobachtet und gefunden haben, ist verwertet, und reiche eigene materialien, eigene umfassende, auf alle gebiete gleichmäfsig sich erstreckende, systematisch angelegte sammlungen, wie sie unbedingt jeder nötig hat, der eine deutsche syntax schreiben will, giengen E. offenbar ab, obwol auch hier wider die ungleichmäfsigkeit zu tage tritt, da er, was Otfrid betrifft, würklich wolausgerüstet an die arbeit kommt.

Freilich darf nicht übersehen werden, dass E. sein buch selbst nur 'grundzüge' nennt und in der einleitung ausdrücklich bemerkt, er wolle ein hilfsmittel zur orientierung über die wichtigsten fragen und beobachteten tatsachen der syntax bieten; er legt sich also selbst eine grofse beschränkung auf, und wenn man den ausdruck 'beobachtete tatsachen' berücksichtigt, könnte man fast zu der vermutung kommen, er lege es hauptsächlich nur darauf an, schon von anderen gesammeltes und bearbeitetes material zu verwerten. er spricht ferner selbst von der gedrängten fassung des buches, dass es ihm nicht darauf ankomme, massen von totem material zu häufen, sondern die wichtigsten züge der entwickelung an treffenden beispielen aus den wichtigsten sprachdenkmälern erkennen zu lassen.[1] nun ist

[1] doch lehnt er es s. 66 ab, den bei den adverbien vorherschenden gebrauch der verbindung derselben mit verben und den von verben gebildeten participien mit beispielen zu belegen, da er 'als allgemein bekannt und in gleicher weise üblich' keiner belege bedarf.

es ja ganz richtig, dass sich ein autor die gränzen seiner untersuchung nach freiem belieben selbst stecken kann; ob er aber damit den anforderungen, die an ihn und sein buch gestellt werden dürfen, gerecht wird, ist eine andere frage, und es macht die widerholte betonung des umstandes, dass er nur das wichtigste bringen werde, geradezu den eindruck, als wollte er den möglichen oder sogar wahrscheinlichen vorwurf, sein buch sei vielfach zu dürftig, von vorn herein entkräften. er muss den mangel selbst gespürt haben, oder sollte es ihm entgangen sein, dass das eine capitel, zb. das über den modusgebrauch, reichhaltig und breit ausgeführt ist, während wider ein anderes, besonders das über die wortstellung, möglichst dürftig ist? woher sollte diese ungleichmäſsigkeit stammen als daher, dass ihm für das eine capitel eine groſse anzahl von vorarbeiten zur verfügung stand und er selbst wol gerade in dieser partie am meisten gearbeitet hatte, während er für die wortstellung bloſs auf die wenigen specialarbeiten auf diesem gebiet angewiesen war und eigene sammlungen ihm abgiengen? es kann ihm ferner nicht entgangen sein, dass er doch auch hin und wider einzelne ganz seltene redeweisen zur sprache bringt (vgl. § 9 s. 9 und sonst), während viel wichtigere fehlen. woher diese ungleichmäſsigkeit als daher, dass er eben bot, was er hatte, und seine beschränkung mehr aufgezwungen als freiwillig ist? andererseits glaube ich aber doch wider, dass er in erkenntnis dieses mangels absichtlich manches nicht in sein buch aufnahm, was er zb. für das mhd. mühelos in Pauls trefflicher syntax hätte finden können, und was gerade dieser arbeit einen besonderen reiz verleiht, beobachtungen über congruenz, ellipsen, pleonastische fügungen und sonstige constructionsweisen, die sich aber in E.s syntax nur ganz vereinzelt finden, weil er, entsprechend seinem princip der geschichtlichen entwickelung, genötigt gewesen wäre, alle diese sprachlichen erscheinungen auch im ahd. und nhd. zu verfolgen, ihm aber dazu die vorarbeiten fehlten.

Übrigens hat er es mit dem von ihm besonders betonten princip der geschichtlichen entwickelung nicht sehr genau genommen. auch hier zeigt sich eine ungleichmäſsigkeit, die ihm nicht entgangen sein kann. warum wird das gotische selbst in fällen unberücksichtigt gelassen, wo die sammlungen und untersuchungen anderer vorlagen? gesteht doch E. selbst, dass er sich in manchen fällen mit ahd., selbst mit mhd. belegen begnügt, bisweilen auch nur besonderheiten der heutigen sprachen hervorgehoben hat! eine solche beschränkung ist dort selbstverständlich, wo die betreffende sprachliche erscheinung erst in einer der genannten perioden zu tage tritt, inconsequent aber wäre es, wo eine nhd. fügung sich schon im altdeutschen findet, dies nicht zu erwähnen, während es doch in der regel geschieht und in einer historischen syntax überall geschehen muss; der grund hierfür

kann wider nur in dem mangel des nötigen materials gefunden werden.

Am meisten aber zeigt sich dieser mangel in der auswahl der beispiele. der kreis der autoren, denen E.s beispiele entnommen sind, ist sehr beschränkt. fürs ahd. freilich ist E., wie schon erwähnt, reichlich versorgt; aber nur aus Otfrid; die anderen ahd. autoren, zb. die übersetzer, Notker, bleiben vielfach ganz unbeachtet. sehr oft finden sich blofs belege aus Otfrid, oder es heifst wie § 10: 'vielleicht gewährt Notker reichere ausbeute', oder wie § 212: 'ihr vorkommen in anderen ahd. denkmälern ist noch zu untersuchen.' dass aber fast nur beispiele aus einem dichter herangezogen werden, hat für die syntax wesentliche nachteile: die poesie ist freier und vor allem altertümlicher als die gleichzeitige prosa, wie E. selbst s. 4 uö. zugibt (s. s. 15), und die regeln, die man der poetischen sprache entnimmt, dürfen nicht kurzweg für die ganze periode verallgemeinert werden (vgl. meine bemerkungen über den unterschied zwischen Otfrid und den übersetzern in meinen Ahd. relativsätzen s. 2 uö. sowie Toblers zustimmende erklärung Litteraturbl. f. germ. u. rom. phil. 1880 sp. 126). noch schlimmer steht es um die auswahl der beispiele im mhd.; blofs poetische werke sind citiert, in umfassenderer weise sogar nur ein par der wichtigsten aus der blütezeit, die prosa geht fast leer aus. hier, wo selbständige prosaschriften in reicher fülle vorhanden sind, werden die beim ahd. geäufserten bedenken um so lauter, und tatsächlich werden meine bemerkungen zeigen, dass es mir widerholt gelang, aus den prosaisten, speciell aus den mystikern, fälle, die E. für selten hält, reichlich nachzuweisen, ja einzelnes, was er für unmöglich erklärt, doch zu belegen. die übergangsperioden zum mhd. und nhd. sind völlig unberücksichtigt geblieben; gerade hier aber hätte der verf. einer historischen syntax reiche ausbeute gefunden. was ferner das nhd. betrifft, so lassen sich die originalwerke, die E. durchgemustert hat, auch bald zusammenstellen. dankenswert sind einzelne citate aus älteren nhd. grammatikern; man kann aus ihrer beistimmung oder opposition daten für das auftauchen neuer fügungen gewinnen. am unangenehmsten aber fühlt man sich berührt, wenn man zb. § 104 oder § 179 oder § 211 liest: 'beispiele sind zu sammeln', zumal wo es sich wie im letzteren paragraphen um eine im mhd. so häufig vorkommende erscheinung handelt (inversion nach *und*), wenn also mit anderen worten an den leser die aufforderung gerichtet wird, sich selbst belege zu sammeln, was in der vorrede summarisch in die classischen worte gefasst wird: 'wem ich nicht genug gebe, der lege selbst hand an, um mehr zu sammeln.' von selbst entsteht dann die frage, für wen das buch berechnet ist; die betonung des standpunctes, dass blofs die hauptsachen vorgeführt werden, lässt vermuten, dass E. besonders an jene gedacht hat, die erst syntax studieren wollen;

diese sollten offenbar nicht durch details abgelenkt und erdrückt werden. also die lernenden sollen dort einspringen, wo dem lehrer der faden ausgieng? ich finde diese zumutung sehr sonderbar. wer soll denn die beispiele sammeln, wenn nicht der autor selbst? hat er sie noch nicht beisammen, wenn das buch im übrigen abgeschlossen ist, so kann ja dieses noch so lange zurückgehalten werden, bis auch diese lücken ausgefüllt sind. es gibt doch nur éinen termin für das erscheinen eines buches, und das ist der, wenn es fertig ist. da aber E.s buch erschienen ist, ohne fertig zu sein, so fürchte ich, dass hier äufsere beweggründe von bestimmendem einflusse waren; die folgen davon zeigen sich nun auch aller orten.

Anderswo wird der leser wider auf die wörterbücher verwiesen, besonders auf das Mhd. wb.; ja, gelegentlich wird eine ganze partie (zb. conjunctionen; s. § 128 schluss) mit blofsen andeutungen abgetan und eine 'erschöpfende behandlung derselben dem lexicon überlassen.' eine erschöpfende behandlung gehört auch dahin; aber es ist dabei ein wichtiger punct übersehen. wir haben blofs ahd., mhd., nhd. lexica, keines, welches in derselben breite, wie dies in den specialwörterbüchern geschieht, die einzelnen wörter und deren gebrauchsweisen durch alle sprachepochen verfolgt; auch im DWB geschieht dies nicht durchgehends und übersichtlich. da ist es nun aufgabe des gelehrten, der eine historische syntax schreibt, das werden und vergehen in jedem einzelnen falle wenigstens zu skizzieren, dann aber denjenigen, der sich näher informieren will, unter genauer angabe des ortes auf die detaillierten sammlungen und ausführungen der wörterbücher zu verweisen. weil gelegentlich die wörterbücher auch für die syntax wichtige oder bemerkenswerte beobachtungen und sammlungen enthalten, soll das ein grund sein, sie in der syntax selbst nicht mehr zu erwähnen? eher sollte man doch diese vorarbeiten dankbar verwerten. dies führt mich auf einen anderen punct, den ich noch auf dem herzen habe und der mit dem eben besprochenen eng zusammenhängt. unbeschadet des grundsatzes, nur das wichtigste zur sprache zu bringen, würde E., ohne den umfang seines buches nennenswert erweitern zu brauchen, eine gewisse vollständigkeit haben erreichen können, wenn er die zahlreichen syntactischen detailbeobachtungen am geeigneten orte wenigstens citiert und so demjenigen, dem das gebotene nicht genügt, gelegenheit verschafft hätte, sich genauer zu unterrichten. es wäre auf diese weise zugleich dem dringenden bedürfnis, endlich einmal das ganze weit zerstreute material beisammen zu haben, abgeholfen worden. es gibt der einzelbeobachtungen auf syntactischem gebiete jetzt schon so unzählige, dass sie nur derjenige, der sich fort und fort mit syntax beschäftigt, annähernd übersieht. wie viel germanisten können dies aber bei der weiten ausdehnung des ganzen

gebietes ihrer wissenschaft, und wie schwer ist es besonders dem anfänger, diese fülle zu bewältigen! zudem sind diese detailbeobachtungen allerorts verzettelt; ich rede dabei nicht von gröfseren arbeiten, die man bald beisammen hat, sondern von kleineren, nur einen oder den anderen punct betreffenden abhandlungen und notizen, von den anmerkungen zu textausgaben, die eine wahre fundgrube für den syntactiker bilden, von recensionen, von gelegentlichen bemerkungen in abhandlungen und werken, die sich in der hauptsache mit anderen materien beschäftigen.

Freilich ist es sehr fraglich, ob in dem falle, dass E. dem eben ausgesprochenen wunsche zuvorgekommen wäre, demjenigen, der von diesen citaten hätte gebrauch machen wollen, in würklichkeit langes und oft vergebliches suchen erspart geblieben wäre. um die richtigkeit der citate steht es nämlich in E.s buche sehr mislich; mag er litteraturwerke oder wissenschaftliche quellen citieren, oder auf einen paragraphen seines eigenen buches verweisen, nie ist man sicher, dass man durch die verweisung auf die richtige stelle geleitet wird. dieser umstand wirft ein besonders starkes und unangenehmes licht auf die flüchtigkeit, mit der das buch hergestellt worden ist. das ist doch das wenigste, was man verlangen muss, und dazu bedarf es nur einer am schlusse vorgenommenen nachprüfung, dass man sich auf die verweisungen, die innerhalb des werkes selbst zu orientieren haben, verlassen kann; besonders gilt das in einem buche, welches wie das vorliegende auf verweisungen geradezu angewiesen ist. wie wenig aber selbst bescheidene anforderungen befriedigt werden, mögen beispielsweise die abschnitte s. 24—82 demonstrieren: § 50, d l. 107 statt 106; § 52, c und d: 65 statt 63; § 57: 110 statt 109; § 68, b: 80 statt 78; § 85: 68 statt 67; § 96: 93 statt 94 und am schlusse: 99 statt 98; § 102: 93 statt 94; § 106 jedesfalls nicht 99, vielleicht 53, weil in diesem paragraphen auf § 106 verwiesen wird; § 128: 99 statt 98; § 129: 102 statt 95, 10f statt 9; § 130, k: 105 statt 106. noch schlimmer sieht es mit den citaten aus den alten autoren aus; ich habe mich der mühe unterzogen, alle got., ahd. und mhd. citate, die sich s. 26—46 vorfinden, nachzuprüfen, um E.s ungenauigkeit auch in diesem puncte nachzuweisen: § 48, got. l. Kor. 2, 13, 7 statt 17; § 49, a): Pz. 314, 30 statt 29; b): Pz. 252, 7 statt 8; 297, 25 statt 24; c): MS II 38ᵃ statt 38ᵃ (bei Weinhold § 494[1] richtig citiert); § 51, ahd. b): O. I 18, 17 statt 7; § 52, d): Erec 315 statt 314; § 61, ahd.: O. v 20, 94 heifst es nicht *lieben minen,* sondern *lieben then bruaderon minen;* das beispiel gehört also nicht hierher; § 65, c): Walth. 104, 31 statt 30, Klage 1948 statt 1947, Erec 1522 statt 1519 und 4157 statt 4156, MS I 34ᵃ statt I 28ᵃ (denselben fehler hat auch Weinhold § 497[1]); § 67, b): zwischen (O.) II 4, 51 und *ein werk mâraz* ist ausgefallen: *in eina burg guata.* III 16, 33 (denn hier findet sich das beispiel *ein*

werk mâraz, während zu II 4, 51 der andere präpositionalausdruck gehört); § 73, ahd.: O. I 27, 56 statt 26; mhd.: Pz. 632, 3 statt 32 (sic), Erec 2566 statt 2565; § 76, ahd.: Tat. 26, 3. 4 statt 26, 1; § 79: O. IV 27, 5 statt 15, I 17, 36 statt 38; § 80: Greg. 2683 statt 268; Weinhold (ich citiere immer nach der 1 aufl.) § 503 hat das richtige; unterm abschreiben oder setzen ist die 3 verloren gegangen; auch das nächste citat aus Greg. steht bei Weinhold richtig mit 3604 angegeben, und es bleibt nur unerfindlich, wie E. auf 3773 kam (anderes der art findet man unter den druckfehlern angeführt); MS I 165ᵃ heifst es: *in stummer wîs* (nicht *stummen);* dann gehört aber das beispiel nicht hierher; § 82, ahd.: O. IV 26, 37 statt 32; 3 zeilen weiter soll offenbar O. II 12, 2 verglichen werden, nicht II 12, 21; § 85: O. V 21, 19 statt V 20, 19; § 86: Wolfram L. 3, 3 statt 1, 3; Nib. 1204 *ich arme künegîn* bietet A; BCJ lesen *armiu;* § 87 muss es statt Walth. 21, 8 heifsen Wh. (Willehalm) 21, 8 (E. hat sich Gr. IV 557 verschaut); Tit. 3, 4 steht im Lachmannschen text *mînem seneden klagendem lîbe; klagenden,* wie E. citiert, haben Hi. — es wird nun niemanden wundern, dass gelegentlich auch Grimm falsch citiert ist: § 56, a zb. muss es statt IV 483 488 heifsen, oder dass Weinholds Mhd. gr. promiscue nach der 1 und 2 auflage citiert wird, ohne dass dies aber irgendwo ersichtlich gemacht würde; § 62, § 76, mhd., § 137, § 142, 6, § 162, § 168 ist die 1 auflage, § 49, c, § 56, a, b, c, § 129 die zweite gemeint. E. hat offenbar die citate, die sich auf die 1 auflage beziehen, aus seinen älteren notizen herübergenommen, ohne zu beachten, dass er später die 2 auflage benützte; er hat jedesfalls seine verweisungen nicht mehr nachgeprüft. auch sonst wimmelt es von druckfehlern; und diese gewinnen zusammengehalten mit den übrigen beobachtungen symptomatische bedeutung.[1]

[1] ich stelle im folgenden die druckfehler zusammen, die mir aufgestofsen sind, und notiere selbst geringfügige versehen, weil ich glaube, E. dadurch für die herstellung der 2 auflage einen dienst erweisen zu können: § 4, ahd. ist *vor* nicht cursiv zu drucken, desgl. § 95, O. IV 15, 15 *sprah* ohne durchschuss; § 5 nhd. 1. l. Kolocz.; § 6, ahd. (s. 7), Lud. 60 l. *iz* statt *ist;* § 21, mhd. ist Pz. 20, 6 nicht *nâch,* sondern *rabens* gesperrt zu drucken; § 31, O. II 6, 27 schr. *ward;* § 44, 1 z. l. findet; § 46, mhd. Wigal. 3384 ist *gar* zu streichen; § 47, 6 z. l. Pz. statt R.; § 48, ahd. 4 z. l. instrumental statt infinitiv, a) Dkm. XI 51 *indi kuoni* statt *inti kuani;* § 49, c) Pz. 55, 21 l. *ein ander* (ohne trennungszeichen); § 51, got. ist 'und' vor Röm. 7, 12 wol jedesfalls zu streichen (s. Gr. IV 471); § 52, a) Iw. 156 l. *eiters* statt *eifers;* c) Nib. 1906 schr. *vrumt;* § 55, ahd. a) O. I 9, 16 *liub kind* cursiv, O. V 12, 32 *michil;* § 56, a) mitte l. *bluotec* statt *bluotes;* 2 z. v. u. Trist. 3919 *reidem* statt *reiden;* § 59 l. Laokoon 18 statt 13; § 64 ist ahd. vor a) zu streichen, s. 36, 1 z. hinter ahd. O. zu ergänzen, desgleichen in der 2 z. vor III 18, 30; § 65, c) Erec 4156 (recte 4157) ist *gebeten* jedesfalls unrichtig, am ehesten könnte es aus *getan* corrumpiert sein (mhd.: *als er blôzer tæte);* richtiger ist zu schreiben: gehört und gesehen; § 73, schluss l. *kam* statt *kom* und nhd. statt ahd.; § 76, 5 z. schr. *dwala;* § 82, O. III 20, 73 l. *ist* statt *was;* § 84, Kor. 2, 9, 2 *fram* statt *af;* § 86, Walth. 81, 16 *ir* statt *ihr* und Wolfr. L. 7, 36 statt I 7, 36; § 88, mhd. ist nach *tôt* strich-

Fasse ich alles gesagte zusammen, so glaube ich nicht einen ungegründeten vorwurf auszusprechen, wenn ich widerhole, dass das buch zu früh in die welt geschickt worden ist, dass es noch nach den verschiedensten richtungen hin hätte überprüft und verbessert werden sollen, bevor es aus der hand gegeben wurde; ich glaube auch annehmen zu dürfen, dass E. das selbst gefühlt hat, aber aus irgend welchem grunde das buch nicht mehr zurückhalten konnte oder wollte; selbst die von ihm s. IV der vorrede mitgeteilte disposition des stoffes, welche dem 2 bande manigfache ergänzungen des im ersten erörterten und angedeuteten zuweist, scheint mir nunmehr darauf hinzudeuten, dass E. sich bewust war, es würden sich ihm im weiteren verlaufe seiner arbeit reichliche nachträge ergeben, die eigentlich in den 1 band gehört hätten.

punct zu setzen statt beistrich; die beiden sätze gehören nicht zusammen; § 92, drittletzte zeile l. mhd. statt nhd.; § 96, ahd. O. I 12, 9 schr. *imbot*, 9 zeilen weiter l. 'ursprünglich'; § 100, b) O. II 21, 43 l. *thâr* statt *thâs;* § 107, c ist der dem einleitenden hauptsatze folgende dass-satz ganz unverständlich geworden; nach 'dass ein' muss 'an' eingeschoben, dafür in der übernächsten zeile 'ein' getilgt werden; damit scheint die verderbnis behoben zu sein; § 118, d) schluss wird 'ff' kaum richtig sein; statt dessen muss es vielleicht heifsen 'udgl.'; § 120, 12 z. l. dienen statt dienten; § 122, 18 z. l. *das* st. *der;* § 126, 1, 6 z. l. mhd. statt ahd., 6, 3 z. v. u. ergänze nhd. vor stets; § 128, s. 80, z. 1 l. *berc* statt *berg;* s. 86, z. 2 v. u. ist nach 'zurückgekehrt' die klammer zu schliefsen; § 134, I 1 Ephes. 3, 3 (recte 5) l. *ἀπεκαλύφθη;* s. 90, z. 20 l. eigentümlich; s. 95, 2 z. v. u. schr. *fliuh;* s. 98, 5 ist § 157 unrichtig; es muss 137 oder 139 heifsen; s. 99, letzter abschnitt vermute ich, dass die undeutsche fügung 'ansicht eines früheren ereignisses' durch einen druckfehler entstanden ist; vielleicht ist vor dem genetiv 'bezüglich' ausgefallen; § 145, 3 l. § 142, 6 statt 141, 6 und zum schlusse § 170 statt 165; § 147 ist im 3 absatz vor Hild. 33 ahd. einzuschieben, dafür 2 zeilen weiter unten zu streichen; § 152, 5 z. l. Vom statt Vor und streiche den beistrich hinter verba, desgl. s. 109, mhd. den punct vor Nib. 1265; § 154, b l. § 155 statt 135; s. 115, ahd. schr. O. I 3, 14; s. 116, 2 z. v. o. l. Fdgr. statt fdgr., 11 z. v. u. ist nach 'beispiel' einzuschalten 'für conjunctiv'; § 159, mhd. dürfte sich Pz. 1, 29 von ungefähr zwischen die beiden stellen Nib. 16 eingeschoben haben; s. 119, 7 z. v. u. l. Kind. Jesu; § 168, mhd. (2 absatz) l. Iw. 2483 statt 2482, im 3 absatz l. Pz. 17, 3 statt 2 (Weinh. § 345, woher die beispiele genommen sind, hat das richtige), Pz. 25, 19 l. *brœhten* statt *boehten*, Pz. 386, 24 statt 387, 24 (Gr. IV 76, woher das beispiel stammt, ist die stelle richtig citiert); § 169, 4 z. l. § 164 statt 162, ebenso § 170, 4 z. § 186 statt 180; § 172, s. 130, A, ahd. ist vor III 6, 17 O. einzuschalten, desgl. s. 133, b vor V 15, 45; § 177, b) findet sich *bouhnen* zweimal; § 178, I b (9 z.) l. *erlouben;* § 180 unten haben die in klammer gesetzten I und II ihre plätze zu vertauschen; § 181, ahd. 3 z. l. *thaz* statt *thar;* § 184, mhd. fehlt vor dem 3 absatz 2.; § 186, 10 z. l. § 168 statt 166, und in der viertletzten zeile § 142 statt 141; § 187, 10 z. l. 'eine' statt 'neue'; § 188, s. 151, 2 z. v. u. l. *arzât* statt *avzât;* § 189, nhd. 2 ist 'die' nach 'conj. praet.' zu streichen; § 191, 14 z. l. O. II 1, 3 statt II 2, 1 (9 zeilen weiter, wo dieselbe stelle unter verweisung auf das 1 citat nochmals erscheint, ist sie richtig citiert); § 192, mhd. a) 6 z. l. *in* statt *ich*, 7 z. *enhende* statt *in henden*, 9 z. *dar* statt *dâ;* § 195, 4 z. v. u. ist nach 'selten ist' 'nhd.' einzuschalten; § 197, got. 7 z. l. *sijaina* statt *sijaima;* § 203, 14 z. v. u. schr. beistrich statt strichpunct; § 205, 1 z. l. § 115 statt 111; s. 182a., 5 z. l. 'auch' statt 'anch'; § 216, s. 193, z. 3 v. u. l. *die Venus* statt *der Venus.*

Dieser umstand nun, dass man nicht sicher ist, was E. selbst im 2 bande noch bringen wird, und zweitens der von ihm so stark betonte gesichtspunct, dass blofs das wichtigste hervorgehoben werden solle, machen es vielfach sehr mislich, ergänzungen und berichtigungen vorzubringen; oft fehlen ja beobachtungen, von denen man überzeugt sein muss, dass sie einem manne, der sich so lange schon und so verdienstvoll um die deutsche syntax bemüht hat, unmöglich unbekannt gewesen sein können, dass er sie also absichtlich verschwiegen hat. wenn ich trotzdem daran gehe, alles das zusammenzustellen, was ich anders wünschte oder vermisse, oder wenn ich beispiele nachtrage, dem oben citierten ausspruche des verf.s (s. v d. vorrede) folge leistend, so lasse ich mich von der erwägung leiten, dass ich ja doch nur den 1 band zu besprechen habe, mich also nicht darauf einlassen kann zu erwägen, was eventuell E. selbst im 2 bande noch nachtragen wird. meine bemerkung also, dass ich dies oder jenes vermisse, will immer nur besagen, dass dasselbe nach meiner meinung in den rahmen der darstellung hineingehöre, ohne dass sie im speciellen falle darüber ein urteil abgibt, ob E. diesen fall absichtlich oder unabsichtlich unerörtert gelassen hat. — aus practischen rücksichten schliefse ich mich E.s darstellung an und gebe meine bemerkungen in der reihenfolge, wie ich sie mir zu jedem paragraphen notiert habe; es erleichtert dies jedesfalls die vergleichung meiner bemerkungen mit E.s text und die verwertung derselben; zwar suchte ich dieselben schon von vorn herein möglichst zu beschränken, muste sie aber nach der hand schliefslich noch bedeutend restringieren, um nicht allzu viel raum in anspruch zu nehmen. es soll mich freuen, wenn meine besprechung für eine zweite vermehrte und verbesserte auflage der Grz. hier und da gute dienste leisten wird, und nur aus diesem gesichtspuncte, aus meinem interesse für die förderung der sache wollen meine vorschläge und oft unbedeutenden und geringfügigen nachträge beurteilt werden; es liegt mir fern, mich auf kosten E.s, dem ich auf dem gebiete der syntax viel verdanke, schön machen zu wollen.

§ 5 mhd. für die 3 pl. ohne pronomen finde ich einen beleg Myst. I 364, 28 *Hie enmitten sô râtent doch als die blinden.* in dem vorhergehenden satzgefüge, von dem unser satz durch einen punct abgetrennt ist, war von den gesunden augen die rede; diese sind aber kaum als subject zu *râtent* zu ergänzen, zumal es weiter heifst *z' ende grîfende nâch dem wâren liehte, daz got selbe ist.* auch Pfeiffer in der anm. z. st. substituiert ein frisches subject, will aber statt *râtent* lesen *râten* = so sollen wir doch mutmafsen. — was das fehlen des pron. pers. in einer reihe zusammenhängender sätze betrifft, so lassen sich da die einzelnen fälle genauer scheiden; ich sehe ab von fällen, in denen das subj. des einen satzes zugleich subj. des folgenden ist.

I. coordinierte, neben einander stehende hauptsätze a) ein obliquer casus des pron. pers. oder dem. enthält das subj. des folgenden satzes[1] (s. Gr. IV 216). Myst. 305, 37 *daz aller zwivel in uns erlösche und* (sc. *wir) gesterket werden.* Berthold I 33, 17 *und daz in gar wol dâ mit ist unde (sie) sîn vaste lachen und (ez) ir goukel ist.* 8, 37 (ich gebe stets nur ein par beispiele als beleg; andere s. auch bei Paul, Mhd. gr. § 378). — nhd. Luther, Mt. 25, 29 *denn, wer da hat, dem wird gegeben werden und wird die fülle haben.* 27, 3. Logau öfter (Lessing, Wb. zu Log. Sinnged. IV). Immermann, Oberhof (Spem.) s. 303, z. 11 v. o. *einstmalen, als . . . so fielen mir die herren ein und wuste nicht, wie das geschah.* andere beispiele bei Andresen, Sprachg.[4] 75. — erleichtert wird natürlich die beziehung des pron. des 1 satzes auch auf den 2 satz, wenn es in diesem in derselben form zu ergänzen wäre, wie Berth. I 32, 11 *ob ez diu muoter die wîle iht erdrücke . . . oder (ez) in ein fiwer falle.* — b) obl. casus des pron. poss. (vgl. Paul, Princ.[2] 268). Mære v. d. gäuhühnern 123 *sô wehset iemer mêre iwer frum und iwer êre und werdet werder danne ê;* Flos und Blankflos (ed. Waetzoldt) 888 *se is sînes herten leitvordrif unde (he) heft se lever wen sîn lif.* Myst. 322, 34. 400, 24. — c) auch ein nomen, selbst in einem casus obl. und abhängig von einer präposition, wird zugleich als subj. des folgenden satzes betrachtet (Paul, Princ.[2] 267). Berth. 320, 28 *und næme einer ein gar armez wîp und wære (siu) halt ein schemelerinne.* 313, 13. 22, 31. beispiele aus HSachs Grz. s. 5, 2); nhd. beispiele bei Andresen aao. — d) selbst aus einem ortsadverb ist das entsprechende pron. zu ergänzen: Paul, Mhd. gr. § 378.

II. das pers. pron. (als subj.) ist nicht aus dem unmittelbar vorhergehenden satze, der ein anderes subj. hat, sondern aus dem diesem vorausgehenden gliede mitzuverstehen (Gr. IV 216 f. Paul, Gr. 378, Princ.[2] 268). Myst. 288, 3 . . . *daz der künig von Frangrîch hêti einen grôzen berg mit gemalnem golde, und ist der gemein aller menschen, und (er* = der könig) *hêti ûz geheizen rüefen;* 521, 38; 116, 22 *er fuor in di stat; und der was tôt und half* (nämlich der gefahren war) *den* (sc. den toten) *begraben.* Predigtmärl. (Pfeiffer) 10, 16. MF 167, 4. Wd. D VI 37, 1. — nhd. Luth., Mt. 11, 20 *Da fieng er an die Stadt zu schelten, in welcher am meisten seiner Thaten geschahen, und hatten (sie = die Städter* zu ergänzen aus *Stadt) sich doch nicht gebessert.*

III. selbst aus dem vorhergehenden nebensatze gilt das subj. auch für den folgenden hauptsatz (was E. läugnet; beispiele aber schon bei Paul, Gr. § 378 a.). Myst. 12, 4 *dise jungfrowe was sô schône, daz ir eigin vater begerte si zu nemene zu einer êlichen*

[1] nicht in diesen rahmen gehört es, darauf hinzuweisen, dass auch ein obl. casus des pron. pers. selbst aus einem obl. casus des pron. oder nomens im vorhergehenden satze mitzuverstehen ist; zb. Wd. D VI 212, 1 *wollent ir mir entrinnen und (mich) lân in diser nôt;* Pz. 13, 24 *vil künege wâren sîne man, mit krôntem lîbe (im) undertân.* Myst. 345, 35.

frowen, und liz einen turn bûwen . . . und hiz zwei venster dar in machen. 312, 19 (aufford. conj.). Pz. 152, 7 f *ez ist dem künge Artûs ûf sînen hof sô manec werder man geriten, durch den ir lachen hât vermiten, und (ir) lachet nu durch einen man, der* . . . 334, 9 (conj. opt.). MF 173, 15 *vâhe si mich iemer an deheiner lüge, sâ sô schüpfe (si) mich zehant und geloube niemer mîner klage* (vgl. Grz. s. 5, 2 absatz). reichliche und auffallende belege für das fehlen des pron. pers. der 1 person liefern die Offenbarungen der ALangmann (QF XXVI); einzelnes stellt Strauch s. XLI zusammen. andere, auch nhd. beispiele s. Paul, Princ.[2] 265.

Von den § 6, nhd., c) angeführten impers., die *es* immer nötig haben, gehören einzelne nach § 7, wo auch die bedingung richtig, aber schwerfällig angegeben ist, unter welcher das *es* fehlen kann, während die angabe unter c) richtig so formuliert werden muss: viele impers., die einen obl. casus annehmen, müssen in jedem falle *es* bei sich haben [diese gehören nach 6], einzelne können es entbehren bei inversion [diese gehören dann nach 7]; dann aber kommen nach 7: *mich reut, wundert, verlangt, verdriefst, freut.* nebenbei bemerke ich, dass § 6 *es treibt* und *es zieht* nach einem intervall von 6 verben nochmals erscheinen. auf eine andere ungenauigkeit an derselben stelle hat Paul im Centralbl. aufmerksam gemacht. — ein auffallendes beispiel für fehlendes *es* bei Wieland (ich citiere nach Hempel) XII 35 *befiehlt, wer kann, gehorcht, wer muss;* absichtlich altertümelnd und für die ballade characteristisch ist Hamerlings (Sinnen und minnen[3] s. 266) *safsen zwei liebende kosend* . . . (str. 2) *kam am himmel gezogen grauende wolkennacht;* vgl. DWB III 1114.

N o m e n s u b s t a n t i v u m. die abgränzung könnte noch vollständiger sein; es wird gezeigt, was alles subst. werden kann — was aber aus dem subst. werden, in welchen functionen es erscheinen kann, muss man sich aus dem bei den betreffenden redeteilen gesagten erst zusammenstellen; eine kurze übersicht darüber hier hätte ein bild von der verwendbarkeit des substantivs gegeben; sehr hübsch ist das in Pauls Princ. zusammengestellt. denselben wunsch hätte ich auch für die anderen redeteile; einfache verweisungen würden genügen. — die lehre vom gebrauch des artikels § 13 ff wäre nach meiner ansicht klarer und übersichtlicher geworden, wenn gezeigt worden wäre: in diesen fällen steht kein artikel, in diesen *der,* in diesen *ein,* und wenn diese kategorien unter beibehaltung der reihenfolge durch das got., ahd., mhd. und nhd. durchgeführt worden wären. man hätte dadurch den vorteil erreicht, zu sehen, wie sich in einer bestimmten epoche die sprache zum artikel verhält, und die übersichtlichkeit der entwickelung der einzelnen gebrauchsweisen wäre nicht verloren gegangen, da die entsprechung in der anordnung der einzelfälle es ermöglicht hätte, dieselbe erscheinung durch alle epochen zu verfolgen. dieser parallelismus in der abfolge und anordnung

auch innerhalb der einzelnen kategorien ist auch bei E.s anordnung unbedingt nötig und sollte sich selbst auf die reihenfolge der einzelnen wörter, redensarten und formelhaften verbindungen erstrecken, sodass abnahme oder zuwachs von selbst in die augen fielen; bei einer materie, die so sehr ins detail geht wie die lehre vom artikel, muss man die genauigkeit möglichst weit treiben, nur um die übersichtlichkeit zu fördern; E. hätte in dieser beziehung ein mehreres tun können.

Im anschluss an das hier gesagte möchte ich denselben wunsch für die darstellung des gebrauches der 3 adjectivformen aussprechen. jedesfalls ist es nicht zu läugnen, dass sowol beim artikel als beim adjectiv E.s methode in folge der continuität der darstellung einer und derselben erscheinungsform sehr viel für sich hat; er hat es sich (s. v der vorrede) zum princip gemacht, j e d e bildung der sprache möglichst für sich zu verfolgen, und das ist für die genaue hervorhebung und betonung der historischen verhältnisse in der entwickelung des einzelfalles unbedingt sehr vorteilhaft; es ist, wenn ich so sagen darf, die methode des längsschnittes, während mir der querschnitt mehr zusagt. man verliert bei E.s methode das ganze zu viel aus dem auge, man bekommt keinen überblick über das éiner periode eigentümliche, während bei der von mir vorgeschlagenen das gegenseitige verhalten der einzelnen erscheinungsformen zu derselben zeit viel plastischer hervortreten würde. nach meinem plane gehört zb. das got. der §§ 48, 51 und 55 zusammen: dann ergibt sich dem lernenden sofort, dass das got. nur im neutrum eine flexionslose form neben der flectierten besitzt und zwar ohne besonders deutlich hervortretende syntactische unterscheidung. die zusammenstellung derselben paragraphen für das ahd. hätte gezeigt, dass wir es hier schon mit einer recht ausgebildeten form zu tun haben, die sich den beiden flectierten formen gleichstellt, daher auch eine bestimmte syntactische function erhält usw. der bis ins detail gehende parallelismus, von dem beim artikel die rede war, wäre auch hier durchzuführen, dazu innerhalb der einzelnen paragraphen ein deutliches, constant festgehaltenes auseinanderhalten der einzelnen fälle; also jedesfalls hätte klar hervorgehoben werden müssen: 1) kein artikel geht voraus, 2) es geht a) *der,* b) *ein* voraus, 3) ein possessiv udgl. wo häufung von einzelangaben das ganze unübersichtlich zu machen droht, muss man selbst pedantisch werden.

Ähnlich verhält es sich mit der darstellung der lehre vom modus; hier handelt es sich wider um ind. und conj. in derselben satzart; diese müssen zusammengenommen werden, damit ihr gegenseitiges verhältnis klar wird. characteristisch ist, dass E. selbst dieser forderung nicht ausweichen kann, bei der besprechung des indicativs in nebensätzen (§ 158 ff) widerholt auch beispiele für conjunctiv anführt und § 171, schluss selbst sagt:

die abgränzung des gebrauches beider modi ist bei jeder gruppe (von nebensätzen, die meist conj. haben) berücksichtigt. schon Paul, Centralbl. aao. hat gegen E.s darstellung der moduslehre und der lehre vom gebrauche des adjectivs dieselben bedenken erhoben.

Doch zurück zum artikel! selbst wenn man E.s anordnung im princip gutheifsen wollte, kann man sich nicht damit befreunden, dass die fälle von fehlendem artikel in 2 gruppen geschieden werden, je nachdem *der* oder *ein* als fehlend angenommen wird. der oberste gesichtspunct bleibt doch beide mal derselbe: das substantiv ist noch artikellos, und zweitens lässt es sich vielfach gar nicht entscheiden, ob *ein* oder *der* zu ergänzen ist; darum ist E. selbst, wo er das fehlen des *ein* § 21 ff bespricht, gezwungen, in den einleitenden worten von fällen zu reden, 'in denen bis ins nhd. hinein noch blofses subst. ohne *ein* und *der* gebraucht wird'; § 39 und 40 wird dann tatsächlich das fehlen von *ein* und *der* zusammen besprochen; eine erscheinung, wie das fehlen des artikels bei 2 copulativ verbundenen substantiven, wird zweimal behandelt, unter *ein* § 24 und unter *der* § 44; natürlich wird § 24 zweimal auf § 44 verwiesen, ja dasselbe beispiel O. an Sal. 30 erscheint hier und dort. — noch wäre im allgemeinen zu erwähnen, dass in dieser partie das got. vielfach über gebür vernachlässigt wird, obwol die betreffenden got. entsprechungen aus Grimm oder Bernhardt so leicht zu entnehmen waren: zb. auch got. *sunus mans* (ad § 42 s. Gr. IV 387), oder *in fôn* (ad § 23, Gr. IV 388) oder *maht jah valdufni* (ad § 44, Gr. IV 389 f) ua.; wenn man gesehen hätte, dass in diesen fällen auch im got. der artikel fehlt, wäre es noch viel deutlicher geworden, dass diese freiheit 'aus ältester zeit' herstammt und 'ungeschwächt sich erhalten hat' (Grz. s. 23).

Im einzelnen hätte zu § 17 noch erwähnt werden können, dass der mhd. gebrauch des *ein* vor stoffnamen noch im bairisch-österreichischen dialect erhalten ist: *gib mir a wasser* (einen schluck wasser), *an eis* (ein stück eis) usw. — § 19 kann auch noch für das mhd. geradezu gesagt werden, dass im negierten satze (spec. nach *nie)* der unbestimmte artikel nicht vorkommt (s. DWB III 131. Martin zu Kudrun 226, 2). E.s regel 'sobald nicht ein bestimmtes, sondern irgend ein individuum gemeint ist, steht im ahd. regelmäfsig und auch im mhd. noch sehr häufig das blofse substantiv ohne *ein'* fasst den gebrauch in negativen und positiven sätzen zusammen und wird dadurch ungenau. — zum fehlen des *ein* im nhd. (§ 20, s. auch § 15) verweise ich noch auf Lessings Wb. zu Logau, wo auch ein par stellen aus Gleims Kriegsliedern citiert sind, und für Klopstock auf Würfls Brünner progr. s. 24. — § 23 vermisse ich die hervorhebung des fehlens des artikels bei unpersönlichen redensarten im ahd., mhd., hin und wider auch noch im nhd. zb. *mih ist wuntar, mir*

ist nôt usw., Gr. IV 396. 409 und 242 ff. — § 26 'mhd. ist ebenfalls die kennzeichnung durch *der* durchaus regel'; § 25 wird aber bezüglich des *der* im ahd. blofs gesagt 'sehr gewöhnlich', 'schon gebräuchlich'. — wie *himel* wird gelegentlich auch *himelriche* ohne artikel gesetzt: Myst. I 358, 36 *daz wir aleine himelriche mugen besitzen;* ALangmann 33, 18. 38, 8 *frau von himelrich.* noch ein beispiel der artikellosigkeit eines aus dem vorhergehenden genau bestimmten substantivs Pz. 290, 22 *Artûs erloubte Keien strît* (den, um welchen er gebeten hatte). auffällig ist das fehlen des artikels in manchen fügungen Klopstocks wie *gleich Ullers tanz auf meerkrystalle* (dazu Pawel, Wingolf, krit. ausg. nebst commentar, Wien 1882 s. 46. Würfl aao. s. 23), noch auffallender Schillers *in abendröthe schein,* weil hier der casus des abhängigen substantivs nicht durch die flexion gekennzeichnet ist. von Goethe trage ich nach XVIII (H.) 258 *so von jeher hat gewonnen künstler kunstreich seine macht;* XI 1, 93 *hohen giebels neuer kunstwald hebt sich in die lüfte.* analog dem Brentanoschen *sonne will schlafen gehen* sagt Baumbach, Spielmannslieder[3] s. 33 *mond trat hinter den bergen hervor.* überhaupt aber ist zu bemerken, dass alle diese fälle von artikellosigkeit der poetischen redeweise angehören, die mit vorliebe alte fügungen conserviert (s. s. 5), wobei es sich im gegebenen falle oft gar nicht wird entscheiden lassen, ob nicht auch rücksicht auf den vers das substantiv seines artikels beraubte. jedesfalls ist es eine bequeme form, und dieser umstand mag mit ein grund sein, dass sich solche in der prosa unerhörte fügungen in der poesie erhalten haben; denselben gesichtspunct betont E. § 57 gelegentlich der besprechung des flexionslosen attr. adj. wenn sich in der prosa solche wendungen finden, wie bei Wieland: *in den marstall gemeiner stadt Abdera* oder *das heil gemeiner stadt und republik,* so ist das eine nachahmung des amtlichen stiles (Grz. § 30), der wider aus anderen gründen conservativ ist. — § 31 findet E. die auslassung des artikels in *meister rührt sich und geselle* kühn; blofs die wortstellung ist auffallend; *meister und geselle rührt sich* gehört unter § 44, und der singular des verbs findet reiche analogien; éin beispiel Tasso 1, 2: *vaterland und welt muss auf ihn wirken;* vgl. Gr. IV 198; Martin zu Kudrun 144, 2. auch aus § 32 gehören einzelne beispiele nach § 44: O. IV 33, 31 *bluat inti wazzar,* V 23, 126 *reht inti fridu* und aus Walther 8, 27 die verbindung derselben substantiva: *fride unde reht.* — § 40 'neben anderen dem. pron. steht weder *ein* noch *der.*' ist *ein* ein dem. pron.? zudem ist die regel nicht richtig; vgl. *der jener* Weinhold, Mhd. gr. § 470. DWB II 987. 988, *der der* einmal bei Goethe DWB II 963, *ein der* kann auch vor dem subst. allein stehen, ohne dass ein superl. oder überhaupt ein attrib. adj. vorhanden ist, Weinhold § 505, und *solcher* ist nhd. auch dem. pron. (Grz. § 92), hat aber viel-

fach *ein* vor sich. — § 41 constatiert E. richtig, dass sich mhd. der typus *fater mîn* schwerlich findet; auch ich kenne kein beispiel der art. das eine, das ich in meinen notizen fand, stellte sich als eine conjectur Lachmanns heraus: Pz. 315, 19 *daz ich versage mînen gruoz Artûse unt (der) messnîe sîn:* nun bieten aber alle hss. das von Lachmann in klammern gesetzte *der* (auch Bartsch behält es bei), und in rücksicht auf den mangel an parallelstellen wird man es wol im text lassen müssen. — § 42 'das subst., das durch vorangestellten gen. bestimmt ist, hat meist keinen artikel'; auffällig wird diese construction, wenn das regierende subst. in einem obliquen casus steht: Myst. I 315, 35 *dâ wider bedürfe wir der gedult schiltes;* 319, 35 *mit der ölunge des heiligen geistes gnâden;* Pz. 283, 30 *in dienste des knappen frouwen;* andererseits ist es wider eine seltenere fügung, wenn sich zwischen artikel und substantiv 2 artikellose genetive einschieben, deren erster vom zweiten abhängt: Wh. 33, 27 *diu Josweizes heres kraft.* 'das substantiv dagegen, welches durch nachfolgenden genetiv bestimmt wird, entbehrt nur selten des artikels'; doch bei den mystikern zahlreiche belege hierfür: zb. I 271, 18 *daz ez bekennet zal aller crêatûren;* 344, 40 *daz alle an dir vinden aller heilikeit lêre, spiegel aller güete;* 298, 28 *nider gesetzet in friuntschaft sînes himelschen vatters;* 299, 40; 384, 22 und sonst; öfter freilich steht in diesem falle auch in der prosa der artikel vor dem subst. — § 43 relativsatz bei artikellosem subst.: Pz. 252, 20 *nu prüeve nôt, die mir got hât gegebn;* 284, 28 *genuogen was gelübde leit, die . . .;* das éine mhd. beispiel, das E. anführt, hat er gegen seine gepflogenheit ohne angabe der herkunft gelassen; es ist, wie E. selbst zu der stelle bemerkt, eines von den 3 beispielen, die Paul, Gr.[2] § 223 beibringt, aber gewohnheitsgemäfs ohne quellencitat; zu loben ist dieser usus Pauls nicht (in den Principien[2] citiert er mitunter schon genauer), bei E. aber würkt der éine fall der art um so komischer, als für jeden einiger mafsen in der mhd. litteratur belesenen die betr. stelle, Pz. 664, 22, leicht zu ermitteln war. nhd. erklärt E. eine solche fügung für unmöglich; doch noch Gryphius (Deutsche dichter des 17 jhs. edd. Goedeke und Tittmann XIV 22, 38 sonett) sagt: *mein oft bestürmtes schiff . . . kommt vor der zeit an port, den meine seele wil.* — § 44 wäre zu betonen, dass die auslassung des artikels beim 1 subst. auch eintritt, wenn beide substantive verschiedenes geschlecht haben; beispiele bringt E. selbst bei. dasselbe findet sich beim pron. poss. zb. Pz. 155, 23 *helmes snüer noch sîniu schinnelier,* 118, 28 *als twanc in art und sîn gelust,* 271, 16 *helm und ir schilde,* Walth. 47, 30 *êre und al mîn heil* mit Wilmanns anm. vgl. Gr. IV 352; artikel und poss. pron. erst beim 2 subst.: Pz. 106, 27 *junchêrren und die knappen sîn.* auch sonst findet sich im mhd. das gemeinsame erst im 2 glied, zb. das pers. pron. oder die flexionsendung oder das suffix (über

letzteres vgl. E.s Grz. § 57; s. meine anm. zu § 91); anderes s. Paul, Mhd. gr. § 321 und Princ.[2] 266. selbst im nhd. finden sich, freilich sehr vereinzelt, beispiele für das fehlen des artikels beim 1 substantiv. so sagt Tieck im Aufzug der romanze: *unglück trotzt er und dem tode.* ein anderes beispiel DWB II 979; Gr. IV 424 nicht belegt. unerwähnt bleibt in diesem paragraphen die möglichkeit, dass das erste von 2 coordinierten subst. den artikel hat, während er beim zweiten fehlt, selbst wenn sich dasselbe im geschlecht vom ersten unterscheidet; s. Müllenhoff zu Dkm. LXXXIII 22 *di gnâda unta trôst;* wie auch M. constatiert, fehlen bei Grimm, Gr. IV 401 ahd. beispiele der art; 417 findet sich blofs éin mhd.; Myst. 353, 34 steht *in vreise der sêle oder lîbes;* vgl. Lichtenstein, Zs. 26, 4 anm. ein beispiel DWB II 979. nhd. beispiele s. Andresen, Sprachgebrauch s. 126 ff.

So liefse sich an der hand der Grimmschen Gr. und des DWB noch manches als fehlend bezeichnen; ich will nur 2 puncte hervorheben, die ich bei der besprechung des artikels berührt gewünscht hätte. einmal, dass der mhd. artikel gelegentlich noch sehr starke dem. bedeutung bewahrt hat; auch § 96 ist davon nicht die rede, es wird nur gesagt, dass der artikel ein abgeschwächtes pron. dem. ist; interessant ist es aber zu sehen, dass im mhd. die hinweisende kraft des artikels noch so grofs sein kann, dass ein folgesatz von ihm abhängt wie zb. Wh. 55, 16 *sîn zimierde gap den glast, dazz dem marcgrâven d'ougen sneit,* wo wir in der nhd. schriftsprache 'ein solcher' einsetzen müssen; der dialect hingegen und die demselben nahe stehende verkehrssprache können auch jetzt noch den stark betonten artikel wie ein dem. verwenden. mhd. kann selbst *ein* so gebraucht werden: Pz. 150, 4 *daz harnasch hât an im ein man, daz ich tirs niht getörste gebn.* anders ist Pz. 224, 23 *daz er bî dem tage reit,* . . . = an dem éinen tage; noch in unserem dialecte genügte auch in diesem falle der stark betonte artikel. — zweitens möchte ich im gegensatze zu dem eben vorgebrachten darauf hinweisen, dass sich mitunter *der* findet, wo wir entweder keinen oder nur den unbestimmten artikel erwarten, so in der bekannten stelle Pz. 143, 26 *ern ist gîge noch diu rotte,* ferner in der redensart *diu zwei teil* = zwei drittel, zb. Pz. 13, 19. eigentümlich wird Myst. 230, 27 eine bisher nicht erwähnte person eingeführt als *der alter man: Alsô diz gotes hûs gewîhet wart, dô intslif der alter man* . . . (oder sollte das pronominal flectierte adj. darauf hinweisen, dass *der* fehler für *ein* ist?). umgekehrt lesen wir Pz. 36, 7 *ein sîn kappelân,* wo wir *der* erwarten, da Gahmuret nur éinen k. hatte. andere beispiele bei Braune im 11 bande der Beiträge s. 521—26; zwei weitere Litt.-bl. f. germ. u. rom. phil. 1887 sp. 260 unten.

Nomen adjectivum § 45 ff. auch für die abgränzung des adjectivs gilt mein beim subst. ausgesprochener wunsch, dass hätte

gezeigt werden sollen, in wie fern sich das adjectiv mit anderen redeteilen berührt, eigenschaften an sich hat, die sonst nur anderen redeteilen zukommen. so hätte beispielsweise hier erwähnt werden können, wie das adj. sich mitunter einem particip nähert, indem es einen ganzen satz vertritt (beim particip finde ich dies moment ebenfalls nicht berührt); bes. oft bei Klopstock, zb. Unsere sprache 2, 4 *die Wurdis dolch unschuldige traf;* s. Würfl aao. s. 29; selbst für die fälle, wo das particip nur in indirecter beziehung zum substantiv steht (s. Grz. § 132), finden sich entsprechungen beim adj., zb. *auf schuldigen wegen* = auf wegen, auf denen man schuldig wird; viele beispiele bei Paul, Princ.[2] 130. — zu § 46, nhd. ist nachzutragen, dass die adj. in verbindungen wie *Wiener kind, Thüringer wald* erstarrte gen. pl. sind: Grimm, Zs. 2, 191. Paul, Princ.[2] 199; vgl. überhaupt zu dem übergang von subst. in adj. Paul aao. 304 ff. — zu § 47, nhd. entnehme ich Paul s. 314 ff die dialectausdrücke: *ein zuwiderer mensch, ein weher finger,* und bemerke bei dieser gelegenheit, dass die im dialect übliche redeweise *ein weher mensch* so aufzufassen ist wie die vorhin erwähnten adj., die nur in indirecter beziehung zum subst. stehen, = ein mensch, bei dessen anblick man wehe rufen möchte. bei Hackländer, Namenlose geschichten cap. 54 finde ich *vielleichtige anforderungen.* — über die eigentümliche construction bei *vol,* wie sie in dem § 52, b citierten beispiel Iw. 3272 sich vorfindet, vgl. Lucae, Zs. 30, 368 (umsprung des subjectes, schon aus dem ahd. zu belegen: O. III 4, 8). — gelegentlich des § 56 bemerke ich, dass E. die verschiedenen möglichkeiten in der stellung mehrerer adj. hätte wenigstens andeuten sollen; einzelnes wird erwähnt, aber bei weitem nicht alles; so vermisst man besonders die eigentümliche mittelstellung des artikels zwischen adj. und subst.; jedoch hat E. im allgemeinen auf Gr. IV 483 (l. 488) und auf Weinhold verwiesen. — Myst. 145, 32 hat von 4 coordinierten subst. adj. erst das vierte flexion: *wan her schönte nimandes, weder arm noch riche noch edele noch unedelis.* — § 65. auch schon mhd. ist *voller* indeclinabel, Weinhold § 497; nhd. (§ 66) verliert es dann auch seine rection: statt *voller staubes: voller staub;* vgl. Behaghel, Deutsche spr. 208. — warum fehlt § 67 wider das got.? s. Gr. IV 558. man vermisst ferner in diesem paragraphen belege für starkes adjectiv nach possessiv (Gr. IV 567); ein beleg für die ausnahme: schwaches adj. nach possessiv findet sich § 85; ebenda wird für starkes adj. nach *desèr* auf unseren paragraphen zurückverwiesen, wo aber ebenso wenig wie § 85 ein beispiel mit *desèr* steht; s. Gr. IV 554. — § 68 ist adj. nach possessiv übersehen, Gr. IV 567. 568. nebenbei notiere ich, dass starkes attributives adjectiv nach *der* eine eigenheit Rothes ist; s. Bech, Germ. 5, 229; 7, 364 a., vgl. Weinh. § 507 schluss. — § 69, e. auch nhd. wird, freilich nur in der poetischen sprache, das adj. mit starker flexion nachge-

setzt: Hamerling, Der könig von Sion² s. 127: *werde gesalbt nach dem brauche, uraltem, in Israel;* im dialect beim fluchen: *schurke, elender;* gelegentlich auch eine gröfsere reihe von adjectiven, je nach bedarf, aber alle stark; vgl. Nordmeyer (Magdeburger progr. 1883) s. 11. — das von E. als einziger rest dieser freiheit angeführte *seliger,* das er aus Schiller und Goethe beim nominativ eines substantivs nachweist, findet sich auch bei obliquen casus, ist also schon ganz erstarrt; zb. Hackländer, Europ. sclavenl. cap. 12: *sie hätten ihren papa seliger bitten sollen.* einige beispiele bei Sanders, Wb. II 2, 1074, 1, d). — § 71 ff, dann § 79 und 82 werden fürs ahd. adj. namhaft gemacht, die nur oder vorzugsweise schwach sind; warum sind nicht auch die adj., die nur oder vorzugsweise stark sind, zusammengestellt? speciell das got. ist auch hier wider über gebür vernachlässigt; s. Gr. IV 512 ff. — § 76, ahd. die hier citierte stelle aus O. I 22, 46 ist bei ihm der einzige fall stark flect. attrib. adj. im vocat., und reimt auf *muater.* Ingenbleek, QF 37, 31. — § 88, nhd. gesteigerte participia nicht selten bei Klopstock, zb. Die öffentl. meinung 4, 3 *der Franken sehendste* (Würfl aao. s. 29); das part. erscheint selbst dann gesteigert, wenn ein präpositionalausdruck von ihm abhängt: *an dem in die augen fallendsten orte* (Paul, Princ.² 290); über comparation componierter adj. s. Paul s. 289 und Andresen, Sprachgebr. s. 120. — rhetorisch abgeschwächte comparative (§ 89) auch schon mhd.; zb. Wd. D VII 19, 4 *iu wirt nâch geriten baz* = gar gut; hierher gehört auch der fall, dass bei verbindung eines comparativs und positivs desselben adjectivs statt des positivs auch der comparativ erscheint: *tumber danne tumber, mêr danne mêre;* Haupt zu MF 4, 17 fasst dies allerdings als attraction auf. — § 90. auch schon mhd. nähert sich mancher superlativ der blofsen andeutung eines hohen grades, MF 4, 8 *daz ich ime diu holdeste bin* = sehr hold; nur hinweisen möchte ich auf Wd. D IX 45, 4 *ich hân einen list funden, der dunket mich der beste;* man darf annehmen, dass der ritter dem fürsten gegenüber seinen rat nicht für den denkbar besten, wol aber für einen sehr guten wird ausgeben können. — § 91. auch comparative mit comparativen (und zwar zweier verschiedener adjectiva) finden sich verbunden: *lieber danne leider* Haupt aao.; im texte selbst ist an dieser stelle auch *hôher danne rîcher* zu belassen, vgl. *sanfter denne baz;* kann man übrigens nicht auch, wie es oben geschehen, bei dieser verbindung zweier verschiedener comparative den zweiten blofs als starken positiv auffassen? — andererseits findet sich bei zwei verbundenen comparativen der erste ohne comparativsuffix, erscheint also als positiv; das 2 comp.-suffix hat eben für das 1 adjectiv mitzugelten; zb. Pz. 282, 8 *der tac ie lanc hôher schein.* Walth. 90, 27 (Wilm.¹) *sleht und ebener* (vgl. Grz. § 57 und meine bemerkung zu § 44). — der gewis unpassende gebrauch des comparativs, um 2 verschiedene eigenschaften desselben gegen-

standes nach ihrem grade zu unterscheiden (zb. *wahrer als klug*), wird noch in grammatiken als erlaubt hingestellt, so zb. in dem 1880 erschienenen Kurzen abriss der deutschen sprachlehre von dr Heufsler § 25. ich glaube aber nicht, dass die umschreibung mit *mehr* eine analogiebildung nach dem französischen ist; wie hätte man sonst das verhältnis bezeichnen können (vgl. Andresen aao. s. 162)? die entsprechende verbindung mit *weniger* (Faust: *weniger mein*) ist sicherlich original deutsch.

Pronomina § 92 ff. auch dieser abschnitt soll offenbar nur das nötigste bringen. schon in Pauls kleinem abriss findet man mehr, geschweige bei Grimm und in den wbb., spec. im DWB. zum grösten teil beschäftigen sich die 9 paragraphen, die den pronominibus gewidmet sind, mit den verschiedenen möglichkeiten der relativen satzverbindung; man hätte aber hier gerne noch anderes behandelt gesehen, so übergänge zwischen den einzelnen gruppen der pronomina, interessante seltene gebrauchsweisen, an sich oder wenigstens dem jetzigen sprachgebrauch gegenüber auffallende stellungen des pronomens udgl. doch ich will mich blofs an das vorhandene halten und einige bemerkungen und beobachtungen anknüpfen. — § 92, ahd. 'schwerlich aber beispiele für gleiche apposition (des subst.) bei *er*.' mhd. ist dieser fall sehr häufig (vgl. aufser der von E. citierten stelle Gr. IV 443 auch noch s. 349. 350), warum sollte er sich nicht ahd. finden? Tat. 92, 8 *zi imo heilante: ad Jhesum* belegt wol diese fügung (*heilant* ist ja als subst. zu fassen) selbst für einen obliquen casus von *er*; es dürfte sich also appositives subst. bei obliquem casus des geschlechtigen pers. pron. auch mhd. finden. E. ist die sache fraglich; ich verweise auf MF 54, 10 *er ist mir liep und lieber vil danne ich immer im vil lieben manne sage* [allerdings steht hier ein adj. zwischen pers. pron. und subst., wie aber auch in dem von E. in unserem paragraphen angeführten beispiel Walth. 17, 27; § 86, wohin unser beispiel gehören würde, findet sich ein obliquer casus des ungeschlechtigen pers. pron. vor einem subst. auch nicht belegt; s. übrigens Gr. IV 349]. zu erwähnen wäre noch, dass das subst. von dem pers. pron. sogar durch ein wort getrennt sein kann; nhd. müste man das pron. widerholen oder die wortstellung ändern: Pz. 28, 6 *daz klag ich noch vil armez wîp*, Flos 86 *god behûde mi ôk vil arme wif*. — attributives *wer* ist Mhd. wb. III 564[b] noch einmal belegt Orl. Leseb. 601, 25. — § 93. wenn E. sagt 'zurückweisen', dann darf er nicht weiter sagen, dass das betreffende subst. auch nachfolgen kann. die beispiele sind nach dem gesichtspuncte geschieden, ob das pronomen dem subst. vorangeht oder folgt; daher gehören O. IV 4, 30 und Pz. 282, 15 in den letzten abschnitt, wo ohnedies ahd. und mhd. beispiele fehlen. soll E.s ausspruch: 'ebenso mhd. bei dichtern' bedeuten: 'blofs bei dichtern?' ich habe eine menge fälle von anaphora aus den mhd. prosaisten gesammelt;

sie sind so leicht zu finden, dass ich mich scheue, beispiele zu bringen. nur 2 fälle aus der poesie will ich noch nachtragen Hadamar (Stejskal) 92, 6 *der mich doch mit gedanken, min herze stæteclichen nâch im füeret* und Flos 216 *nein man dat vullenspreken mach de ruwe, de se dreven beide.* zahlreiche beispiele s. aufser Gr. IV 415 (welche E. citiert) noch IV 349, Mhd. wb. I 435ᵇ. 436ᵃ, DWB III 687. das vorausgehende substantiv, das dann nochmals durch ein pronomen aufgenommen wird, kann auch in einem obliquen casus stehen, entsprechend dem casus des pronomens; ein beispiel für den genetiv Pz. 87, 7 *der künegin Ampflisen, der kiuschen und der wisen, ûf spranc balde ir kappelân*; eigentlich dasselbe ist es, wenn das substantiv im gen. dem *ir* ganz nahe gerückt ist wie Pz. 138, 23 *den vürsten tôt dâ vander der juncvrouwen in ir schôz.* immerhin liegt aber dieser fall wider anders wie die von Grimm IV 351 citierten, gemäfs denen die Parzivalstelle lauten würde: *in der juncvrouwen ir schôz.* bei der ursprünglichen wortstellung ist es allerdings nicht sicher, ob *der juncvrouwen* nicht dativ ist; sowie es aber hinter die präposition und unmittelbar vor *ir* tritt, lässt unser sprachgefühl nur die auffassung als genetiv zu; ich nehme es darum auch in der ursprünglichen stellung als solchen. von nhd. beispielen trage ich nach Klopstock, Stintenburg str. 12: *leier . . . verwünsche des ehreverschwenders lied, so zuerst trügenden glanz, den besang, und der tat lautes verbot, das nicht vernahm* (öfter bei Klopstock); Mess. II 376 *oft hält er kranke, die schlummern, sie für todte.* auch die hinweisung auf ein folgendes subst. liebt Klopstock (Würfl s. 25, 26). auffallend ist die zurückweisung auf ein subst., von dem das pron. durch ein dem ersteren coordiniertes subst. getrennt ist, in Hallers bekannten versen: *mach deinen raupenstand und einen tropfen zeit, den nicht zu deinem zweck, die nicht zur ewigkeit.* — dem dialect entlehnt sind die besonders bei Wieland oft erscheinenden pleonastischen possessivpronomina in fügungen wie Geron IV 130: *ein alter freund von Geron seinem ahnherrn.* — das subst. im nominativ vorausgeschickt, dann aber durch einen anderen casus des pronomens wider aufgenommen, s. § 102; wie dort hierher zurückverwiesen wird, muss hier auf § 102 vorausgewiesen werden. — ebenfalls pleonastisch, zumal nhd. auffassung gegenüber, ist die wideraufnahme eines vor 2 coordinierten subst., die nur 2 verschiedene bezeichnungen für dieselbe person geben, stehenden genetivs vor dem zweiten dieser substantiva; zb. Schwanritter 930: *mit dem zimiere quam gezoget der Sahsen herzog und ir voget* (es ist aber nur eine person gemeint), Pz. 156, 3 *froun Ginovêrn knapp und ir mâc* (beides geht auf Iwanet). — § 94 ist die mhd. so häufige pleonastische setzung des *ez* vor dem prädicatssubstantiv nachzutragen, zb. Kudr. 152, 2 *sît irz der recke?* reiche sammlungen Gr. IV 222, Mhd. wb. I 436ᵇ und DWB II 1115 f. — nhd. findet

sich fehlerhaft pleonastisches *es* sogar im innern des satzes hinter dem verb, zb. Hackländer, Europ. sclavenl. II cap. 32: *der wirklichen ausgänge auf die strafsen waren es aufserordentlich viele* (offenbare contamination aus *es waren . . . aufserordentlich viele* und aus *gab es*) [dies beispiel gehört vielleicht besser zu § 6 und 7]. — § 95. David von Augsburg führt sehr häufig relativsätze durch blofses personalpron. ein; besonders seine betrachtungen und gebete Myst. I 375 ff sind voll von relativsätzen, die entweder durch pron. pers. + *dâ* oder auch durch blofses pronomen eingeleitet sind; zb. 384, 19 *wes wir uns an dir selben versehen, dû diz allez âne arbeit von nihte gemachet hâst.* diese fügung ist sonst mhd. schon recht selten; pietätsvolle conservierung alter formeln erklärt ihr häufiges vorkommen in gebeten; vgl. die beiden fälle in den Offenb. der ALangmann (QF XXVI) 24, 9 und 81, 6. — § 96, mhd. zur ergänzung auch ein beispiel aus der prosa des 14 jhs.: HvFritslar, Myst. 102, 34 *âne achte menschen, bliben in der arken.* nhd. wäre nachzutragen der fall, dass das relativpron. blofs zum relativsatz passt, ohne im hauptsatz durch das entsprechende dem. aufgenommen zu werden, Grillparzer, Sappho 3, 2 *wen götter sich zum eigentum erlesen, geselle sich zu erdenbürgern nicht.* weitere belege fliefsen reichlich. — § 97. *was* = etwas sogar substantiviert Oberon III 43, 1 *ein unbekanntes was* (zugleich ein nachtrag zu § 12). — § 99. E. nimmt nur für *waz* im ahd. relative verwendung an, lässt also das von mir Relativsätze s. 39 citierte beispiel für rel. *wer* (Tat. 158, 7) nicht gelten; Anz. V 372 machte er nur auf die möglichkeit aufmerksam, dass *uuer* hier trotz des lat. *qui* interrogativ sein könnte; jetzt scheint ihm das schon sicher zu sein. offenbar macht ihn der umstand stutzig, dass dieses rel. *uuer* im ahd. ziemlich allein dasteht; vgl. aber meine bemerkung aao. s. 39 f. — § 99, d. *wann* ist nhd. n u r als fragewort üblich? — § 100, c). kann man mhd. auch *dâ* + pron. pers. für rel. *der* ansetzen? Mhd. wb. I 304ᵃ ist zweifelnd éin beispiel angeführt MS II 136ᵇ: *vater unser, dâ du bist* (also wider eine gebetformel). — d). die verbindung: *ein mann, wo* (= welcher) ist wol recht selten (vgl. Andresen aao. s. 216 f); in jenen ländern hingegen, in welchen auch slavisch gesprochen wird, ist indecl. *was* = welcher entsprechend dem slav. gleichfalls indecl. *co* sehr häufig, zb. *ein mann, was hat geheifsen Jakob,* s. Paul, Princ.² 348 nach Schuchardt. in meinen kinderjahren war mir diese fügung ebenfalls geläufig.

Gebrauchstypen der nomina § 101 ff. dieser abschnitt zeigt recht klar, dass es unmöglich ist, in einer gesammtdarstellung der syntax ein system streng durchzuführen; ich wüste nicht, wie man das hier zusammengefasste in den früheren abschnitten hätte unterbringen können, ohne die darstellung zu verwirren. — § 102, mhd. 'substantiva im nominativ ausgerufen' vgl. Paul, Mhd. gr. § 390. ich notiere noch Walth. 83, 84 *gast unde here-*

berge — *muoz man sich vil dicke schamen;* im vorhergehenden steht analog, aber in der construction bleibend: *wirt unde heim sint zwêne unschameliche namen.* nhd. Goethe, Die lustigen von Weimar, 3 str. *Weimar, Jena, da ists gut.* — die weiterführung einer im nominativ begonnenen construction durch eine andere besonders häufig bei Wolfram, s. Bötticher s. 37; sehr stark ist zb. Pz. 40, 28 *ein ander ros, sus hœre ich sagen, dar ûf saz der werde;* aber auch viele beispiele bei den mystikern; ich hebe hervor 64, 38 *aber di apgote des tempels* — *hate si allen den hals gebrochen* (vielleicht liegt hier ein fehler vor; Pfeiffer vermutet: *den hate si;* man ist aber durchaus nicht genötigt, die construction zu ändern). — § 103. ein beispiel für einen allein stehenden substantivierten infinitiv Hadamar, Jagd 301, 1 ff *mînes herzen fliehen ûz bitterlîchen sorgen, swenne ich mich wolte entziehen von trûren gar und mînem herzen borgen, sô gedâht ich an ir reine güete.* — für oblique casus ohne verb fehlen § 105 ahd. u. mhd. belege; schon ahd. vgl. MSD xi 56 *joh allên heiligôn thanc!* und die note dazu; Gr. iv 132. ein mhd. beispiel für die weiterführung einer im acc. begonnenen construction durch eine andere (s. den analogen fall beim nominativ, der oben besprochen wurde) Lohengrin str. 309 *von golde manic rîch trincvaz, vil tuoch von Gente ein teil scharlach geverbet, unt silbers manegen swœren klôz: sus Kölner kunft wart.* noch ein nhd. beispiel: Klopstock, Hermannsschlacht, 11 sc.: *meine braut sagte zu mir: einen adler, oder ich mag dich nicht wiedersehen.* desgleichen eines zu der spec. nhd. verbindung eines präpositionalausdruckes mit einem acc.: Klopstock, Die gestirne str. 9 *königlich schwebt, in dem blicke flammen, der aar, gebeut gehorsam den gefährten um sich. stolz, den gebogenen hals und den fittich in die höh', schwimmet der schwan* (*in der höh* würde man erwarten; *in die höh* weist deutlich auf die analogie des verbalen gebrauches hin). — bei den fügungen wie *den kopf auf die hand gestützt* (s. 58 u.) scheint E. eher annehmen zu wollen, dass der acc. auch hier absolut gesetzt ist. 'man kann freilich auch versuchen, den acc. als vom particip abhängig zu erklären.' ich gebe der letzteren annahme entschieden den vorzug. wenn ich sage: *sie safs da, den kopf auf der hand,* so kann man den acc. als absolut fassen; ich kann aber nicht mehr sagen *den kopf auf die hand* (wenn ich auch ähnliches oben aus Klopstock belegt habe); der präpositionalausdruck weist notwendig auf ein regierendes particip hin, von dem dann aber auch der accusativ abhängt. — § 106. unter die kategorie der unflectierten, für sich allein ausgerufenen adjectiva gehört auch das beispiel aus KStielers Neuen hochlandsfahrten, 1881 s. 3 *dort haust des klosters ingesind: die fischer und die fergen.* (punct, und mit dem folgenden adjectiv beginnt eine neue strophe.) *blauäugig, blond und sorgenlos.* der punct nach *fergen* ist kein druckfehler, weil sich dieser fall bei Stieler

widerholt; offenbar will er diese adjectiva als 'für sich allein ausgerufen' wissen, als prädicate zu einem eventuell zu ergänzenden *sie sind.* — § 107, a). auch mhd. beispiele für ein absol. part. praet. mit condit. bedeutung: Pz. 250, 21 *iuch möht des waldes hân bevilt, von erbûwenem lande her geriten* (= wenn ihr hergeritten wäret), oder Myst. 326, 3 *als iz zimlich ist gotmenschen in einer persôn vereinet* (wenn einer gott und mensch in einer person vereint, oder auch: für den, der . . .). ein nhd. beispiel: Klopstock, Mafsbestimmung 6: *genau das mafs nicht gedacht: und der umriss rundet sich nicht mit der biegung, der es glücket* (= wird das mafs nicht genau erwogen). zu § 108, 2, a), nhd. vgl. *die königin mutter;* Lessing, Laokoon 4: *die prinzessin tochter;* darnach *der selige oberregierungsrat vater, die selige oberregierungsrätin mutter* bei Hackländer, Namenl. gesch. cap. 23. — § 109. die trennung der apposition vom beziehungsworte durch ein wort war auch in der ahd. prosa beliebt; es ergibt sich dies daraus, dass Tatian selbst gegen lat. vorbild diese fügung setzt, zb. 79, 1 *Philippes quenûn sînes bruoder: uxorem Philippi fratris sui* oder 79, 7 *Jôhannes houbit thes toufâres: caput Johannis Baptistae.* im mhd. ist sie zb. bei HvFritslar sehr häufig; vgl. auch Strauch zu ALangmann s. XLII. wie weit die apposition vom beziehungsworte getrennt sein kann, zeigt Pz. 182, 24 *dn' iuch man uns vil hazzens pôt vome lande und ûf dem mer, zornec ellenthaftez her (z. e. her* appos. zu *man,* an sich schon auffällig). — das citat aus der ode Mein vaterland (s. 64 mitte) belegt zugleich die seltene form der vorstehenden apposition. auch bei mhd. dichtern findet sich hier und da eine solche kühne fügung: Pz. 194, 21 *mâge, fürsten unde man, rîch und arme, undertân was mir grôz ellenthaftez her;* 186, 17; wol auch 204, 21; vgl. auch relativsätze vor dem beziehungsworte, zb. Pz. 61, 14 *mit arbeit wart ûf geslagn, daz drîzec soumær muosen tragn, ein gezelt;* 145, 2 und sonst. — die im vorletzten abschnitt dieses paragraphen erwähnte construction ist schon einmal § 102 berührt worden.

Adverbia, § 110 ff, präpositionen, § 120 ff, conjunctionen, § 125 ff: 28 seiten für diese 3 abschnitte, sie werden aber auch alle 3 sehr summarisch abgetan. besonders die conjunctionen lassen fast alles zu wünschen übrig; man sehe, wie viel mehr Paul, der doch nur das wichtigste gibt, über die mhd. conjunctionen zu sagen hat (§ 347—53). — § 117. ein nhd. beispiel eines annominativ verbundenen, zudem nachgesetzten temporalen adverbs bietet Pz. 235, 12 *dise unt die êrsten sehse ê* (= die früher genannten, ersten 6). — zu § 118, nhd. d) trage ich eine eigentümliche wendung Stifters nach, Studien I[2] 186 *ich verlange aber nicht im geringsten einen derlei einfluss* (ohne artikel fiele die fügung nicht auf). — annominatives *so* findet sich nicht blofs in der frankfurter mundart; Paul Heyse bedient sich dieser

fügung, wenn er einen schiffsjungen sprechen lässt, der aber nicht schriftdeutsch redet: Zwei gefangene s. 92 unt. *eine dame, sir, in einem weifsen kleide mit so blumen darauf.* ähnlich sind fügungen wie die bei Hackländer, Europ. sclavenl. cap. 80: *dieser hatte so seine eigenen gedanken;* vgl. dieselbe fügung in Goethes Legende vom zerbrochenen hufeisen, hier aber mit bewuster absicht als nicht schriftdeutsch verwendet. — § 119. selten ist *arg* beim adjectiv, zb. Hackländer, Europ. sclavenl. c. 82 *ich hoffe, so arg schlimm bist du doch nicht* (dialect), oder *trefflich,* Lessing, Laokoon 10 *trefflich frostig.* — es wäre aufmerksam zu machen auf die stellung einzelner solcher adv. vor dem unbestimmten artikel; besonders *sô* und *gar,* schon mhd., nhd. am meisten in der verkehrssprache, doch auch bei den classikern (vgl. Andresen aao. s. 258); unsere jetzige schriftsprache meidet solche fügungen. mhd.: Myst. 377, 38 *ein sô hôher hêrre und alsô ein gewaltiger künec;* Hadam. 432, 2 *sô gar ein kündic vehe;* Myst. 54, 8 *gar ein tôrecht mensche.* Wd. D VII 3, 2 *gar ein übel heiden.* nhd. beispiele in menge DWB III 124; Sanders, Wb. I 354[b]; zumal von Wieland wird *gar ein* oft gebraucht (findet sich aber auch bei Goethe, DWB IV 1, 1, 1319). dem entsprechend auch andere adv. vor *ein,* zb. Wieland XVI 15 *weit ein gröfserer freund;* zu vergleichen wäre, dass mhd. von 2 zwischen *ein* und dem subst. stehenden unflectierten adj. das erste mitunter vor *ein* tritt: Hadam. 225, 5 *daz ist süez ein giftic galle.*

§ 124. es hätte eigens darauf hingedeutet werden sollen, dass die ältere sprache, besonders die poetische, vorgesetzte annomin. präpos.-ausdrücke gerne gebraucht (namentlich aus Wolfr. lassen sie sich reichlich belegen), von denen die meisten dem nhd. versagt sind; so aber finden wir nur ein par mhd. beispiele der art ohne weitere bemerkung notiert. — *von* + subst. für den blofsen genetiv hat entsprechend dem dialect besonders Wieland ungemein oft; ich führe blofs ein beispiel aus dem Oberon an, das durch trennung des nomens von seiner bestimmung sehr auffällig ist: XII 46, 3 *was geht das leben dich von diesem sclaven an.* Hadam. 61, 5 finden wir beide constructionen neben einander: *der ougen sehen, daz hœren von den ôren.* ich notiere bei dieser gelegenheit eine seltene fügung, wo die präpositionalverbindung statt des subjectes steht; sie kommt hier und da bei Wieland vor, zb. VII 119 *so ein gedankenleeres völkchen es auch um die jungen patricier von Abdera war* (ähnlich VIII 42); mache ferner auf die stellung der annom. präpositionalverbindung aufmerksam, die nicht nur vor dem regierenden subst., sondern noch dazu getrennt von ihm stehen kann, zb. Pz. 253, 28 *von edelem geslehte worhtez Trebuchetes hant* (verbinde: *Tr. von ed. gesl.),* nachgestellt und getrennt: Zriny V 102 *die scharte wetzen wir am Ungarnamen rachedürstend aus* (beispiele die fülle); erwähne weiter die möglichkeit, bei 2 coordinierten gliedern

die präposition nur einmal, entweder beim ersten oder auch beim zweiten wegzulassen; beispiele aus O. für *mit* gibt E. Otfridsyntax II § 269; ein mhd. beispiel: Myst. 348, 23 *der guote mensche sol gên nihte sô sêre erschrecken alsô* (sc. *gên) sünde.* — § 126. was liefse sich alles über *und* sagen! E. spricht in diesem paragraphen auch über die wortstellung nach *und,* obwol es besser gewesen wäre, diesen punct für das capitel wortstellung zu reservieren, wo ohnedies davon die rede ist. im speciellen hebe ich nur hervor *inti* nach nebensatz, einen hauptsatz einleitend; cf. Müllenhoff zu Dkm. I 6; Kölbing, Zs. f. d. ph. IV 347 ff; im Mhd. wb. III 183 ist ein mhd. beispiel aus Leysers Pred. 108, 5 citiert; ich füge aus den Mystikern hinzu I 9, 5; 298, 30; um ferner *und* noch mehr 'als die farbloseste aller conjunctionen' zu characterisieren, hätte hingewiesen werden können darauf, dass sie überflüssig vor conj. des nebensatzes und partikeln des hauptsatzes (selbst adversativen) steht, ebenso nach ausrufen und imperativischen redensarten wie Hadam. 201 *sag mir und sæhst du Fröuden indert?* oder Berth. I 2, 33 *wol dan, gevater, und gên wir zuo der predige.* — zu 2). statt *wenn auch* steht *auch* allein in Schillers Künstlern: *vom Eumenidenchor geschreckt, zieht sich der mord, auch nie entdeckt, das los des todes aus dem lied.* — zu 4). *oder* vor haupt- und nebensätzen mitunter überflüssig, Paul, Princ.² 136. eine eigentümliche disjunctive satzverbindung, die nur durch annahme der ellipse eines gedankens plausibel wird, erscheint in fügungen wie *ich müste mich sehr irren, oder ihm ist ein unglück begegnet* = entweder irre ich mich [in meiner annahme, dass ihm ein unglück begegnet ist], oder ihm ist [tatsächlich] eines begegnet. ebenso eigentümlich sind disjunctive satzverbindungen wie Ortn. C IV 336, 4 *ich muoz hiute sterben od ich riche mîn dienstman,* wo das verhältnis erst richtig wird, wenn die beiden sätze den platz wechseln; weiteres über *oder* s. bei Tobler, Beiträge v 372. — § 127 *dass.* mhd. beispiele für unterordnendes *daz,* das noch dem hauptsatze angehört, s. bei Müllenhoff zu Dkm. LV 29. 30, sowie s. 635. — interjectionen § 129, 130. *ja* tritt auch als würkliche partikel im sinne von tatsächlich auf, sehr häufig namentlich im jüdischdeutsch und characteristisch für dasselbe, doch auch bei Goethe, Tasso II 1 *und wenn ihr mich denn ja behalten wollt, so . . .* (s. DWB IV 2, 2194). — zu c). vgl. auch Stejskal zu Hadamars Jagd str. 15. — zu f) mache ich aufmerksam auf eine ähnliche fügung selbst noch bei Wieland VII 55 *Sie verstehen mich doch?* — *nicht ich* (= nein, ohne besondere betonung des *ich,* also nicht = ich nicht).

Mit § 131 beginnt der 2 teil des buches, der sich mit der formation des verbums beschäftigt und weitaus besser, durchgearbeiteter und reichhaltiger ist als der erste; ich behalte es mir vor, ein par bemerkungen zu demselben in der Zs. f. d.

österr. gymn. nachzutragen. hier sei es mir nur noch vergönnt, über den 4 abschnitt dieses zweiten teils zu sprechen, der die stellung des verbums im satze behandelt. es ist eigentümlich, wie stark dieser abschnitt von den 3 anderen, die sich mit dem genus, tempus und zumal dem modus beschäftigen, absticht; er ist würklich nur in den grundzügen entworfen, und zumal in rücksicht auf die historische entwickelung fast gar nicht ausgeführt (wie E. selbst s. 197 und 182 zugibt). hier fehlten augenscheinlich dem verf. eigene sammlungen (O. etwa ausgenommen) völlig; sogar für inversion nach *und* mangeln ihm reichliche belege. mir, der ich seit jahren für eine geschichte der entwickelung der deutschen wortfolge sammele, ergaben sich zu jedem paragraphen nachträge. hier kann ich natürlich nur wenige einzelheiten berühren. § 206, 2 abs. selbst noch nhd., aber nur bei dichtern, können mehrere verschiedenartige bestandteile vor das verb treten. Goethe XI 1, 157 *und eine thräne, von den liebesüſsen, zum ersten mal sie kehrt ins aug zurück.* Venet. epigr. *recht so! zwischen der wieg und dem sarg wir schwanken und schweben . . .*; in beiden fällen ist characteristischer weise ein pronomen derjenige 2 bestandteil, der sich vor das verb drängt. aber noch stärkere fälle der art finden sich mhd. und sogar nhd.; zb. Pz. 229, 4 *ze hove ein redespæher man bat komn ze vrävelliche den gast ellens rîche zem wirte*; Wieland XII 110 *mein guter Hanns, die augen aus dem kopf gegeben mit freuden hättest lieber du und beide ohren noch dazu als mir das leben.* diese beiden beispiele zeigen wider, wie weit dichter gehen können. eine lehre von der wortstellung muss sich vor allem an die prosa halten. — jedes beliebige wort kann an erster stelle stehen, aber nicht jedes zieht das verb an sich heran; vor allem muss ein unterschied gemacht werden zwischen nhd. und älterem sprachgebrauch; im mhd. zb. zieht *jâ* das verb an sich heran (doch auch nebensatzstellung bei *jâ* s. Grz. § 211, 3), nhd. nicht mehr: Unser vrouwen klage (Beitr. V) 1523 *jâ bistû aller gnâden rîch*; MF 160, 37 *jâ ist si sô guot*; bei *weder* kann es umgekehrt sein: Pz. 289, 1 *weder ern sprach dô sus noch sô,* aber nhd. *weder so noch so sprach er da* usw. — § 207. als ergänzung und berichtigung zu Starker s. meine bemerkungen Litteraturbl. f. germ. u. rom. phil. 1884 sp. 463—65 und 1885 sp. 131—34. — s. 185 ob. notiert E. ein par mhd. beispiele für wortstellung in hauptsätzen nach vorausgehendem cond. oder conc. nebensatze; sie findet sich aber auch sonst nicht selten, zb. nach tempor. vordersatz. ein beispiel aus der prosa: Predigtm. 21, 30 *und dô er heim kam zuo sîner muoter, die frôgete in umbe den zuobuoss*; in der poesie wider öfter zb. AH 75; Pz. 164, 8; Trist. 2555. vgl. freie anfügung des hauptsatzes Myst. 298, 30. 342, 35. — § 210. E. kennt kein mhd. beispiel für schlussstellung des verbs in der frage. ich finde in meinen notizen Hadam. 304, 5 *wan oder wer*

in hab zuo mir gehetzet (und auch hier tritt das hilfsverb nicht ganz ans ende). diese fügung scheint mhd. in der tat sehr selten zu sein. — § 211 kommt E. nochmals (s. § 126) auf die inversion nach *und* im 2 gliede coordinierter hauptsätze zu sprechen; hier wie dort erklärt er sie für eine seltene fügung; 'sie findet sich auch' (§ 126), 'bisweilen' (§ 211). beidemal bringt er dasselbe beispiel AH 47 vor und fordert hier sogar auf, weitere mhd. beispiele zu sammeln. ich weifs nicht, ob das E. im ernst meint, aber ich folge der aufforderung; einige belege waren übrigens schon bei Paul § 329, 2 zu finden, und die folgenden zahlen werden beweisen, dass Paul recht hatte, wenn er diese fügung eine häufig vorkommende nannte. ich schicke voraus, dass in der prosa (speciell bei Berthold) auch allein stehende mit *und* eingeleitete hauptsätze sehr häufig invertierte wortstellung zeigen, zb. I 103, 37 *und ist ir freude und ir spîse nû verre ungelicher danne dô,* oder 381, 28, Myst. 389, 27 uo. dasselbe ist es nun, wenn ein coordinierter hauptsatz vorausgeht, nur ist in diesem falle die voranstellung des verbs noch viel häufiger. einige ahd. belege aus der SG. Notkerhs. bei Heinzel, Wiener Notkerhs. s. 18; im folgenden ein par mhd. beispiele: Schwanritter 885 *sîn varwe schein rôt unde blanc und was sîn hâr brûn unde reit.* MF 8, 23. 9, 9. 34, 30. 35, 12. 26. 171, 21. 192, 15. 198, 3. 212, 19. Engelh. 242. 1046. 1255. 1345. Wd. D VIII 258, 3. IX 5, 4. Wh. 1, 6. Unser vr. klage 674 ff. Predigtm. 9, 2. 10, 26. 11, 16. 17, 30. 29, 13. 33, 15. 34, 2. 6. Mhd. evangelienbruchst. (Germ. XIV) Mt. 26, 24. Berth. I 104, 36. 318, 14. 373, 15. 374, 3. Myst. I 371, 10. nhd. beispiele in mengen bei Lehmann, Sprachliche sünden, Keller, Antib., Andresen, Sprachgebr. die von E. s. 187 vorgeschlagene rechtfertigung dieser verb-stellung, dass man nämlich annehmen könnte, ein zu ergänzendes *doch* beeinflusse dieselbe, kann nur für die wenigsten fälle der art platz haben. sonderbar ist es, wenn sich der ref. im Litt. centralblatt 1880 sp. 1751 aus verschiedenen gründen für diese construction erwärmt: 1) weil sie uralt, 2) stark eingebürgert und 3) weil meist ein logischer grund vorhanden ist, der diese stellung erklärlich macht (hierher gehört E.s motivierung). das sprachgefühl der würklich gebildeten verdammt sie aber trotz alle dem (vgl. Andresen, Sprachgebr.[4] s. 256 a.). — wol zu unterscheiden von dem eben besprochenen fall ist der, dass im 2 (3) glied coordinierter n e b e n s ä t z e das verb an *und* herantritt; dies ist so zu erklären, dass durch die vorausgehende schlussstellung des verbs der satz hinreichend gekennzeichnet ist, daher der zweite satz die differenzierung durch die wortstellung nicht mehr so nötig hat. es ist dies ein rest aus jener sprachperiode, wo vielleicht alle nebensätze das verb vorangestellt hatten. beispiele aus den ahd. übersetzern habe ich in meinen Relativsätzen 88 ff gesammelt; s. 87 finden sich einige belege aus Luther; ich

will noch einige mhd. und nhd. beispiele hinzufügen. Berth. I 3, 31 *sô sprechent ouch sumelîche, die sich gar wîse dunkent und sint doch ītel tôren.* Myst. 6, 16. 9, 32. 13, 20. 323, 8 (das 3 glied hat vorstellung des verbs). 325, 21. 344, 20. 356, 27. 387, 10. Engelh. 90. MF 202, 39. 207, 33. — Wieland, Ober. II 27, 8. Stifter, Vermischte schriften (Aprent) II 55 *ich kannte einen mann, der . . . behaftet war und trieb alle mögliche vornehmheit und legte sie . .* Stieler, Hochlandsl. 1879 s. 113 *wie kümmert* (= bekümmert) *mich euer werben, dass ich so schön und gewaltig bin und muss euch alle verderben* (dieser satz auch darum interessant, weil 1) *dass* = 'weil' gebraucht ist, und 2) die coordinierung logische subordinierung vertritt: *weil ich, obwohl . . ., euch dennoch verderben muss).* — es kann auch vorkommen, dass in einer gröfseren reihe coordinierter nebensätze der dritte wider schlussstellung des verbs bekommt, zb. Wieland 12, 37. 16, 77. in den langen perioden bei Berthold und den mystikern findet sich das oft, ähnliches auch häufig im nhd. im vordergliede breit ausgeführter gleichnisse, obwol wir in diesen fällen meist ein völliges aufgeben der anfänglichen construction anzunehmen haben. — § 212. mhd. conditionalsätze ohne einleitende conjunction, in denen das verb ans ende gestellt ist, kann ich nur als zweites glied coordinierter cond. vordersätze nachweisen: Hadam. 380, 4 *wil und muoz er stæt dar an belîben, und im gereht daz gât von herzen grunde . . .* (der zweite conditionalsatz ist gebaut, wie wenn der erste mit einer conjunction eingeleitet wäre); anders wird sich vielleicht ein ähnlicher fall bei Berth. I 313, 13 erklären lassen: [1]*gît man zwei kint zesamene, diu siben jâr alt sint,* [2]*unde stirbet daz eine,* [3]*unde noch nie bî einander gelâgen,* [4]*weder ir munde noch nie an einander kâmen,* [5]*unde sprechent die friunde* usw.; 1, 2, 5 haben das verb an erster stelle, 3 und 4 an letzter; diese schwierige construction wird am deutlichsten, wenn man annimmt, dass 3 und 4 fortsetzungen des relativsatzes in 1 sind; allerdings ist dann die trennung durch das vordrängen von 2 auffallend. — besonders selten steht in einem conjunctionslosen concessiven vordersatze das verb an 2 stelle (typus 1), wie bei Hadam. 286, 5 *er gât ouch ab, sô hetze ich in zuo Triuwen* = geht er auch (scil. von der fährte) ab, so . . . — § 215, 3. über die wortstellung im participialsatze vgl. Scherer zu Dkm. XXXIV 5, 10. — ein besonders merkwürdiges beispiel dafür, dass die vom infinitiv abhängigen bestimmungen hinter demselben stehen können, finde ich Myst. 397, 27 *der mensche sol loufen als ein rise krefteclîchen im nâch.* namentlich das pronomen hinter dem inf. oder particip fällt auf: Unser vr. klage 1082 *sî mohte niht gerüeren in.* Troj. kr. 702 *mit êren wol geblüemet wart von schœnen wîben er.* 783 (DWB III 684). — das regelmäfsige ist allerdings: *wir haben . . . sagen hören* (statt: *gehört);* es darf aber nicht unbemerkt bleiben, dass der assimilierte inf.

auch vor dem abhängigen inf. stehen konnte und noch kann. speciell *ich habe ihn hören sagen* wird man jetzt sich nicht mehr ausdrücken, es ist aber früher möglich gewesen, wie sich aus dem compositum *hörensagen* ergibt; gerade die beiden ältesten beispiele, mit denen E. § 153 diesen assimilierten infinitiv belegt, haben *hœren sagen*. am leichtesten kann ein solcher assimilierter inf. vortreten bei häufung der infinitive (§ 154, d). das dort citierte beispiel aus Maria St. 3, 3 *ihr wisst, dass ihr mich habt ermorden lassen wollen* würde ebenso richtig lauten *dass ihr mich habt wollen ermorden lassen.* übrigens kann man auch jetzt selbst in der prosa noch finden: *ich habe ihn nicht können erreichen*; der dichter kann sich natürlich da wider freier bewegen und zb. auch sagen: *ich habe ihn lassen kommen.* — § 216, 1. schlussstellung des verbs findet sich in hauptsätzen comparativer perioden: *sô . . ., sô . . .* nicht nur vereinzelt, sondern ungemein häufig; jedoch auch sonst, zb. Myst. I 366, 14 *dû bist under allen dingen, alliu dinc ûf dich gegruntvestet sint*; nach vorausgehendem nebensatze 362, 13 *und swer hie die vünf sinne endelichen kan nützen . . ., der sie danne labet in dem himelrîche.* sie kann auch eintreten im 2 (3) glied coordinierter hauptsätze nach *und*; nicht blofs nach unmittelbar vorausgehendem nebensatze (wie in dem beispiel Grz. s. 75), sodass man mit E. an eine einwürkung der wortstellung des 1 satzes auf die des zweiten denken könnte: Hadam. 307, 3 *der wœnet hân gevallen und man in wol den sœldenrîchen nennet.* 432, 4. Myst. I 301, 26. Pz. 96, 17. MF 170, 26 ff. auch noch nhd.: Hamerling, Sinnen und minnen[3] s. 306 *mit blätterzungen trinkt der wald den segen und blumen ihn in ihre kelche fassen*; s. 295. auch nach *doch*, zb. MF 156, 2 *du bist ze grôz, doch ich dich lîden muoz*; desgleichen nach *noch*, zb. Myst. I 111, 35 *dô enweiz ich nicht vone noch nummer mêre ervaren wil*; 386, 7 (ein ahd. beispiel Grz. § 126, 3). — zur anmerkung s. 193 erwähne ich, dass Scherer zGDS[1] 353 und Kluge QF 32, 113 f als wortstellung des indogermanischen satzes obj. + praed. (+ subj.) postulieren; das ist aber nicht das, was wir wortstellung des nebensatzes nennen (typus III E.), sondern eben unsere (invertierte) wortstellung des hauptsatzes (typus I E.); zb. *im laúsam édôm* = got. *ina lausida* = ihn löste ich. diese aufstellung ist also der Delbrücks und Behaghels gerade entgegengesetzt. — § 216, 2, schluss. schlussstellung des verbs auch bei ausrufen, die nicht an eine interjection angeschlossen sind, zb. Myst. I 333, 30 *sô si unsœlic müeze sîn* = möge sie verdammt sein; mit der annahme des einflusses abhängiger sätze auf solche allein stehende hat E. jedesfalls recht. — 3). sehr auffallend ist einmal invertierte wortstellung nach *daz*: Predigtm. 16, 9 *ich bin her zuo iuch gesant, daz sol ich sagen, wie ez umbe iuch stande, unde daz ich ime die wôrheit sage* (der zweite *daz*-satz zeigt, dass auch der erste als nebensatz zu fassen ist). es kann auch vor-

kommen, dass ein nebensatz, der durch einen eingeschalteten satz in 2 teile getrennt ist, im 2 teil vorstellung des verbs aufweist, zb. Pz. 165, 10 *daz ein vater sînen kinden, der sich triwe kunde nieten, möhtez in niht paz erbieten.* zu unterscheiden hiervon sind fälle von anakoluthie, wo die begonnene construction völlig aufgegeben erscheint, fälle, wie sie in der mhd. poesie und besonders prosa nicht selten erscheinen. in relativsätzen zumal lehnt sich das verb an das relativpron. an, wenn dasselbe zugleich subj. des nebensatzes ist, sodass der relativsatz das ansehen eines hauptsatzes gewinnt: Pz. 738, 14 *daz solt in fröude neigen, die sint erkant für guotiu wîp;* 145, 6 (nach den hss.) *der geliez nie vorhtlîchen sweiz, im kom ein ritter widerriten* (so verbindet Bartsch, der aber gegen die hss. *nie geliez* schreibt, während L. nach *sweiz* einen punct setzt); 165, 6. Predigtm. 32, 15. 35, 1. Stricker 12, 113. Wd. D VII 10, 1. VIII 62, 2. Barl. 270, 38. MF 169, 29. — es ist selbstverständlich, muss aber doch betont werden, dass in rücksicht auf die stellung von satzteilen hinter das abschliefsende verb das mhd. freier ist als das nhd.; sätze wie Pz. 745, 14 *nu geloube, helt, daz ich gesach bî mînen zîten noch nie'n man* können wir nicht mehr wortgetreu widergeben. — für die erklärung einer eigenen nebensatzstellung habe ich in meinen Relativsätzen s. 91 ff (besonders s. 97), gestützt auf statistische daten, auf die pronomina und besonders das pronominale subject als jene teile des satzes hingewiesen, von denen aus die bewegung, welche dann zu einer eigenen wortstellung des nebensatzes führte, ihren anfang genommen haben mag. wie ich dort s. 94 bemerkte (E. ist derselben ansicht Otfridsyntax s. 54 und Grz. s. 195), ist ein ansatz zu einer scheidung zwischen der wortstellung des hauptsatzes und des nebensatzes schon darin zu sehen, dass die dem nebensatze blofs als formales zeichen vorangestellte conjunction das ursprünglich vor dem verb. finitum stehende nomen an seiner stelle beliefs, sodass jetzt schon das verb an 3 stelle stand; dass dann das verb immer weiter zurücktrat, bis ans ende, wird von E. nur als folge des differenzierungstriebes hingestellt (so auch Anz. v 373). hier nun setzt meine theorie ein und sucht nachzuweisen, dass diese bewegung von den pronominibus begann und unter deren einfluss auf die übrigen satzteile weitergeführt wurde. den differenzierungstrieb stelle ich dann an 2 stelle (aao. s. 101), in so ferne er die schon vorhandene bewegung, die sich ursprünglich auf alle hauptsätze ausdehnte, benutzte, um den typus: verb am ende, in jenen hauptsätzen, die dann zu nebensätzen wurden, zu befestigen, die ansätze dazu in den anderen hauptsätzen aber wider absterben zu lassen; so erklärt es sich am leichtesten, dass man noch spät hauptsätze mit schliefsendem verb findet. — s. 196, 4 absatz. infinitive mit allen ihren bestimmungen können hinter dem verb stehen; das verb kann

aber auch den inf. von einer seiner dependenzen trennen: zb. Myst. I 348, 25 *wan der wîse ein iegelich dinc ahten sol nâch sînem werde ze minnende oder ze hazzende (dinc* gehört als obj. zu den infinitiven). — s. 197. es finden sich mhd. bei ausgesprochener wortstellung des nebensatzes auch mehrere bestimmungen hinter das verb. fin. gestellt, zb. Myst. I 312, 19 *Dînû ist diu alwære sêle, diu ûz ir selber huote verstolne gêt | unnützen gedanken nâch durch virwitze.* 323, 21 *sô wir daz venster der gehügede verrünen | mit irdischen schübelen ûzers gescheftes übervlüzlîchen;* nhd. sind solche 'schleppen' unmöglich oder doch wenigstens äufserst auffällig. ungemein selten aber finden sich pronomina hinter das verb gesetzt; stellungen wie Myst. I 401, 25 *dô er sich zeigen wolte uns* . . . sind unserem sprachgefühl so sehr entgegen, dass man bei zusammenhalt mit der seltenheit derartiger fügungen, die zudem meist im reim erscheinen, auf die vermutung kommen muss, die sprache sei schon seit sehr langer zeit in diesem puncte besonders empfindlich gewesen (vgl. s. 29); ich sehe darin einen starken beweis für meine oben angedeutete theorie. ich nenne folgende beispiele von nachgesetztem pron. pers. in nebensätzen: Predigtm. 15, 34 *wenne getrûwestu mir, sô* . . . (die wortstellung des vordersatzes wäre ganz normal, wenn die einleitende conjunction fehlte); Schwanritter 311 *der hie vor iu stât und âne reht vertriben hât von liuten und von lande mich (: hôchverteclich)*; AH 133 *und dô der arme Heinrich alrêst verstuont sich.* Engelh. 165 *sô daz er ûf die rehten vart der ganzen triuwen kêre sich (: endelich).*

Währing bei Wien, 10. IV. 87. KARL TOMANETZ.

Über die sprache der Wandalen. ein beitrag zur germanischen namen- und dialectforschung von dr FERDINAND WREDE. Quellen und forschungen LIX. Strafsburg, Trübner, 1886. VI und 119 ss. 8°. — 3 m.

Das gesammte in dieser schrift verwertete material besteht, wenige ausnahmen abgerechnet, aus namen, deren zahl obendrein eine recht geringe ist. solche namen bedürfen vor allem der etymologischen deutung; alsdann können sie den wortschatz unserer ältesten sprachperiode bereichern helfen, werden auch wol unterschiede von der sprache der got. bibelübersetzung erkennen lassen: aber auf diesen grund eine dialectgrammatik des wandalischen zu bauen, wie es der verf. unternimmt, dazu sind die werkstücke viel zu unsicher und unvollständig. wir würden es daher vorgezogen haben, wenn Wrede den plan eines 'got. namenbuches' (s. 4) ausgeführt hätte statt ein der natur der sache nach unfertiges, obschon in einzelheiten förderndes bruchstück zu liefern.

In der einleitung werden mit recht die lateinischen namen, welche einzelne Wandalen trugen, ausgeschieden; indessen hätte man eine sammlung derselben gewünscht, um sicher zu sein, dass nicht hin und wider ein deutscher, nur latinisierter name vorliege. minder einverstanden bin ich mit dem principiellen ausschluss aller namen von katholiken s. 9, denn ich vermag nicht abzusehen, warum es allem fanatismus zum trotz nicht auch unter echten Wandalen dissenters gegeben haben solle.

Ich übergehe das der einleitung folgende quellenverzeichnis, welches sich durch übermäfsige breite auszeichnet, um mich dem hauptcapitel des buches, dem dritten, betitelt 'die wandalischen sprachreste' zuzuwenden und verschiedene aufstellungen desselben mit meinen zweifeln und gegenbemerkungen zu begleiten.

Was zunächst den namen der Wandalen s. 37 ff anlangt, so scheint mir *Vandilii* bei Tacitus sicher (GDS[4] 332) patronymische bildung zu einem ahnherrn *Wandils* zu sein. *Wandils* mag ein beiname Wodans (vgl. altn. *Gangleri, Gangrádr)* gewesen sein, man denke an dieses gottes vorliebe für die Wandalen, wie sie die bekannte erzählung des Paulus Diaconus zeigt. W. freilich meint, das ableitende *i* bei Tacitus sei eingeschoben, 'weil ihm an dieser stelle directe ableitung aus ihrem heroen vorschwebt', aber warum dann nicht auch *Marsii? Suebii?* viel eher steht *Vandili* bei Plinius für *Vandilii.* — *Wandils* kommt auch als männlicher eigenname vor wie *Wuotan* in ahd. quellen (Förstemann NB I 1333) und ebenso erscheint die bezeichnung eines zweiges der Wandilier ohne *j*-ableitung. für diesen zweig ist die form *Wandali* festzuhalten, deren ableitungssuffix gleich dem von *slahals* und *Amala, Athala* (sonst *-al* nur noch in dem etymologisch unklaren *saiwala,* vgl. Paul Beitr. 6, 203) seine vocalfärbung wahrscheinlich einer assimilation an den wurzelvocal verdankt. das *-ιλοι, -ηλοι* griechischer autoren entspringt wol gelehrter tradition, auf das *-uli* der Tab. Peuting. ist bei der schlechten überlieferung dieses denkmals nichts zu geben, also von eigentlicher stammabstufung kaum die rede. die Wendlas des Beovulfliedes sieht Bugge in seinem neuesten aufsatze Beitr. 12, 7 wider für Wandalen an.

Die Müllenhoffsche erklärung des *Ῥάπτος* auf s. 47 ist fallen zu lassen, denn altn. *Hrappr* ist wol aus *Hrampr* entstanden, zu ahd. *hrimphan* gehörig, gibt aufserdem kaum einen etymologischen anhaltspunct, da die bedeutung 'violentus' nach Cleasby 284 ursprünglich und erst aus der Njála gewonnen ist, ahd. *Hrafolt* ist aber wahrscheinlich gleich *Hravanolt,* vgl. Förstemann NB I 700.

In *Wisimar* s. 48 und *Marivadus* s. 70 wird *-mar, -mari* als meer genommen. das ist allenfalls für den ersten namen zuzugeben, sicher nicht für den zweiten, da kaum jemand mit dem verf. im *Merobaudes* des Idatius umlaut annehmen wird. *Maroboduus,* 'nomen sine dubio origine germanicum, sed quod

videtur ad etymologiam gallicam transformatum a finitimis Gallis' (Zeufs-Ebel Gramm. celt. 22), scheint sich in dieser form bei den Germanen selbst eingebürgert zu haben, ohne doch die echte form völlig zu verdrängen, wie etwa Charlotte aus Frankreich herüber kam, neben sich aber ein früheres Caroline bestehen liefs.

Eines der wenigen resultate, die aus diesen namen zu gewinnen sind, wäre die erkenntnis der stark offenen aussprache des *i* und *u* gewesen, auf welche schreibungen wie *Στελίχων, Fredibalus, Γεζέριχος, Heldica, Heldericus, Gentoni* und *Godegisilus* (s. 51, unnötiger weise als *ŏ* gefasst), *Γόνθαρις, Γονδαβοῦν, Godagis, Γοτθαῖος* (?) hinweisen.

Willkürlich wird in *Godagisl, Geisarix* usw. als stammauslaut *a* angesetzt, wo die besten quellen auf einen zwischen *e* und *i* schwankenden laut weisen. wenn spätere urkunden *a* zeigen, so ist das wol eine posthume entfaltung des irrationalen vocals zu *a*, die auch in heutigen deutschen dialecten erscheint. das *i* in *Godagîs* und also auch in *Godegîsl* übrigens ist lang, wie *Witegîsen : wîsen* Rabenschl. 732, 5 zeigt.

S. 58 sind die beispiele für einschub des nasals schlecht gewählt: in *lanterna, imber, ambo, anguis* ist der nasal etymologisch berechtigt, in *quadringenti* der analogie von *septingenti* zuzuschreiben.

Einen abfall des nominativischen *s* nach dentalen (s. 52) anzunehmen, sind wir durchaus nicht berechtigt, besonders wenn münzen *Thrasamunds* zeigen (s. 74). wo das *s* fehlt, haben wir gewis nur an mechanische fortlassung eines latinisierenden *-us* zu denken (vgl. *Gunthamundu* s. 72). wir wissen dass im gotischen das *s* erhalten blieb, trotzdem finden wir in den urkunden *Gudilub, Viljarith* und *Amal* bei Jordanes. auch *Raginari* s. 86 steht wol nur für *Raginarius*.

Bei dem vielbesprochenen *frôja (armês)* s. 71 dürfte ein skeptischerer beurteiler auf das allerdings bestechende zeugnis des Rigaltius geringeres gewicht legen, als auf die erhaltenen hss., welche die wahl zwischen *Shroia* und *Kuroia* lassen, und leicht der letzteren lesart als einer barbarischen entstellung von griech. *κύριε* den vorzug geben.

In *Eugeti, Ευαγέης, Ευαγέτης* s. 77 bedeutet das *ευ* gewis nur ein *au* wie in den namen bei Dietrich Aussprache s. 39; ebenso ist dann das *o* in *Oageis* und in *Ὀάμερ, Oamer* s. 80, sowie in *Frônimûth* s. 89 ein *au*, und zwar jenes *ô* für *au*, das in den namen der andern got. dialecte erscheint, ohne an ein folgendes *j* gebunden zu sein, sodass wir wahrscheinlich *Hauhamêrs* und *Hauhageis* anzusetzen haben, und die erklärung s. 93 ff überflüssig wird. mit dem *ao* der durchaus dunklen namen *Ῥαος* und *Sersaon* ist nichts anzufangen.

Der vierte abschnitt 'dialectische merkmale des wandalischen' widerholt wesentlich nur das im dritten gesagte. erwähnt hätte

dort s. 92 werden können, dass das aus *é* entstandene *ī* sich von dem ursprünglichen in der aussprache noch unterschieden haben muss, da es teilweise von den Griechen durch *ε* widergegeben wird, was bei letzterem nicht vorkommt.

Leipzig, februar 1887. S. SINGER.

Walther von Rheinau und seine Marienlegende. inauguraldissertation, der universität Strafsburg vorgelegt von ADOLF VOEGTLIN. Aarau, Sauerländer, 1886. 73 ss. 8°.

Walthers von Rheinau Marienleben wurde zum ersten male von HFMafsmann (Heidelberger jbb. 1826 s. 1183f) erwähnt, der die dichtung in der Stuttgarter hs. (S) aufgefunden hatte. genauere nachrichten darüber gab Mone in seinem Anzeiger 1836 s. 322ff und teilte sowol hier als in den Schauspielen des ma.s 1, 181ff proben der dichtung nach der Carlsruher hs. (C) mit. Goedeke (MA s. 125) druckte einige derselben wider ab nebst einem kurzen resumé aus Mones untersuchung. eine characteristik Walthers lieferten in ihren litteraturgeschichten Gervinus 2⁵, 111 und Wackernagel 1², 204. vKeller veröffentlichte endlich die ganze dichtung in vier Tübinger dekanatsprogrammen (1849. 52. 53. 55). eine eingehende untersuchung jedoch über die sprache dieses umfangreichen werkes, über sein verhältnis zur quelle usw. wurde bisher nicht geführt. der umstand, dass der text des deutschen gedichtes im wege des buchhandels nicht zu beziehen ist und die lateinische quelle nur handschriftlich vorliegt, mag dies mit verursacht haben. der zufall aber hat es gefügt, dass nun plötzlich zwei inauguraldissertationen (in Strafsburg von Voegtlin, in Graz von mir) zu gleicher zeit vorgelegt wurden und ich erst knapp vor der beabsichtigten veröffentlichung meiner untersuchung die kunde erhielt, dass die nun zu besprechende arbeit unter der presse sich befinde.

Die ersten 22 ss. derselben werden durch die beschreibung der beiden hss. des Marienlebens ausgefüllt, die dem verf. selbst zur verfügung gestanden haben. mit recht räumt V. der Carlsruher hs. bezüglich der orthographie und der textüberlieferung weitaus den vorzug vor der Stuttgarter, die vKeller leider vorwiegend bei seiner ausgabe benutzt hat, ein. C ist viel älter und genauer, wie das die von V. s. 6ff zusammengestellten lesarten beweisen. ich füge nur hinzu, dass auch die lateinische quelle des Marienlebens für den text von C spricht, wo dieser von S abweicht. wenige beispiele statt vieler: 54, 53 (überschrift) S *und Maria ir kindes swanger wart*, C *und er Marien ir kindes swanger vant*; quelle: *cum invenit Mariam impregnantem.* — 58, 25 S *der heilig*, C *der engel;* quelle: *angelus.* — 66, 16 S

fehlt, C *zalr oberst wuohs ein belgeltn;* quelle: *crevit atque folliculus floris in supremo.* — 89, 53 S *minneklich,* C *menglich;* quelle: *cuncti mirabantur.* — 225, 7 S *die juden,* C *die junger;* quelle: *discipuli* usw.

Der schreiber von C scheine 'eher ein Mitteldeutscher gewesen zu sein', sagt V. gewis: schon Mone hat fränkische und rheinische eigentümlichkeiten in der sprache und orthographie von C bemerkt (aao. s. 324. 326 f), die er sogar dem autor selbst zuschreiben wollte, was natürlich zurückzuweisen ist. die momente, welche Mone als characteristisch für den dichter anführt, sind eben auch alemannisch. so *a* für *o* vor *n* und *o* für *u* vor *l;* auch die schreibung *ê* für *æ* findet sich in alem. hss. des 14 jhs., vgl. Weinhold AG § 39, und der reim *liebe: brieve* 142, 12 hat in alem. quellen seines gleichen, vgl. AG § 155. 161. es wäre wünschenswert gewesen, wenn der verf. die md. züge des schreibers von C sowie die schweizerisch-alemannischen des schreibers von S übersichtlich zusammengestellt hätte. denn S ist in grobem dialect aufgezeichnet. nur sein schreiber hat den bezeichnenden reim *wân: gebrestan* 107, 53 (C dafür *getân: wân).* er geht in der ersetzung des unbetonten *e* durch andere vocale viel weiter als der dichter, zb. *vindin: winden* 5, 11; *Salamônis: thrônes* 23, 31; *getæten: hêttin* 39, 25; *wieltin: hielten* 57, 39; *ellenden: sendan* 226, 37. — *jugende: mugunde* 107, 37; *allesament: gesamnot* 230, 4 usw. auch kennt er nicht den unterschied zwischen dem gemeindeutschen vocal und dem dafür im alemannischen eingetretenen diphthong, denn er reimt *laut: rât* 98, 4; *haut: lât* 54, 44; *kinde: geswiende* 63, 43; *irre: geschierre* 11, 29 usw.

Auf grund seiner kenntnis von C konnte V. die conjecturen Hollands, Pfeiffers, vKellers teils bestätigen, teils berichtigen. ich bemerke hierzu nur, dass ich v. 57, 3 S den vorzug vor C gebe: C schreibt *der meide er an der selben vart,* S dagegen *der megde er magt der selben vart,* übereinstimmend mit der quelle: *Joseph virgo virginis fit custos castitatis. virgo* ist eine im ma. beliebte bezeichnung für jungfräuliche heilige. — im text des dritten buches habe ich zu berichtigen: 149, 39 soll es statt *vüeze* heifsen *houbet,* quelle: *caput;* 155, 3 statt *Jêsum den blœden: J. den blüenden,* lat. *Jesum Nazarenum,* vgl. 49, 41; 221, 17, wo derselbe lat. ausdruck entspricht. Nazareth wird schon bei Hieronymus mit *flos* übersetzt.

Durch die conjecturen s. 16 ff sowie durch die angabe der lesarten von C s. 8 ff — vorausgesetzt dass dies verzeichnis vollständig und genau ist — wird tatsächlich die möglichkeit geschaffen, den text bis auf einige verse im vierten buche rein und vollständig herzustellen. minder befriedigt kann ich mich von den folgenden abschnitten erklären, denn sie bedürfen manigfacher berichtigungen und ergänzungen.

Besonders gilt dies von dem 2 capitel: reim- und lautlehre.

die belegstellen sind darin weder vollständig noch durchweg richtig mitgeteilt, obendrein werden sie durch zahlreiche druckfehler — die ich nur teilweise anführe — entstellt. reimbindung *a : â* s. 23. nach 30, 53 ist einzuschalten *: getân* und der nun folgenden zahlenreihe hinzuzufügen 140, 3; 191, 29; 238, 15; 276, 17. *an : hân* steht aufser den angeführten stellen noch in v. 50, 4; 212, 44; 222, 54; 251, 13; 262, 16; *an : behân* 281, 30; *an : stân* 208, 40; 241, 7. 37; *an : gegân* 207, 43; *: zergân* 263, 14; *: arcwân* 286, 43; ferner ist zu ergänzen *gewan : hân* 207, 39; *: Johân* 218, 27; *: erstân* 236, 26; *ieman : ergân* 236, 48; *man : gegân* 245, 17; *man : getân* 88, 5; 108, 24; 166, 17; *man : hân* 22, 3; 94, 25; 98, 44; 153, 35; 161, 29; 203, 40; 215, 9; 263, 4; *: wolgetân* 35, 30; *: wân* 64, 10; *: Affricân* 50, 22; *: ergân* 165, 1; *: lân* 262, 26; *: stân* 206, 31; 208, 44; *kan : hân* 288, 36; *: stân* 287, 20; *nieman : hân* 237, 36; *: ergân* 197, 17; *: entstân* 137, 51; *schâchman : stân* 187, 35. dagegen ist in der 7. 8 zeile zu streichen *entstân* 23, 46, sowie die belege 151, 9 und 35, 30, denn diese gehören zur reimbindung *â : a*. — bei der bindung *a : â* vor *r* fehlen: *dar : wâr* 216, 5; *: hâr* 177, 16; *: jâr* 7, 10; *gar : hâr* 196, 19; *gebar : jâr* 252, 12; *: wâr* 215, 5; *ungegar : hâr* 118, 31. — ferner vor anderen consonanten s. 24: *stat : hât* 78, 32; 120, 46; 139, 15; 141, 23; 148, 35. 43; 157, 25; 167, 20; 170, 33; 186, 19; 205, 43; 206, 11; 208, 34; 217, 1; 228, 34; *: stât* 95, 48; *geschach : darnâch* 254, 27; *sprach : darnâch* 124, 15; *daz : wâz* 158, 47 (vKeller vergafs hier das längezeichen); *unbekant : hânt* 180, 17. — z. 3. 4 ist *antlâz : vürbaz* 150, 29 zu streichen, vor *underlâz* ist *was* zu setzen und der reimbindung *â : a* hinzuzufügen. *maz* bedeutet hier *cibus*, nicht *modus*, die zahlen 74, 33 und 222, 2 sind daher ebenso zu entfernen wie unten 114, 40. z. 5 l. *bekant* für *benant*; zu ergänzen ist *zarten : gebârten* 90, 47; *êwarten : vârten* 152, 31. einigen belegstellen fügt der verfasser 'oft' oder 'usw.' hinzu; deshalb erwartet man dort, wo diese bezeichnungen fehlen, vollständigkeit. sie ist jedoch nicht im entferntesten erreicht, wie man daraus ersieht, dass achtzig für den reim *a : â* angegebenen fällen noch ebenso viele hinzugefügt werden musten.

Reimbindung *â : a*. hier sind vor allem die fälle zu streichen, die zur reihe *a : â* gehören, wenn man einmal mit V. — meines erachtens ohne nutzen — unterscheidet, ob der kurze vocal im ersten oder im zweiten reimwort enthalten ist. ferner wäre zu berichtigen *gegân : an* 435, 18; *hân : gewan* 273, 3; *Jordân : dan* 128, 10; *Sathân : an* 129, 56; *wân : daran* 39, 31; *jâr : gar* 64, 56; *hât : pfat* 276, 9; zu streichen *: an* 8, 46; *: lîchvar* 123, 43; *: stat* 49, 8; 50, 1; 67, 14; 68, 44; zu ergänzen *begân : man* 151, 9; *getân : an* 248, 43; *: man* 141, 17; 162, 30; *: herdan* 128, 20; *angetân : an* 173, 32; *ûfgetân : man* 279, 55; *undertân : kan* 186, 39; *hân : an* 54, 6; 247, 50; 283, 36; *: dan* 210, 17; *: daran* 180, 33;

215, 15; *:man* 71, 36; 148, 31; *Jordân:an* 128, 46; *Sathân: dan* 129, 48; *stân:kan* 3, 26; *:man* 126, 15; 136, 25; 187, 25. — *hâr:gar* 233, 3; *:gewar* 207, 37; *jâr:gar* 192, 41; *sunderbâr: dar* 211, 21; *:war* 209, 23; *wâr:dar* 247, 6; *:gar* 166, 21; 237, 62; 281, 56; *:gebar* 113, 26; 122, 44; *:har* 280, 16; *swâr: dar* 148, 37; *tât:stat* 255, 11; *hât:stat* 263, 20. — *hânt:bekant* 256, 17; *:hant* 104, 23. — *Abrahâm:man* 35, 60; *antlâz: vürbaz* 150, 29; *nâch:sach* 116, 16. — das verhältnis der reime ist somit folgendes: *a:a* vor nasalen gegen 500 mal, in anderen fällen 1260 mal; *â:â* vor nasalen 180, sonst gegen 300 mal. hingegen *a:â* vor *n* gegen 100, sonst 60 mal, *â:a* vor *n* über 90, sonst 50 mal.

Reimbindung *ê:e* s. 25. ich habe zu berichtigen *Israêl: snel* 261, 19; *Nazarêth:tet* 102, 26; hinzuzufügen *sêr:swer* 262, 14. bei der bindung *e:ê* fehlt *er:sêr* 198, 23; bei *ê:æ* ist zu streichen *hêre:schöpfære* 130, 8; ferner *lêre:manbære* 33, 30, das der reihe *æ:ê* angehört; zu berichtigen resp. zu ergänzen ist *sêre: swære* 162, 58 und 244, 8. — dem verzeichnis *æ:ê* fehlt *swære: sêre* 122, 2. aufserdem gehören noch hierher die reimbindungen *æ:ë:ungebærde:wërde* 44, 11; *bewært:gegërt* 215, 1; *geeinbært: wërt* 107, 3; *ë:æ:dër:wær* 257, 42; *:mær* 277, 7; *ër:wær* 76, 50; 101, 63; *wërde:gebærde* 177, 42; *e:æ:wehte:smæhte* 79, 54; *offenbâre:wære* 263, 2. — das reimverhältnis der verschiedenen *e*-laute ist demnach folgendes: *e:ë* 25, *ë:e* 36, *e:ê* 4, *ê:e* 5, *ë:ê* 3, *ê:ë* 5, *e:æ* 1, *æ:e* 1, *ê:æ* 13, *æ:ê* 8, *ë:æ* 3, *æ:ë* 4 mal; hingegen *ë:ë* vor *r* 130, sonst 270; *ê:ê* 230; *æ:æ* 140; *e:e* vor *r* 40, sonst 90 mal.

Reimbindung *i:î* s. 26. es ist zu streichen *tävellîn* 181, 35; *riutelîn* 39, 3, weil zu *î:i* gehörig; zu berichtigen *stich:güetlich* 211, 9; *sin:în* 23, 47; zu ergänzen *mich:glich* 196, 9; *sich: gelich* 155, 54; 214, 12; *dich:himelrîch* 227, 37; *gericht:bîcht* 287, 34; *hin:sîn* findet sich aufser den angeführten fällen noch 17 mal, *in:sîn* noch 20 mal. ferner *hin:geneserin* 58, 51; *:dîn* 271, 7; 272, 15; *:kindelîn* 69, 18; *:lüftîn* 267, 8; *:mîn* 96, 13; 171, 47; 172, 55; *:pîn* 179, 22; *:pfellolîn* 167, 40; *:æmelîn* 198, 41; *:nüftelîn* 53, 20; *in:kindelîn* 19, 9; 69, 56; 80, 42; *:bilgrîn* 221, 6; *:tohterlîn* 240, 46; *:mîn* 219, 20; *bin:dîn* 122, 36; *:mîn* 123, 29; 141, 11; 191, 5. 19; 193, 51; 219, 32; *:sîn* 204, 18; *sin:sîn* 133, 1; *:mîn* 196, 11.

Reimbindung *î:i*. es ist zu corrigieren *silberîn:hin* 148, 5; *hiuselîn:hin* 82, 30; in der drittletzten zeile *in* (für *hin*); zu ergänzen *gelich:sich* 102, 42; 113, 12. 20. 38; 118, 29; 128, 12; 130, 24; 138, 23; 206, 27; 269, 46; *:dich* 163, 45; 254, 9; *himelrîch:mich* 125, 9; *rîch:sich* 239, 9; *:dich* 192, 15; 270, 47; 282, 30; *tropfenglich:sich* 182, 15; *alse lîch:mich* 170, 47; *mîn: in* 99, 7; 142, 34; 170, 13; *:bin* 151, 55; 191, 11; 222, 40; 223, 45; *:hin* 100, 27; 170, 1; 192, 23; 193, 25; 219, 12;

256, 13; *schin : in* 108, 10; 117, 13; 226, 9; *: hin* 269, 18; *sîn : bin* 150, 9; 222, 28; *: gewin* 276, 7; *: sin* 146, 54; *: ungewin* 55, 4; *kindelîn : hin* 71, 20. 36; 79, 23; 92, 33; 281, 46; *: in* 90, 33. — *büechelîn : in* 286, 39; *ébrecherîn : in* 244, 38; *dîn : bin* 194, 13; *: hin* 259, 8; *: in* 275, 16; *isînîn : in* 175, 7; *riutelîn : hin* 272, 35; *: in* 39, 3; *schiffelîn : hin* 224, 31; *tävellîn : hin* 181, 35; *vezzelîn : hin* 91, 50; *vischelîn : in* 96, 49; 99, 3; *: hin* 96, 39. das verhältnis der reinen und unreinen reime auf *i* ist folgendes: *i : i* vor *n* 280, sonst 740 mal; *î : î* vor *n* gegen 400, sonst über 450 mal; hingegen *i : î* vor *n* über 100, sonst 14 mal; *î : i* vor *n* 127, sonst 22 mal.

Reimbindung *o : ô* s. 26. zu streichen ist *vor : rôr* 188, 26 und 255, 24 *wort : gehôrt* (l. *erhôrt)*, weil sie der reihe *ô : o* angehören. *spot : tôt* 190, 57 für *got* ist ein versehen. zu ergänzen ist *got : gebôt* 265, 13; *: nôt* 45, 9; *wort : erhôrt* 220, 25; 239, 51; *: gehôrt* 85, 9; 232, 3; 235, 19; *worten : gehôrten* 36, 51; *dort : hôrt* 289, 47.

Reimbindung *ô : o*. es ist zu streichen z. 1 190, 57; 181, 7; z. 3 (s. 27) selbstverständlich 189, 3; 220, 5 und 9, 20; z. 4. 5 die zahlen 94, 23; 157, 50; zu ergänzen ist *tôt : got* 195, 31; *brôt : got* 235, 35; *nôt : gebot* 58, 22; *rôr : vor* 188, 25; *zôch : noch* 65, 45; *erhôrt : wort* 228, 28; 244, 6; 255, 24; *gehôrt : wort* 226, 23. das verhältnis der reime auf *o* ist: *o : ô* vor *r* 26, vor *t* 7 mal; *ô : o* vor *r* 16, vor *t* 6, sonst 1 mal; *o : o* vor *r* über 100, sonst 250 mal; *ô : ô* vor *r* 5, sonst 254 mal.

Den ungenauen reimen auf *u* füge ich hinzu: *alsus : hûs* 251, 45; *hûs : sus* 230, 5; *Jêsûs : sus* 93, 19; *ûz : alsus* 66, 25; für *deus* 153, 37 soll es heissen *meus*. — dieser geringen zahl von unreinen reimen stehen gegenüber *u : u* circa 400 mal, *û : û* ungefähr 100 mal.

S. 27 in z. 8 v. u. gehört 79, 3 statt hinter *tuge* erst hinter *truge*. — s. 29 im verzeichnis *m* z. 7 l. *dan* 69, 44; *getân* 139, 38; *man* 59, 27. z. 9 *verswein*, z. 10 *klein* (für *kein*); *allein* 103, 57. zu ergänzen ist *bekam : hân* 85, 41; *: ieman* 237, 14; *: man* 104, 35; *gezam : man* 106, 12; *kam : an* 78, 46; *: ieman* 242, 3; *heim : zwein* 106, 30; *: inein* 57, 25; *stam : getân* 208, 6; *Jerusalêm : sên* 230, 33; 249, 8; *Joachîm : hin* 7, 28; *: kindelîn* 7, 50; *: sîn* 20, 27. die letzte zahl des zweiten absatzes 276, 40 ist zu streichen. — zum verzeichnis *z : s* s. 30f führe ich das verhältnis der reime im ganzen Marienleben an: *s : z* 87; *z : s* 142 mal; *s : s* gegen 200, *z : z* gegen 150 mal. zu s. 31 unten 'überschüssiges *n*' füge ich noch den reimbeleg *gemësse : gelëssen* 41, 43. s. 32 soll unter *ck* der ansatz lauten: *bedachten : machten* 228, 8. die reimbelege für inlautendes *h : ch* vermehre ich um *brechen : sehen* 57, 21; s. 33. diejenigen für *ch : h* um *sah : brach* 72, 39; 91, 48; 178, 25; 189, 5; 221, 40; *: hinnâch* 156, 29; *: stach* 209, 25. — *sah : gesprach* kommt circa 30 mal

im Marienleben vor. andere minder wichtige ergänzungen unterlasse ich.

Zu den reimfreiheiten s. 33f bemerke ich folgende details. in der ganzen dichtung sind 20 reimpare doppelt unrein: vocalisch und consonantisch. im ersten buche befinden sich unter den circa 1400 reimparen 1170 reine und 230 unreine. von den ersten 250 reimparen sind 178 stumpf, 71 klingend, nur eins tribrachysch *ebenne : lebenne;* auch späterhin finden sich nicht viele tribrachysche reime, am häufigsten *jugende : tugende; verdagenne : sagenne.* drei silben reimen noch in *natûre : creatûre* 112, 53. eigentlich gleitende reime fand ich nur diese: *erwellende : gesellende* 124, 57; *gesellete : erwellete* 130, 46; *schouweten : erfrouweten* 257, 2. — sehr häufig sind die erweiterten reime. die erweiterung findet meist durch vorsilben statt: *gesehen : geschehen* 62, 34; *getân : gelân* 229, 5; *bekomen : benomen* 80, 24; aufserdem *hiuselîn : kindelîn* 62, 24 usw. — doppelreim: *ein kint : ein wint* 65, 13. schlagreim: *sprach unt sah* 138, 5. — gleiche oder ähnliche reimpare hinter einander 12, 35 *tet : gebet, tet : gebet;* 164, 35 *hin : in, hin : in;* 149, 42 *alleine : reine, reine : alleine, alterseine : unreine;* 99, 9 *schulde : hulde, unschulde : schulde, unschulde : hulde.*

Im 3 abschnitt: formenlehre s. 41 ist zu berichtigen *zerblân : an* 111, 21. zu den präteritopräsentibus hätte V. noch zahlreichere fälle des flexionsvocales *i* im conj. praes. u. praet. anführen können. ebenso wäre s. 43 zu erwähnen gewesen das *i* in den endungen des schw. praet.: *seginde* 150, 15; *verlouginde* 203, 1 usw.; im part. praet. *ertœtit* 197, 8; *verweisit* 191, 5; *gesagit* 206, 52. auch in den flexionen der substantiva (zu s. 44) wird das *e* durch verschiedene vocale vertreten: *witwan* 33, 15; *balman* 254, 29; *itwizis* 7, 53; *urstendi* 124, 20; *vastun* 129, 14; *mirrun* 174, 13 usw. für die mischung lateinischer und deutscher flexion bei eigennamen liefern die endungen von *Jêsûs Christûs* ein beispiel: gen. *Jêsu Christes* 112, 41, dat. *Jêsu Christo* 133, 35, acc. *Jêsum Christen* 285, 31, *Jêsum Christum* 287, 39.

Das 4 capitel handelt von der quelle und ihrem verhältnis zu Walthers werke. für diese vergleichung hat V. den vortrefflichen von Rückert beschriebenen clm. 12518 der Vita beatae virginis et salvatoris metrica benutzt. mir standen die zwei Grazer pergamenthss. zur verfügung, welche Schönbach Zs. 17, 524 erwähnt hat: 42/56 4° saec. XIV und 42/118 8° saec. XIII; ihr text weicht im einzelnen vielfach von dem der Münchner hs. ab.

Dem gesammturteil, welches V. ausspricht, dass nämlich Wh. die vorlage nicht sclavisch bearbeitet, sondern getreu und gelungen übersetzt habe, schliefse ich mich durchaus an. das bild vom schäumenden bergbach gegenüber dem seichten trägen fluss der ebene (s. 48) bezeichnet treffend den unterschied, der zwischen dem deutschen und dem lateinischen dichter nach seiten

des metrums und der ausdrucksweise besteht. auch die beispiele, die vorgeführt werden, um diesen unterschied zu illustrieren, sind meist glücklich gewählt. doch die einzelnen ergebnisse der untersuchung tragen in ihrer anordnung gar sehr den character des zufälligen an sich, die vorzüge des Waltherschen stils der quelle gegenüber sind weder erschöpfend noch ausführlich dargestellt und die beziehungen zum inhalt der quelle werden kaum berührt. hier näher darauf einzugehen, gebricht es mir an raum; ich gedenke aber demnächst in einem eigenen aufsatze das verhältnis Wh.s zu seiner vorlage ausführlich zu erörtern.

Im 5 abschnitte handelt der verf. von Walthers stilistischen vorbildern. mit recht schliefst er schon aus dem umstand, dass Wh. sich so streng an das machwerk des lateinischen compilators gehalten hat, auf den mangel jeglicher originellen dichterischen begabung. was fähigere dichter aus der gleichen quelle gemacht haben, kann man etwa aus bruder Philipps Marienleben ersehen, der nach gutdünken weglässt, kürzt, erweitert und verändert, oder aus dem Passional, dessen autor den stoff ganz in sich aufgenommen hat und dann in freier weise mit begeisterung und zugleich kunstvoll bearbeitet. — auch der stil Walthers ist 'etwas nachgeahmtes und mechanisch angelerntes' sagt V. und bezeichnet KvWürzburg als das vorbild. er hätte wegen der poetischen formeln allein ebenso gut Rudolf von Ems oder einen anderen dichter jener zeit, der geistliche themen behandelte, dazu ausersehen können. denn die mittel der poetischen technik sind mehr oder weniger gemeingut aller religiösen dichter des ausgehenden deutschen ma.s. wem Wh. jedes einzelne bild, jede einzelne typische reimbindung entlehnt hat, lässt sich natürlich nicht feststellen. er mag ja das eine oder das andere, zb. die von V. s. 69 angeführte redewendung im prologe Konrad abgelauscht haben; dass er aber gerade diesen dichter 'studiert und seine ausdrucksweise nachgeahmt habe', ja dass er sich 'sclavisch' (s. 70) ihm sollte angeschlossen haben, ist weder von vorne herein anzunehmen noch durch die beispiele, die s. 57 ff beigebracht werden, zu erweisen. diejenigen unter den angeführten geparten ausdrücken, pleonasmen, epithetis usw., die wörtlich bei beiden dichtern übereinstimmen, als: *mit werken und mit worten, mit herzen und mit sinne, arme unde rîche, lûter unde clâr, spâte unde fruo, des herzen ger, tugentvaz, der sælden hort* usw., sowie die umschriebenen adverbien der zeit fehlen bei keinem geistlichen dichter des mittelalters. von vorne herein aber ist es kaum glaublich, dass Walther für sein Marienleben dichtungen so differenter natur wie die werke Konrads von Würzburg sich zum vorbild genommen haben sollte. ich meine vielmehr, dass Walther, wenn er sich schon an einem muster zum dichtenden übersetzer geschult hat, das Passional dazu benutzt hat; namentlich in jenen partien, die Christi und Marias leben behandeln. ich behalte mir

vor, auch diese behauptung in meinem schon angekündigten aufsatze näher zu begründen.

Die ansichten, welche der letzte sechste abschnitt entwickelt, teile ich vollständig. nur durch Kellers abdruck der Stuttgarter hs. konnten die litterarhistoriker verleitet werden, Walthers Marienleben in die mitte des 14 jhs. zu versetzen. aus der sprache der dichtung wird s. 71[1] erwiesen, dass sie nicht später als im letzten viertel des 13 jhs. entstanden sein kann. dazu kommt, dass das Marienleben wegen der nahen beziehungen zum Passional nicht sehr viel später als diese dichtung angesetzt werden darf. auch der versbau Walthers spricht für eine frühere abfassungszeit. seine verse haben im allgemeinen vier hebungen bei stumpfem, drei bei klingendem ausgang; vier hebungen klingend werden kaum 30 mal im ganzen werke angenommen werden müssen. von der silbenzählung ist Walther noch weit entfernt. in den ersten 500 versen fehlt die senkung vor der letzten hebung 29 mal innerhalb éines wortes, 24 mal zwischen zwei hochbetonten silben verschiedener worte; dagegen im versinnern 35 mal innerhalb éines wortes, 34 mal zwischen zwei worten. dadurch werden die verse verschieden lang; so reimen verse von 8 oder 10 silben auf solche mit 5 oder 7 (3, 48; 4, 11); ein wort kann auch wol einen ganzen vers füllen, zb. *Aryopagîtâ* 4, 38. der alten kunst gehört auch die verwendung von zweisilbigen compositis oder von worten mit schweren bildungssilben zur ausfüllung zweier hebungen am versende an: zb. *und vón ir réinen kiúschhéit* 3, 38. *hât gegében vóllêist* 4, 52. *und vón ir lîbes schônhéit* 4, 9 usw. — der versschluss ist meist metrisch richtig; nur selten gestattet sich Walther kleine freiheiten, die von ihm gebrauchten rührenden reime entsprechen zumeist noch den forderungen der höfischen kunst.

Als geburtsort nennt der dichter selbst Bremgarten an der Reufs; und seine sprache, deren schweizerische eigentümlichkeiten s. 45 verzeichnet sind, lässt annehmen, dass er dort auch dauernd sich aufgehalten habe. geistliche bildung muss er genossen haben. er beherscht die lat. sprache vollständig und ist ein guter bibelkenner. Mones ansicht, er sei mönch in Rheinau bei Schaffhausen gewesen, lässt sich allerdings nicht halten. nichts in den historischen darstellungen oder in den totenbüchern und cartularen des klosters Rheinau, so weit sie veröffentlicht sind, spricht dafür. V. mag das richtige getroffen haben, wenn er vermutet, Walther sei ein verarmter sprössling des in der Schweiz für jene zeit nachzuweisenden geschlechtes von Rînowe gewesen.

Graz, october 1886. ADOLF HAUFFEN.

[1] freilich sind auch hier durchaus nicht alle von V. angeführten beispiele richtig.

Kormaks saga herausgegeben von ThMöbius. Halle a/S., waisenhaus, 1886. 206 ss. 8°. — 4 m.

Es ist die zweite ausgabe dieser sehr interessanten saga, welche wir vor uns haben — die editio princeps erschien im jahre 1832 —, in bezug auf einen teil der gedichte die dritte, da einige auch von Vigfusson in seinem Corpus poeticum boreale 1883 behandelt worden sind.

Dem texte, unter welchem eine auswahl der lesarten und conjecturen steht, folgt ein diplomatischer abdruck der gedichte nach den einzigen zwei alten pergamenthandschriften, sodann eine litterarhistorische und textkritische einleitung, anmerkungen zur prosa, erläuterungen der gedichte, ein verzeichnis der in denselben gebrauchten kenningar und ein glossar zu den gedichten. alles in der sorgfältigen und umsichtigen art, welche die schriften des um die nordische philologie hochverdienten gelehrten auszeichnet.

Vor der arnamagnäischen ausgabe hat die neue vor allem den vorzug einer gesicherteren und breiteren handschriftlichen grundlage. die einzige vollständige pergamenths. A ist mit nutzen neu verglichen, und das pergamentbruchstück B sowie fünf chartacei der königl. bibliothek von Kopenhagen zum ersten mal für die kritik des werkes verwertet worden. der ertrag dieser letzteren für die kritik ist allerdings gering, da sie, wie M. s. 78 f überzeugend nachweist, auf A zurückgehen, also höchstens hier und da eine gute conjectur bieten. wichtig dagegen ist das leider allzu kleine fragment B, das, nur mittelbar durch eine gemeinsame vorlage mit A verwandt, ein par mal entschieden richtigere lesarten gewährt. — aber auch in der orthographie und der bei unserer saga unentbehrlichen conjecturalkritik bezeichnet die ausgabe einen fortschritt gegenüber Gudhmundsson und Palsson, den ersten herausgebern, und auch gegenüber Vigfusson.

Dass die von den schreibern arg zugerichteten verse trotz den bemühungen der genannten gelehrten noch viele rätsel und offenbar unrichtiges zeigen, ist bei der natur der altnordischen poesie und ihrer überlieferung selbstverständlich. und blofs von glücklichen einfällen, so wenig sie auch zu verachten sind, dürfen wir eine gründliche cur der überlieferten schäden nicht erwarten. ebenso wie Gislason und Sievers durch ihre umfassenden beobachtungen auf dem gebiet der skaldenmetrik den möglichkeiten der conjecturalkritik engere gränzen gesteckt haben, müste auch die aus allen altnordischen denkmälern des ganzen mittelalters gewonnene kenntnis der poetischen ausdrucksweise uns für den einzelnen fall mittel an die hand geben zu bestimmen, was hier möglich und wahrscheinlich ist, was nicht.

Denn die altnordische poesie ist mehr als irgend eine andere idiomatisch. belesenheit in anderer germanischer und europäischer poesie schadet hier dem kritiker eher, als dass sie hilft. dinge,

die sonst nirgends vorkommen, sind ihr das allergewöhnlichste, anderes, was uns ganz geläufig ist, ja was selbst bei oberflächlicher betrachtung in ihrem character zu liegen scheint, bietet sie nicht. so könnte man zb. meinen, das schiff, ein so oft vorkommender begriff, könnte passend durch 'haus dieses oder jenes seekönigs', *rann Sǫlva* etwa, bezeichnet werden, es kommt aber, wenn man der Gröndalschen clavis trauen kann, nie vor. das heifst *rann Sǫlva* und dgl. kommt oft genug vor, heifst aber immer 'schild', nie 'schiff'. — der eindruck, den diese art poesie auf uns macht, vergleicht sich etwas dem der altindischen lyrik, besonders der classischen periode. die möglichkeit des verständnisses beruht hier wie dort auf der kenntnis der poetischen formeln, welche mit vorliebe als composita auftreten. auch die aus mehreren wörtern bestehenden kenningar der altnordischen poesie können als trennbare composita betrachtet werden, welche von den zeiten ihrer einheit her dem hörer so geläufig sind, dass er, wenn auch erst ein versprengtes glied derselben vorgekommen ist, die dazu gehörigen ergänzungen erwartet. die unlogische form, in der die teile gröfserer kenningar oft erscheinen, erklärt sich so am leichtesten. wenn es zb. bei Kormakr str. 23, 3. 4 heifst *valkjósande-víns* in der bedeutung 'eligens vinum cadaveris', statt des zu erwartenden *vínkjósande vals*, so möchte man ein früheres *val-vín-kjósande* vermuten, das, als man die mehrfachen compositionen aus irgend einem grunde aufgab oder einschränkte, mechanisch sowol in *vínkjósande vals* als in *valkjósande víns*, daneben auch in *vínkjósandi-val-*, oder *valkjósandi-vín-* aufgelöst wurde, — wie man ja sogar einfache oder als einfach gefühlte eigennamen auflöste, *Há-kon, Ið-un.*[1] auch die festigkeit der den kenningar zu grunde liegenden vorstellungen, der zu folge jedes wort, das feuer bedeutet, zur bezeichnung des schwertes, jedes, das schlange bedeutet, zur bezeichnung der lanze verwendet werden kann, erinnert an eigentümlichkeiten der indischen poesie, in der zb. jeder ausdruck für 'donnerkeil' auch 'diamant' bezeichnen kann. die fülle der einfachen synonyma, die vorliebe für den umschriebenen ausdruck, welche mitunter zu wortspielen führt, die freiheit der wortstellung findet sich ebenso in den altnordischen wie in der altindischen poesie.

Aber diese ist doch viel einfacher und uns zugänglicher als die nordische und ist auch viel besser erhalten, offenbar weil sie die schreiber besser verstanden haben. die zahl der richtig überlieferten strophen ist im altnordischen viel geringer als die zahl der verderbten. so gewis bei Kormakr, dessen verse noch generationen von germanisten rätsel zu lösen geben werden, wie dankbar wir auch M. für manche schöne besserung und erklärung sein müssen.

[1] vgl. im mhd. Jüng. Titurel 1679, 2 *Alsam ein ertpîbe erwegt sich Floritschanze Von sporn der orse trîbe,* — statt von *sporntrîbe der orse.*

Ich will nur einige stellen hervorheben, an welchen mir M. nicht das richtige gefunden zu haben scheint, und eine heilung doch vielleicht möglich ist.

S. 6, str. 5 *Eitt lýte kvazk 'ita' eldbekks á mér þekkja* (*þikkia* A)
Eir of aptanskœror allhvít ok þó lítep.

ita wird von M. wie von seinen vorgängern mit recht als unverständlich erklärt. aber was war es? wahrscheinlich gehörte es zu der kenning für das subject, als welches M. *eldbekks Eir*, die göttin des bachfeuers = des goldes, oder der feuerbank, der bank am herdfeuer fasst. wenn es feststeht dass die geraden verse bei Kormakr oft der assonanz entbehren, s. M. s. 96, so liegt die vermutung nahe, dass die schreiber versucht haben können, hier und da die metrik späterer zeit einzuführen. vielleicht hiefs es ursprünglich *unna*, später nach *uðr* geschrieben *uda*. die kenning wäre dann *Eir eldbekks unna*, *Eir bekks elds unna* die göttin des sitzes des goldes, d. i. die göttin der hand. also dasselbe, was im zweiten teil der strophe durch *haukmœrar Hlín*, die göttin der falkenerde, ausgedrückt wird.

Str. 6, 3. 4 *Þykke'k erma ilme allfǫlr 'er la saulua'.*
statt des von M. als unverständlich bezeichneten hat B *oc la solua.* ich glaube, das steht dem echten näher: *ǫkklasǫlre* 'mit schmutzigen knöcheln' als adjectiv zu *erma ilmr*, wodurch die magd bezeichnet wird, welche nach der prosa sich eben tadelnd über Kormaks schwarze augen geäufsert hatte. durch die lesung *-sǫlri* gewinnen wir in der achten zeile einen reim auf *alfǫlr.* allerdings ist *sǫlr* nur im neuisländischen nachgewiesen. aber wenn man bedenkt, wie viele wörter nur einmal überliefert sind und welche bereicherungen der sprachschatz der altisländischen sprache in neuester zeit zb. durch Gering und Thorkelsson erfahren hat, so kann man sich wol darüber hinaussetzen.

S. 10, str. 15 *Hneit viþ Hrungnes fóta hallvitjǫndom stalle*
(inn vas'k ilme at finna) enges lé (of gengenn).

hallvitjondom, statt *hallvitindum* AB, hat M. gebessert, *enges lé,* statt *engi sar* A, *eingiss. ser* B, Vigfusson. diese änderungen scheinen sicher. denn in der voranstehenden prosa wird erzählt dass, als Kormakr bei Steingerdhr eintrat, eine sense dadurch herabfiel, dass er sie mit der türe berührte.

Aber M. übersetzt s. 113 'sie schärften ihre sichel (ich suchte die Steingerdhr drinnen)', dh. er bezieht die verse auf einen anderen unmittelbar vor der strophe in der prosa erzählten umstand, dass nämlich die söhne der Thorveig, welche schon im hause waren, ihre waffen in für Kormakr feindlicher absicht geschliffen hätten, *struku vápn sín,*— und versteht unter *hallvitjǫndom* eben diese männer, unter dem *stallr Hrungnes fóta* den schleifstein. aber der ort, auf dem der riese Hrungnir steht, der schämmel der füfse Hrungnirs, ist doch eine bekannte kenning für 'schild'; s. Egilsson s. v. *Hrungnir,* obwol dieser gelehrte

auch, weil Hrungnirs schild nach Skaldskaparmal c. 17 aus stein war, unsere kenning auf 'schleifstein' deutet. aber das characteristische bei Hrungnirs schild sah man darin, dass er, entgegen der gewöhnlichen weise, zum schutz vor gefahren, die von unten drohen, verwendet wurde. also die sense berührte den schild *hallvitjǫndom*: der dativus commodi geht dann natürlich auf denjenigen, der das berühren veranlasst hat, nämlich Kormakr. damit stimmt auch die folgende strophenhälfte: *Vita skal hitt — meira vítes* 'das soll ein vorzeichen sein gröſseren unheils, wenn man mich angreift.'

Dabei ist allerdings zu bemerken dass der inhalt der verse nicht genau zu dem stimmt, was die prosa erzählt. denn nach ihr ist nicht ein schild durch die herabfallende sense beschädigt worden, sondern ein schwert. es bleibt nichts übrig als dies hinzunehmen und zu constatieren dass abweichungen von prosa und vers im tatsächlichen vorkommen können, wie zb. auch str. 60, 4 und prosa s. 41, 1. das gilt übrigens auch bei M.s auffassung 'die sense schlug an den wetzstein an' dh. 'sie wurde geschliffen', denn in der prosa schleifen die brüder ihre waffen, nicht die sense. — dass dieser umstand nicht in unserer str. 15 verwertet wird, ergibt sich übrigens schon aus str. 17, s. 11, wo es geschieht:

Sitja sverþ ok hvetja sín andskotar míner.

S. 13, str. 21. Steingerdhr sagt auf Kormaks frage, wen sie heiraten wolle: *Bróþor mund'ak blindom baugIesIer! mik festa — Fróþa.*

Vigfusson hat gefunden dass hier eine anspielung auf Kormaks bruder Frothi vorliegt: also sie wird den blinden bruder Frothis, das ist Kormakr, heiraten. aber warum 'blind'? das wort hätte wol als unverständlich bezeichnet werden sollen. ich möchte vermuten *blandnom, blǫndnom* 'dem schlauen', 'verschmitzten', 'schlimmen'.

S. 24, str. 31. Kormakr klagt zuerst über das schlechte schwert, das ihm Skeggi zum kampf geliehen; es habe keine elasticität, *staþr*, mehr gehabt. dann fährt er fort:

gørþe (holt) fyr hialte Hviteng í tvau bíta
(broteþ hefe'k skarþ í skerþe) Skafnongr[1] *(fetels drafnar).*

M. übersetzt: 'es zerschnitt nur des gegners schwert (den Hviting) unterhalb des griffes, und habe ich dabei eine tiefe scharte hereingebrochen.' — aber ein so versprengtes stabwort wie *holt* in der mitte des verses ist bei Kormakr unwahrscheinlich. ich vermute *haltr* 'lahm', in bezug auf den verlorenen *staþr*.

S. 24, str. 32. Kormakr spricht wider von der untauglichkeit seines schwerts, das ihm im zweikampf nur schaden gebracht habe. die zweite halbstrophe lautet:

illa lét þá's Áta ófúss varar húsa
sónar fress ór síno sliþrbyþo gekk hiþe.

M. übersetzt: 'er (Sköfnungr, Kormaks schwert) heulte, als er

[1] über *o* in *Skafnongr* s. Sievers in Paul-Braunes Beiträgen 12, 482.

aus der scheide gezogen wurde.' die prosa s. 20, 16 stimmt damit: *en þat gekk grenjanda or sliđrum.* M. erklärt *Áta varar húsa fress*, 'der bär der schiffschuppen (havenhäuser) des seekönigs Ati', als gleichbedeutend mit 'der bär der schilde.' das ist an sich so gut als *rann Sǫlvis, naust bǫdvar.* aber *ófúss sónar* soll heifsen: 'abgeneigt der versöhnung'. an sich wäre auch das nicht unmöglich, da auch sonst das schwert *blódfrekr* genannt wird. aber Kormakr will ja sein schwert nicht loben, sondern tadeln. er nennt es *ófúss,* weil es unwillig, widerspänstig, und deshalb knirschend aus der scheide gieng. — was dann *sónar* ist, weifs ich allerdings nicht, aber auch *sliþrbyþo* ist unbekannt. es wird wol in den zwei worten *sónar* und *sliþrbyþo* auch eine kenning für schwert stecken, die man eigentlich als subject des hauptsatzes vermisst.

S. 29, str. 43 *Mér helt Yggr und eggjar* *allstyrkr góens vallar*
(nauþr hagar nú til frœþa) *naþrs, enn hlifþer aþrom.*

das heifst gewis, abgesehen von der parenthese: 'mann, du hast mich dem schwerte preisgegeben, während du einem andern halfst.' und so fasst es auch M. aber dass das schwert als *eggjar naþrs* bezeichnet wird, ist unglaublich. bekannt aber ist die bezeichnung des schwertes als *naþr vetrima* 'schlange eines schwertteils'. so wird auch hier *naþr* statt *naþrs* und vielleicht *eggja* statt *eggjar* zu lesen sein. vgl. Egils schwert Nadhr.

S. 31, str. 44. nachdem Bersi sich im ersten teil der strophe gerühmt hat, vierzig männer getötet zu haben, fährt er fort:
koma monat Ullr þótt ellesk *optar mara þoptu*
(lita'k blóþe svan sveita) *setre hveim at betra.*

das übersetzt M.: 'öfter — auch wenn ich älter werde — werd ich kaum noch jemand ins jenseits befördern (doch versteh ich zu kämpfen)!' das bessere jenseits sieht sehr unnordisch aus, *ellesk* d. i. *eldesk* in der bedeutung 'ein hohes alter erreichen' statt 'senescere' widerspricht dem, was M. zu str. 2, 7 gesagt hat, der gedanke des hauptsatzes dem der parenthese, und factisch begnügt sich Bersi auch nicht mit dieser runden zahl von vierzig erschlagenen, und gleich in der nächsten strophe spricht er wider von seiner kampflust. das wäre nun nicht zwingend. aber die lesarten der letzten zeile ergeben einen ganz anderen, durchaus passenden sinn. es heifst nämlich in der hs.: *setrs í heim at betra.* liest man nur *betri* statt *betra,* so ist alles in ordnung. 'wenn ich auch alt werde, dh. im altern begriffen, nicht mehr so kräftig bin als in meiner jugend, so wird doch nie ein besserer *(at betri)* mann auf diese welt *(í heim setrs)* kommen. *at* bei *betri* ist bei dem concessivsatze *þótt ellesk* ganz in der ordnung. die kleine logische inconcinnität 'niemals wider wird ein besserer mann auf die welt kommen' statt 'nie wird' usw., oder 'niemals wider wird

ein gleich tapferer mann auf diese welt kommen' ist einem dichter wol zuzutrauen.

S. 41, str. 59. Kormakr klagt in der ersten hälfte der strophe dass er von Steingerdhr durch eine wand getrennt schlafe. dasselbe hat die unmittelbar vorhergehende prosa. er fährt fort:

nœrge's oss í eina *angrlaust sœeng gangum*
dýr Skafnunge drafnar *'dyneyiar' vit Freyja?*

das construiert M.: *nœrge es gangum vit, ek ok þú Freyja . . . dýr! í sœeng eina, oss angrlaust?* und übersetzt: 'wann werden wir beide zu unserer lust dasselbe lager besteigen?' dabei ist mehreres zu bedenken. *nœrgi* und *nœrgi er* heifst sonst 'quandocunque'. die einzige von M. zum beleg angeführte stelle aus einem vers der Fostbrœdhrasaga s. 32 *nergi er hefna — ossa — má ek sára* kann auch heifsen: 'wann immer es geschehen wird, ich bin im stande für meine wunden rache zu nehmen.' so scheint es auch der herausgeber Gislason verstanden zu haben, da er am schluss der phrase kein fragezeichen sondern punct setzt. — *dýr Skafnunge drafnar dyneyjar* soll nach M. obscön sein, also wol 'cara gladio vulvae' d. i. 'mentulae'. aber was soll dann *drafnar?* und ein obscöner ausdruck in der geschilderten situation wäre sehr auffallend. unwahrscheinlich ist auch die adverbiale bestimmung *oss angrlaust.*

Ich glaube, man muss lesen:

nœrgi, er oss, í eina, *angrlaust, sœeng gangum* usw.

d. i. *nœrgi í eina sœeng gǫngum, er oss angrlaust*: 'wenn wir im gegensatz zu der gegenwärtigen situation ein lager besteigen, wird unser kummer vorüber sein.' die letzten zwei zeilen sind jedesfalls verderbt. was soll der Skǫfnungr, das schwert Kormaks bei dieser gelegenheit? ich glaube, alles von *dyr* an bis *Freyja* ist eine kenning für Steingerdhr 'göttin des hauses', haus umschrieben durch gebälk des bettes *dýneyjar,* in Skafnungr steckt vielleicht ein particip präteriti von *skafa* 'polieren'.

S. 42, str. 63 *Digla bauþ'k viþ dregla* *dagtála þvi mále*
(mér vasa dagr sá's dugþe) *drífgagl af þvi vífe:*
enn bliþhugoþ beiþes *bauþ gylls maran auþar*
(mitt villat fé Fylla) *fingrgoll gefet trollom.*

statt *beiþes* und *gylls* in der dritten zeile hat A *bœði* und *gyls.* s. 153 erklärt M. die worte *dagtala þvi male af þvi vife* für unverständlich und übersetzt das übrige so: 'ich bot der Steingerdhr *(τῷ dregla viþ)* einen ring *(digla drífgagl),* aber sie *(gylls maran)* verwünschte ihn *(fingrgoll auþar beiþes)* und weist mein geschenk zurück *(Fylla villat fé mitt),* — kein tag der mir freude machte *(mér vasa dagr sá's dugþe).*

Unter den als unverständlich bezeichneten worten gehört aber *af þvi vife* gewis zu diesem zuletzt übersetzten satz: 'von diesem weibe habe ich noch keinen guten tag gehabt.' — in dem

folgenden text ist manches auffällige: *gylls* soll gleich *golls* sein und *gylls maran* gleich 'incubus auri', 'femina', also *mara* mit dem artikel, der allerdings auch str. 84, 2 überliefert ist, und *Fylla* ohne genitiv soll zur bezeichnung Steingerdhrs ausreichen. vor allem aber weist das statt *beiþes* überlieferte *bœđi* auf einen anderen gedanken. in der unmittelbar vorhergehenden prosa hat Steingerdhr gesagt: *trǫll hafi þik allan ok gull þitt.* sollte da nicht in dem strophenteil, der offenbar diesen prosaworten zu grunde liegt, das überlieferte *bœđi* auf die phrase 'sowol mich als meinen ring' deuten, *bœđi-ok*, oder *bœđi-enda?* — *gyls* steht vielleicht für *glys*, gleich *glyss*, genitiv zu dem vereinsamten *Fylla*, was in *maran* steckt ist ganz dunkel. nur um den vermuteten sinn der halbstrophe zum ausdruck zu bringen, setze ich sie in folgender gestalt her:

enn bliþhugoþ bœþe *bauþ glyss ár ok auþar*
(mitt villat fé) Fylla *fingrgoll gefet trollom.*

d. i. *enn bliþhugoþ Fylla glyss bauþ bœđe fingrgoll ok ár auþar gefet trollom;* 'die freundlichgesinnte Fylla des schmuckes (Steingerdhr) verwünschte sowol den ring als den boten, diener des reichtums (mich); sie will mein gold nicht.'

S. 43, str. 64 ist ein schandlied auf Steingerdhr, das Kormakr von einem feinde fälschlich imputiert wird: 'wäre Steingerdhr nur eine alte brünstige stute und ich ein hengst: dann

værak þráþa þrúþe *þeire's stǫþvar geira*
gunnǫrþegra garþa *gaupelds á bak hlaupenn.'*

d. i. *værak á bak hlaupenn þeire þrúþe gaupelds þráþa, es stǫþvar geira gunnǫrþegra garþa.*

Der obscöne sinn ist ganz deutlich, aber *garþa* ist unverständlich. ich vermute *gadda.* 'insilirem tergo feminae acumina hastarum ad pugnam erectarum excipientis.' — durch *garþa* sollte wol skothending erzielt werden. s. oben zu str. 5.

S. 50, str. 75. Kormakr hat einen zweikampf mit Thorvardhr, der ihm das eben besprochene nidh zugeschrieben hatte. aber da eine hexe Kormaks schwert besprochen hat, kann er den gegner nicht verwunden und zerschlägt ihm nur das schlüsselbein. dann sagt er:

Deyfþe eld í ǫldo *ǫrg vættr fyr mér tǫrgo,*
lét'k niþr á bak bita *'bladsund' at hiǫrfunde.*

dann weiter: 'das schwert taugte nicht, aber hiebe hat er doch bekommen.'

Die citierten verse übersetzt M.: 'Thordis machte mein schwert im opferblut stumpf, ich hieb mit dem schneiderücken.' *blaþsund* ist gewis eine bezeichnung für schwert. M. verweist auf str. 85, 6 *blóþvǫnd.* aber die schwerter der alten Isländer hatten im gegensatz zum *sax* keinen 'rücken', und *bita* ist unvereinbar sowol mit M.s auffassung von *á bak* als mit den ersten zwei kurzzeilen. ich vermute *lét'k niþr á bakbita 'blaþsund' at*

hiorfunde: 'ich liefs das schwert niederfallen, hieb mit dem schwerte im kampfe nach dem verleumder.' *bakbiti* ist nicht nachgewiesen, wol aber *bakbit* n. *bakbitari* m. bei Gering im glossar zu den Islendzk æventyri, das verb *bakbita* bei Thorkelsson Skyrsla, Reykjavik 1879, s. 34. da das wort englischen ursprungs zu sein scheint, siehe die stellen bei Gering, so würde sich die ungewöhnliche wurzelgestalt in *biti* m. erklären.

S. 54, str. 81. Steingerdhr will sich nicht von ihrem manne scheiden. da sagt der erzürnte Kormakr:

Hirþaþu handar girþes Hlin! — sof hiá ver þinom
(fátt kant i mun manne) minna frama at vinna.

M. übersetzt: 'Steingerdhr! kümmere dich nicht um mein wol und bleib bei deinem gatten, einem manne leistest du wenig mehr.' aber dieser zuletzt ausgesprochene gedanke hiefse *fátt kant eptir mun manne.* wahrscheinlich ist das richtige *manna: fátt kant i mun manna* 'du verstehst dich wenig auf beurteilung der männer, — wenn du zwischen mir und Tinteinn schwanken kannst.' ebenso *kunna i skaldskap, i lǫgom.* — das gedicht setzt hier etwas voraus, was die prosa nicht erzählt hatte, nämlich dass Steingerdhr Kormakr alles gute gewünscht habe oder etwas dergleichen. vgl. oben zu s. 10, str. 15 und vgl. auch s. 55, str. 84. da spottet der auf den tod verwundete Kormakr darüber, dass sein alter gegner Tinteinn heute nicht an dem kampfe in Irland teilgenommen habe, — *i morgen* — *á Irlande.* die prosa hat aber die letzten waffentaten Kormaks nach Schottland verlegt, s. 54, 23. der widerspruch mit der prosa ist wol durch den alten doppelsinn von 'Scotus', 'Scotia' veranlasst.

Was den prosatext anbelangt, so gibt M. s. 80 als sein princip an: widergabe des codex A nur mit beseitigung der fehler und normalisierung der orthographie. das könnte man ja gelten lassen. aber weiter heifst es 'nur das, was abgesehen von blofsen fahrlässigkeiten des schreibers sprachlich oder sachlich durchaus unzulässig war, habe ich geändert.' das lässt allerdings auch eine plausible auslegung zu, aber wenn man den text näher ansieht und die erklärungen s. 81 ff dazu vergleicht, kann man sein staunen darüber nicht unterdrücken, dass M. zu dem sachlich unzulässigen auch eine menge von dem heutigen gebrauch abweichender idiotismen der altisländischen erzählungskunst und widersprüche mit dem ihm besser bekannten sachverhalt gerechnet hat. gleich auf der ersten seite 3, 10 heifst es *þar var fyrir sá madr er Ásmundr hét eskisida. eskisida* steht aber nicht in der hs. in den anmerkungen: '*eskisida* ergänzt nach 53, 9.' aber in der Hrolfs saga Kraka FAS I wird Bödhvar auch erst c. 46, s. 94 *bjarki* genannt, nachdem er schon lange dem leser bekannt ist, und der ursprung des namens gar erst c. 49, s. 100 erklärt. ebenso wird s. 14, 14 Thorkels beiname *tanngnióstr* blofs zur bequemlichkeit des modernen deutschen lesers eingesetzt.

auf derselben seite z. 1 corrigiert M. auch die geographie der saga nach Kålunds Historisch-topographischer beschreibung Islands, — *vestan* für *norđan*, schafft also ein kriterium weg, welches Vigfusson bei seinen heimatbestimmungen der sagaschreiber so wichtige dienste geleistet hat.

Vielfach ferner werden von M. verstellungen der sätze in der saga angenommen und, wenn auch nur selten im text, in die ihm ursprünglich scheinende ordnung gebracht: s. 3 Ögmundr hat den wiking Asmundr besiegt und freit bei Frodhi um dessen tochter Helga; er erhält sie, reist mit ihr nach hause und gibt ein fest. nun folgt: *Helga, dóttir Fróđa jarls, átti sér fóstru framsýna ok fór hon með henni. Þetta spyr Ásmundr víkingr ok ferr til fundar viđ Ǫgmund, býđr honum holmgǫngu. Ǫgmundr játar því.* darauf von der zauberei der *fóstra* zu gunsten Ögmunds. da soll nun der satz *Helga — henni* ursprünglich nach *játar því* gestanden haben. aber da die einführung von sagapersonen, bevor sie in handlung treten, zu den eigentümlichkeiten des erzählenden stils der Isländer gehört, s. Wiener sitzungsberichte 97, 275, so wird man auch hier sich über das allerdings etwas auffällige *þetta*, das natürlich auf das hochzeitsfest geht, hinaussetzen dürfen. die existenz der *fóstra* bei Helga, welche mit ihrer herrin zu Ögmundr gezogen war, ist als nebenumstand der in diesem hause vorgestellten scene zu denken. s. Hervararsaga s. 233, 3. 332, 1, Saxo grammaticus 1, 149, wo sich *fortem virum* auch nicht auf den unmittelbar vorher genannten Fengo, sondern auf Amlethus bezieht.

S. 20, 20 ff. Kormakr und Bersi sind an dem zu ihrem zweikampf bestimmten ort zusammengekommen. viele leute haben sich zu diesem schauspiel eingefunden. nun heifst es: *Kormakr tók upp tǫrguna Bersa ok laust á ok rauk ór eldr. Nú er tekinn feldr ok breiddr undir fœtr þeim.* darauf schlägt Bersi Kormakr vor, lieber ein *einvígi* als eine *holmganga* zu fechten. Kormakr aber besteht auf letzterer form des zweikampfs. — die citierten sätze werden nun von M. als interpolation bezeichnet. der erste nach s. 85, weil er einen vorgang schildere, der nur während des kampfes, nicht aber vor beginn desselben stattfinden könne; der zweite nach s. 84, weil er eine vorbereitung zur *holmganga* enthalte, bevor noch entschieden sei, ob diese, oder die andere form des zweikampfs gewählt werden solle. — beide argumente sind evident unrichtig. ein *taka upp* des gegnerischen schildes kann gar nicht während des kampfes stattfinden, besonders da nicht einmal der kämpfende, sondern sein secundant den schild für ihn hält. was in den worten *Kormakr tók upp* — erzählt wird, ist zunächst eine waffenprobe und soll vielleicht die güte des schildes illustrieren, den Bersi von der hexe erhalten hat, s. 16, 23. der zweite satz *Nú er tekinn feldr* — ist ebenfalls ganz am platz. denn Kormakr hatte ja Bersi nicht einfach zu

einem zweikampf, sondern speciell zu einer *holmganga* herausgefordert, s. 18, 21. es ist ganz natürlich dass, als sie zusammentreffen, sofort vorbereitungen zur *holmganga* gemacht werden. wenn dann Bersi grofsmütig seinem gegner die andere art des zweikampfs anbietet, so ist daran auch nichts auffälliges.

Dieser letzte satz *Nú er tekinn feldr* — wird dann von M. s. 21, 11 unmittelbar vor der beschreibung des kampfes eingeschoben, wo er möglich, aber ganz unnötig ist.

Nach der verwundung Kormaks durch das von dem schwerte Bersis abgesprungene stück klinge und nach der durch die freunde herbeigeführten beendigung des kampfes sagt Kormakr, Bersi habe wenig ruhm von diesem siege, da er ihn nur einem für Kormakr unglücklichen zufalle verdanke. darauf der sagaschreiber s. 21, 22: *En þá er Skǫfnungr* (das schwert Kormaks) *reið ofan, kom hann á tǫrguna ok brotnaði skarð í Skǫfnung, en eldr hraut or tǫrgunni Þorveigar naut* (Þorveig ist die hexe, welche Bersi den schild gegeben hat). dann fordert Bersi die holmbufse, Kormakr verspricht zu bezahlen. auch diese citierten worte stehen in eckigen klammern, doch sollen sie nach s. 85 nicht wegfallen, sondern es wird angenommen, sie seien aus einer früheren stelle, aus der beschreibung des kampfes selbst, an den ort versprengt, wo sie in der strophe stehen. aber warum soll der sagadichter nicht nachträglich eine einzelheit des kampfes berichten? besonders da wir eine schwierigkeit, dieselbe an dem chronologisch richtigen ort unterzubringen, wol begreifen können. die scharte empfieng Kormaks schwert nach str. 31, 4 ff wahrscheinlich in jener phase des kampfes, welche auch die verwundung Kormaks zur folge hat. — jeder hat schon seine drei schilde eingebüfst, sie müssen sich also nun 'mit der angriffswaffe schützen', s. 21, 4. Kormakr führt einen hieb nach Bersi, dieser pariert mit seinem schwert, dieses bricht und die herabfallende spitze verwundet Kormakr an der hand, sodass das blut auf den teppich träufelt. da treten die secundanten dazwischen und erklären den kampf für beendet. auch ein moderner erzähler würde eine schwierigkeit darin finden, den schaden, welchen Kormaks schwert bekommt, zu erwähnen, ohne den zusammenhang, der zwischen dem springen von Bersis schwert, der verwundung Kormaks und der beendigung des kampfes besteht, zu zerreifsen. — da die schilde bereits 'verhauen' sind, s. 21, 14, muss man sich vorstellen dass Bersis schild auf dem boden liegt und von dem herabsausenden schwert Kormaks zufällig getroffen wird.

Jetzt verstehen wir aber auch die bedeutung des früher besprochenen satzes besser: s. 20, 20 *Kormakr tók upp tǫrguna Bersa ok laust á ok rauk ór eldr.* es ist nicht blofs eine waffenprobe, nicht blofs eine symptomatische beschreibung der güte des schildes; es ist auch und wesentlich ein omen, s. WSB 97, 263 und auch oben zu s. 10, str. 15. was Möbius in diesem zu-

sammenhang von s. 21, 15 sagt, dass der satz *Þá átti Kormakr at hǫggva; síðan hjó hánn til Bersa* auf eine lücke vor *síðan* hinweise, ist unrichtig; s. zb. Hervararsaga s. 267, 5 *Segg fann hann úti fyrir sal hávum ok siðförlan síðan kvaddi. síðan* ist nicht einfach unser 'später', 'nachmals', sondern auch 'da'.

S. 32 f. Odds tochter Steinvör ist von Thorarinn gewaltsam entführt worden. Oddr bittet Bersi, sie ihm wider zu verschaffen. der verspricht es, Oddr geht fort. Bersi macht sich auf, kommt abends zu Thorarinn, dem entführer, tötet ihn und seine söhne und langt mit der geretteten Steinvör früh am morgen des nächsten tages in seinem hofe an. als er mit seinem freunde Thordhr, der aber nicht bei ihm, sondern in seinem eigenen gehöfte wohnt, zusammenkommt, erzählt er ihm von seiner glücklichen unternehmung in einem gedicht. darauf in prosa s. 33, 18: *Eptir þat ferr Oddr heim, en Steinvǫr er með Bersa; þetta líkar Þórdísi illa. Þá var nokkut á fǫru virkit Bersa, en nú lét hann bœta virkit. Svá er sagt at engar yrði bœtr eptir menn þessa.* dann eine andere geschichte, von der adoption des Haldorr durch Bersi. — M. sagt nun s. 88, dieser zuletzt citierte satz: *Svá er sagt at engar yrði bœtr eptir menn þessa* habe unmittelbar hinter der strophe zu stehen. der satz *Eptir þat ferr Oddr heim* sei überhaupt ungehörig, da Oddr schon s. 32, 16 fortgegangen sei. was mit den sätzen nach *heim* bis *virkit* zu geschehen habe, sagt er nicht. — aus der oben resumierten erzählung ergibt sich einmal, dass Odds weggehen s. 33, 18 nicht dasselbe sein kann, das s. 32, 17 erzählt worden. so lange konnte Oddr doch nicht in Bersis hause bleiben. der dichter wird wol gemeint haben dass Oddr nach der nachricht von der befreiung seiner tochter zu Bersi gegangen sei, um sie zu sehen. wenn nun sein fortgehen, nicht sein kommen erwähnt wird, so ist das für uns allerdings auffällig, aber s. WSB 97, 199 ff. auch aufserhalb der Islendingasögur ist in der altn. litteratur nichts häufiger, als dass dinge vorausgesetzt werden, die nicht erzählt worden sind, s. FMS 6, 117. 277. 7, 38.

Der satz von dem beschädigten zaun, den Bersi ausbessern lässt, darf bei leibe nicht als ein einschiebsel betrachtet werden. er ist symptomatischer ausdruck für das abstracte: er besorgte rache von den verwandten Thorarins und seiner söhne; s. WSB 97, 208 ff; ganz ähnlich Dropl. s. 37: Helgi hört dass Grimr lebt und lässt sich ein verschliefsbares schlafzimmer bauen, dh. er fürchtet Grimr. in der Kormakssaga war das motiv schon str. 31, 21 verwendet worden. den zaun hat Bersi nach der tötung Thorkels und dem zwist mit Vali anlegen lassen. — die stilisierung des satzes von dem ausgebesserten zaune scheint aber geradezu anlass zu dem folgenden satz von den nicht geleisteten bufsen zu geben, ihn hervorgerufen zu haben — *lét hann bœta virkit — at engar yrði bœtr.* wenn man sich der lockerheit der composition, der zufälligkeit der übergänge in Snorris Edda

erinnert, Anz. XI 56, so wird man diese annahme nicht so auffällig finden.

S. 29 soll str. 42 nach s. 87 an falsche stelle geraten sein, wie sich aus dem zur einführung einer visa 'durchaus ungewöhnlichen' *mælti* ergebe. aber zb. in der Hervararsaga kommt *mæla* zum selben zwecke fast ausschliefslich vor.

An anderen stellen lässt M. aber doch nachlässigkeiten oder abweichungen von der uns geläufigen erzählungsform gelten; so s. 44, 31, wo Kormakr den Thorvardhr in einer weise herausfordert, die notwendig publicum voraussetzt. wir erfahren aber nicht, dass jemand oder wer anwesend war.

Dass interpolationen und verstellungen von wörtern und sätzen in den sagas vorkommen, soll keineswegs geläugnet werden, s. Bugge zu Hervararsaga s. 207, 11, vielleicht ist auch eine oder die andere dieser erscheinungen von M. richtig erkannt worden. die mehrzahl seiner beobachtungen aber lassen eine andere erklärung zu und sind für die historische ästhetik wichtiger als für die kritik, oder für letztere nur in so fern, als sie sich auf historische ästhetik zu stützen hat.

Historisch kann ich aber die ästhetik der litterarhistorischen einleitung nicht finden s. 70 ff. weil die öconomie der composition durch die erzählung von Bersi gestört werde und weil die gedichte nicht aus der erzählung 'herauswachsen' sondern vielmehr träger der composition sind, müsse die saga zu den späteren gehören und in die zweite hälfte des 13 jhs. fallen. ich glaube, wir sind noch lange nicht so weit, um auf dergleichen indicien eine relative oder positive chronologie zu gründen. die ansetzung M.s ist vielleicht richtig, aber keinesfalls bewiesen. jedesfalls hat die Kormakssaga die genannten eigenschaften mit vielen anderen und darunter den berühmtesten Islendingasögur gemein, die unebenheit der composition zb. mit Laxdæla und Njala in den episoden von Bolli und Gunnarr, — und beeinflussung der erzählung durch den zweck, gedichte anzubringen, ist etwas sehr häufiges in den verschiedensten sagas, zb. Heidharviga s. 388, Hardharsaga c. 17, s. Brynjulfsson s. 188, Fostbrœdhrasaga s. 86. — und die Örvaroddssaga, wo zb. das schlussgedicht FAS II 315 ohne die prosa unverständlich wäre, also in der tat aus ihr 'herauswächst', gilt sonst nicht für eine der ältesten sagas weder in der prosa noch in den versen. — ja man kann sogar sagen, das 'herauswachsen' der verse aus der saga, wenn sie begebenheiten des 10. 11 jhs. schildert, oder mythische, erregt den verdacht später entstehung, da es natürlich leichter ist verse und prosa zu verbinden, wenn man beide selbst macht, als wenn es sich darum handelt, die von anderen gemachten in der erzählung von ihren taten unterzubringen. das gilt sowol von einem litterator des 13 jhs., der blofs alte gedichte und einige historische erinnerungen, aber keine in mündlicher tradition ausgebildete

saga als quelle hat, als von dem alten sögumadhr des 10. 11 jhs. selbst, der die gedichte und taten seines helden vielleicht selbst gehört und gesehen hat.

Auch für die kritik und litterarhistorische behandlung der Islendingasögur ist die mahnung eines redactors der Göngu-hrolfssaga nicht ganz in den wind zu schlagen. er sagt: *stendr þat ok eigi vel þeim, er hjá eru, at lasta, þóat ófródliga edr ómjúkliga sé ordum um farit, þvi fátt verdr full vandliga gert, þat er eigi liggr meira vid enn um slika hluti* FAS 3, 237, siehe auch 363.

Wien, december 1886. HEINZEL.

Undersökningar i germanisk mythologi af VIKTOR RYDBERG. första delen. Stockholm, Albert Bonniers förlag (Leipzig, KFKöhler in comm.), 1886. VI und 755 ss. gr. 8°. — 12 kr. (15 m.).

Vorlesungen, die der verf. in den jahren 1884 und 1885 an der Stockholmer hochschule gehalten hat, bilden die grundlage dieses auf zwei bände berechneten werkes, von denen der zweite noch in diesem jahre erscheinen soll. der vorliegende erste zerfällt in drei abschnitte: 1) urzeit- und wanderungssagen; 2) unterweltsmythus; 3) der mythus von Ivaldis geschlecht. der zweite band scheint nach der inhaltsangabe: Völuspa und der Baldermythus mit Bang und Bugge abrechnung halten zu wollen. im ersten abschnitte seines werkes stellt R. sich zunächst auf OSchraders seite, indem auch er geneigt ist, als 'Fornarien' dh. als urheimat der Indogermanen Europa anzunehmen, und ihnen die verwendung von metallen abspricht. 'das arisch-europäische steinaltervolk bewohnte nach der trennung von den arisch-asiatischen brüdern das mittlere und nördliche Europa, und schon im steinalter wanderte ein teil desselben, Arier des germanischen typus, wahrscheinlich über Dänemark in die skandinavische halbinsel ein. die von Germanenwanderungen überlieferten sagen sind teils gelehrt, teils volkstümlich. die gelehrte von der herkunft der Germanen aus Troja, die in der Heimskringla, prosa-Edda und bei Saxo eine so wichtige rolle spielt, geht auf Gregor von Tours und Fredegar zurück, welche eine auf Antenor bezügliche stelle der Aeneis 1, 246 f mit der fränkischen geschichtsüberlieferung verbanden. Antenor wurde später durch Hermes-Mercurius ersetzt, der auf befehl der trojanischen Sibylla in Rom zuerst 399 v. Chr. opfer erhielt, und Mercurius wurde nun auch hier von den klostergelehrten als Odin interpretiert, der so zu einem trojanischen auswanderer wurde. von einer uralten volkserinnerung an eine wanderung aus Asien ist also keine rede. auch die würklich volkstümlichen wanderungssagen, die einen viel bedeutsameren historischen kern als jene gelehrten in sich

bergen, widerlegen das. denn sie stimmen alle in der vorstellung überein, dass der norden das germanische urland gewesen sei, und auch Tacitus angabe von Ulysses, dem gründer Asciburgiums, weist darauf hin. die nordischen mythen melden dasselbe. zur see kommt Skef heran, der urpatriarch der königsfamilien Schwedens, Dänemarks, Angelns, Sachsens und Englands, an dessen stelle zuerst im letzten lande von den anhängern der trojanischen hypothese Woden gesetzt wurde. Skef ist mit Heimdall-Rig identisch, sein sohn Borgar-Skiöld der zweite, sein enkel Gram-Halfdan der dritte patriarch, der bei Tacitus Mannus und in der lieder-Edda Helgi Hundingsbani heifst. Halfdan hat die aufgabe, das vordringen der riesischen wintermächte, der Thiassileute, und der mit ihnen verbündeten nördlich wohnenden volksstämme zu hindern und das wachstum in der gestalt der von ihm entführten gattin Groa oder Signe-Alveig zu schützen. Groa war zuerst mit Örvandel, einem bruder Thiassis, einem sohne Ölvalds, vermählt, Signe-Alveig ist, als eins der mit den Ölvaldiskindern identischen Ivaldiskinder, die schwester der das wachstum schaffenden urkünstler Thiassi, Iđi und Gang-Urnir, die durch ein urteil der götter über ihre arbeiten beleidigt sind, und der Iđun. im krieg, der zwischen Örvandels und Groas sohn Svipdag und dessen stiefvater Halfdan sammt dessen Groasohne Guthorm und einem Signe-Alveigsohne Hadding ausbricht, wird zuerst Svipdag, dann Halfdan, dieser trotz Thors beistand, durch Svipdags von jenen urkünstlern geschmiedetes unwiderstehliches schwert besiegt. Svipdag befreit darauf Menglöđ-Freya aus riesengewalt und Loki raubt Iđun dem Thiassi, der bei der verfolgung umkommt. Svipdag zieht mit seinem siegesschwert nach asgard und vermählt sich mit Freya, wodurch eine versöhnung zwischen den göttern und Ivaldis geschlecht hergestellt wird: die liebe befreit die durch Thors im Halfdankampf erlittene niederlage so schwer bedrohte welt. aber bald verursacht Gullveig-Heiđr, die mit Aurbođa, Angrbođa, Hyrrokin identisch ist, einen neuen krieg zwischen den asen und vanen im himmel und zwischen den sämmtlichen Germanenstämmen, die von Halfdans söhnen geführt werden, unter einander auf erden. denn als die asen jene riesin für ihre zauberkünste grausam bestrafen, verlangen deren verwandte, die vanen, voran der mit der tochter Aurbođas, Gerđr, vermählte Freyr, dafür sühne, die Odin verweigert, indem er zornig seinen speer über sie schleudert. die vanen erobern asgard und unterstützen nun auf erden Yngvi-Svipdag gegen den von den vertriebenen asen begünstigten Hadding, bis sich dieser mit einem enkel des erschlagenen Svipdag versöhnt. in diesem krieg messen sich also Mannus (Halfdan) und seine söhne, die Ingaevonen, Herminonen und Istaevonen. die Haddinge sind die deutschen Hartunge, und in der gotischen sage ist Hadding Dietrich von Bern, Guthorm Ermenrich, Svipdag Otacher. der völkerkrieg wurde dem götter-

mythus von der urzeit, deren schluss der erste weltkrieg bildet, einverleibt. die norwegisch-isländische gelehrtenschule hat diesen völkerkriegsmythus zu gunsten ihrer Trojahypothese fallen lassen, der ja auch nichts nationales an sich hatte, sondern in Schweden, Dänemark und Deutschland spielte. seine ausstofsung drückte mehr als irgend etwas anderes der nordischen mythologie das specifisch norwegische gepräge namentlich in der prosaischen Edda auf, das sie zu einem vorbild der würklich nordisch-germanischen mythologie machte.'

Nach einem überblick über die sagen von den fahrten zu Gudmunds Ódáinsakr, der in der halb freundlichen, halb entsetzlichen unterwelt, im unterirdischen jötunheim liegt, das von dem anderen am rande midgards belegenen jötunheim zu trennen ist, beschäftigt sich der zweite umfassendste abschnitt vorzugsweise mit der schilderung der unterwelt, ihrer bewohner und einrichtungen. 'jenem Gudmund entspricht Mimir, der an seinem quell in einem wald Lif und Leifþrasir, die *ásmegir* in Svipdagsm., die *mennzkir menn* in Grimn. 31, beherbergt, dessen reich die in Vsp. nach ragnarök auftauchende neue erde ist. die Gylfaginning schildert den nordischen kosmos falsch, denn die drei brunnen liegen nicht in verschiedenen welten, sondern alle drei in der unterwelt. Yggdrasils nördliche wurzel breitet sich über Hvergelmir und die nordwärts davon belegene von den hrimþursen bevölkerte niflhel mit ihren 9 straförtern, die zweite mittlere über Mimers brunnen und wald, die dritte nach süden über den brunnen der Urd, der persönlichen Hel. deren dienerinnen sind die nornen, hamingjur, valkyrjur und ähnliche wesen. alle toten, auch die für valhall bestimmten, werden zuerst in die hel geführt, um an der einen der beiden richtstätten der asen, der unterweltlichen am Urdsbrunnen, ihr urteil zu empfangen, wonach sie entweder durch den aus dem wasser der drei brunnen gemischten vergessenheitstrank gestärkt in Mimirs seligkeitsgefilde und weiter über Bifröst nach valhall, oder nach unseligem eitergenuss gefesselt nach niflhel kommen. der letzte weg führt über den Hvergelmirsberg, auf dem die weltmühle der Fenja und Menja steht, welche flut und ebbe erzeugt, den sternhimmel dreht und das feuer, Heimdall, bereitet. unter den wassern, die den weltbaum nähren, ist Mimirs ungemischter trunk der beste und wird daher von Odin begehrt. der besitzer desselben erscheint in den metmythen unter verschiedenen namen als Hoddmimir, Narfi, Nidhad, Modsognir, Hoddrofnir, Gauta spjalli, Baugregin, Godmundr, Fimbulþulr, Brimir. hiernach ist die unsterblichkeitslehre des nordens ganz einheitlich und die vorstellung von dem fortleben der toten in felsen und gräbern widerspricht dem nicht, da man annahm, in diesem falle hielten sich von den mehrfachen den menschen zusammensetzenden elementen nur einige an diesen plätzen auf, die eigentlich persönlichen aber blieben im totenreich.'

Im dritten abschnitt kehrt der verf. zu Svipdag zurück. dieser kommt nach asgard mit dem von Loptr-Völund geschmiedeten, aus der unterwelt geholten schwert, um sich mit Menglöd-Freya zu vermählen. nach der vermählung verlässt er sie und wird, in ein ungeheuer verwandelt, von Hadding erschlagen. er ist mit Othar, dem geliebten Syrithas, mit Hother, soweit dieser der besitzer des siegesschwerts bei Saxo ist, mit Ericus disertus, Skirnir, Hermoðr, Jung Sveidal identisch. in Deutschland trägt er seines vaters namen Orendel und Freya den der fru Bride. sein vater Orendel ist gleich Völunds bruder Egil. beider haus liegt, wie Thors abenteuer zeigen, auf dem weg nach jötunheim in einem teil vom alfheim am südufer der elivagar, wo Freyr aufgezogen wird. Völund und seine brüder sind den Ivaldis-Ölvaldissöhnen gleich, alle durch das verletzende urteil der götter über ihre arbeiten aus segensreichen fruchtbarkeitsdämonen in feindliche wintermächte verwandelte urkünstler. mit dem mistil- oder gambantein d. i. Völunds schwert wird den göttern furchtbar durch Baldrs tod vergolten. diese 3 künstler sind auch Niflungar, ja in Ivaldi erkennt man Waltharius manufortis wider. alles zusammengefasst und ergänzt, so gehört der met ursprünglich dem Mimir allein. er rinnt aus der unterwelt zur nährung des weltbaums, und mit selbstaufopferung verschafft sich Oðin einen trunk aus seinem quell, um die nötige kraft und weisheit zur verwaltung der über der unterwelt belegenen welt zu gewinnen. die einherjar dagegen bekommen nur einen aus den 3 brunnen gemischten trank. Ivaldi hält den echten met in der Byrgirquelle versteckt, den seinen kindern Hjuki und Bil der mondgott entreifst. Ivaldi, der sich seinerseits des mondgotts tochter zugeeignet hat, mit der er Idun und Almveig zeugt, während ihm die riesin Greip die söhne Slagfinn, Egil und Völund gebiert, tötet den mondgott und bringt den metschatz wider an sich, bricht aber dadurch mit den göttern und verbindet sich mit deren alten feinden, den bösen feuer- und frostmächten, namentlich Surt-Durin, dem häuptling der Suttungssöhne, dem vater Fjalars, der ursprünglich ein freund Mimirs war. diesem Surt vertraut Ivaldi seinen schatz an und erhält dafür Fjalars tochter Gunnlöð zugesagt. zur hochzeit dieser beiden stellt sich aber in Fjalars gestalt Oðin in Surts saal ein, vermählt sich mit Gunnlöð, raubt Byrgirs saft und fliegt damit nach asgard. als dagegen Ivaldi vor Surts felsenwohnung ankommt, lockt ihn hier ein zwerg ins verderben.'

Der verf. schliefst sich, wie bemerkt, in der einleitung in durchweg zu billigender weise den sorgsamen und vorsichtigen erörterungen OSchraders an. nur in zwei nicht unwesentlichen puncten kann ich seinem beispiel nicht folgen. erstens glaube ich Indog. m. 2, 678 f dargetan zu haben, dass die übereinstimmung der rollen, die der schmied sowie der kessel im indoger-

manischen gesammtmythus spielt, darauf hinweist, dass wenigstens die anfänge der schmiedekunst schon der indogermanischen urzeit angehört haben müssen. zweitens sehe ich in der gleichung *φηγός, fāgus, buohha* einen der beweise dafür, dass die indogermanische urheimat östlich von der östlichen vegetationsgränze der buche Königsberg-Krim (am wahrscheinlichsten im inneren Russland) lag. die sie westwärts überschreitenden völker bildeten daher jenes gemeinsame, allerdings in seiner bedeutung noch schwankende wort, als sie die buche oder die wegen der essbarkeit der früchte verwandte eiche kennen lernten. die sich später dieser linie nähernden völker wie die Slaven nahmen böhm. *buk*, ksl. *buky* als lehnwort aus dem deutschen. die weiter östlich ziehenden Arier kannten es überhaupt nicht. aus dem kreis sicherer nachrichten und anfangs vorsichtiger und oft scharfsinniger erläuterungen derselben führt uns der verf. dann mit wachsender kühnheit von combination zu combination immer höher aufwärts, bis wir hoch oben eine aus den verschiedensten elementen bunt zusammengesetzte neue welt von mythen erstaunt überblicken. wir fragen uns: hat uns eine stufenreihe folgerechter beweise oder, wie den alten Gylfi, eine sjónhverfing in dieses fremde götterreich versetzt? hat der verf. vielleicht unbekannte quellen gefunden oder weifs er solche durch eine neue methode wie durch eine zauberrute aus dem boden zu locken? R. besitzt eine gründliche kenntnis der nordischen und namentlich der skaldischen poesie. man lese nur seine eindringenden bemerkungen über das verhältnis der Vellekla Einars zur Haustlöng Thiođolfs, auf das allerdings schon Vigfusson aufmerksam gemacht hatte, oder über Eilif Gudrunarsons Thorsdrapa. aber wenn die eddischen gedichte von ihm mit vollem recht als quellen ersten ranges betrachtet werden, so gestattet der durchweg so trümmerhafte zustand und die in dunklen, von willkür nicht freien kenningar fortschreitende darstellung der skaldengesänge doch kaum, diesen einen gleich hohen rang mit jenen anzuweisen, wie R. es tut. die allerdings mit vorsicht zu benutzende Gylfaginning, der wir doch allein einen umfassenden überblick über die nordische mythologie verdanken, setzt er dagegen widerholt zu tief herab. so zb. wirft er ihr s. 300 mit unrecht vor, sie habe sich durch die Trojahypothese bestimmen lassen, asgard auf die erde zu setzen. er folgert das aus den worten c. 9: *(Ásgarđr) þat köllum vér Trója* und c. 13: *guđin gerđu, brú til himins af jörđu* und wahrscheinlich auch aus c. 9: *(Asgarđr) borg í miđjum heimu* nach der allgemeinen auffassung des letzten ausdrucks. aber das erste ist offenbar ein unsinniger dem übrigen inhalt der Gylfaginning widersprechender zusatz, der dem verf. der Gylfaginning nicht zur last fällt und daher auch in der besten hs., dem cod. U, nicht steht. die wendung des zweiten satzes richtet sich aber nur nach der vom standpunct des erdensohnes

Gylfi natürlichen formulierung seiner frage, welche strafse von der erde zum himmel führe, und endlich das mittelheim des c. 9 bezeichnet wol nicht die erde, sondern die luft. man vergleiche Sn. E. 1, 486 *lopt heitir međalheimr.* wenn nun auch im dänischen volkslied *middelhjem* (Grundtvig Folkev. nr 89[a]) die erde bedeutet, so scheint in der älteren mythischen anschauung doch die luft das mittelreich gewesen zu sein, wie jenes altn. *međalheimr*, das iran. *miçvāna* Vendid. 19, 122 und das skr. *madhya* und *madhyama* bezeugen, die meistens den luftraum im gegensatz zu himmel und erde bezeichnen. zwar wird *undirheimr* und *heimr inn neđri* FMS 3, 178. 176 für die unterwelt gebraucht, aber, so oft auch die erde *heim* oder *þessi heimr* genannt wird, nirgend heifst sie in älteren quellen mittelheim. *í miđjum heimi* kann daher in jener stelle der Gylfag. unmöglich mit *í miđgarđi* zusammenfallen und muss auch die luft bezeichnen. auch die riesennamen Miđi und Miđjungr kann ich nicht mit Weinhold Riesen 62 auf die erde beziehen, denn von miđgarđ sind sie ausgesperrt, sondern nur auf die luft, wie denn in der Haustlöng (Sn. E. 1, 312 W) nach der wol einzig verständigen erklärung *miđjungr* vom sturmriesen Thiazi gebraucht wird. R. beutet ferner viel stärker als die meisten anderen mythologen Saxo grammaticus aus und überschätzt ihn. ja dessen euhemeristische und zugleich antikisierende darstellungsmanier, welche götter und heroen verknüpft und vermengt, scheint einen verhängnisvollen einfluss auf des verf.s anschauung und methode ausgeübt zu haben, wie sich weiter unten zeigen wird. mit wechselndem geschick zieht R. auch wol die deutsche heldensage heran, geht jedoch der Völsungensage, die ihn über mehrere ihm so wichtige gegenstände, wie Mimir und das siegesschwert, hätte weiter aufklären können, zu seinem schaden geflissentlich aus dem wege. die reiche altnordische prosasaga und die volkssage werden selten berücksichtigt, die im brauch und aberglauben sowie in der sprache geborgenen mythischen anschauungen fast nie. gelegentlich greift R., doch offenbar ohne gesammtüberblick, in den arischen mythus hinüber und vergleicht die iranischen Jima und Tistrya und die indischen Agni und ṛbhus mit Mimir, Orendel, Heimdall und den Ivaldissöhnen, doch wol mit erfolg nur die letzten in wesentlicher übereinstimmung mit Kuhn und mir (Anz. XIII 31). von der Orionssage abgesehen, lässt er dagegen den griechischen mythus ganz bei seite, obgleich gerade dieser, namentlich wie er sich in Hesiods Theogonie darstellt, für sein unterweltscapitel zweckdienlich hätte verwertet werden können. mit der einschlägigen wissenschaftlichen litteratur des nordens wol vertraut, nimmt er von manchen bedeutenden arbeiten deutscher forscher, wie zb. von Kuhns Herabkunft, Mogks Gylfaginningabhandlung, Müllenhoffs Hartungenuntersuchung keine notiz. aber trotz diesen vielfachen lücken seiner quellen- und hilfsmittel darf man nach

dieser seite hin schon zufrieden sein, da R. des zunächst in frage kommenden materials unzweifelhaft meister und innerhalb der erläuterung der einzelnen daraus entnommenen nachrichten stets geistreich anregend und fördernd ist, auch wo man ihm nicht zustimmen kann, zb. seine abhandlung über den begriff 'hel' ist höchst lehrreich. aber sobald er aus dem mehr philologischen arbeitsfeld in das gebiet der eigentlich mythologischen untersuchung übertritt, wird er unsicher und unzuverlässig. wir bewundern auch hier oft noch seinen scharfblick, aber wir empfinden nun auch bald schmerzlich, dass ihm gerade das, worauf er stolz ist und worauf es auch vor allem ankommt, die mythologische untersuchungsmethode, nicht in wünschenswertem mafse zu eigen ist. schon seine grundanschauung von der nordischen mythologie ist eine irrige und wahrscheinlich bedingt durch seine theologisch-philosophische richtung, aus der seine älteren in Schweden sehr geschätzten christologischen und eschatologischen schriften hervorgegangen sind. das streben der christlichen dogmatik nach absoluter vollständigkeit, um alle an sie vernünftiger weise zu richtende fragen beantworten zu können, setzt R. auch bei den germanischen 'hierologen' voraus, in folge dessen die nordische mythologie sich denn auch würklich zu einem systematischen und epischen ganzen mit festen und in allen einzelheiten scharf gezeichneten zügen ausgebildet habe. aber so sehr ich auch Sars Udsigt over den norske historie, der in der altnordischen litteratur, insbesondere der eddischen und skaldischen dichtung, ein schulerzeugnis des norwegisch-isländischen adels sieht, namentlich betreffs der skaldischen poesie beipflichte und also ebenfalls ein gewisses streben nach uniformität wenigstens in dieser zugeben möchte, so entschieden muss ich andererseits betonen dass darin doch zugleich ausgesprochen liegt, dass die auf dieser dichtung beruhende mythologie doch nur éine seite, éin product der nordischen gesammtmythologie darstellt, dem sich andere mehr oder minder bedeutend abweichende producte derselben, von ihnen durch zeit oder raum oder standesherkunft verschieden, gegenüberstellen. in der Gylfaginning, in den prosasagen, der volkssage und bei Saxo kommen andere häufig volkstümlichere und ältere anschauungen zu tage, die sich nicht in den skaldischen oder eddischen anschauungskreis hineinzwängen lassen. übrigens geht doch auch wenigstens ein teil der keineswegs in ihrer anschauung einheitlichen lieder-Edda ebenfalls auf eine volkstümlichere þulirdichtung zurück, wie ja Müllenhoff DA 5 dargelegt hat, und von den skalden sind einige, wie zb. Kormak, keltischen, oder andere, wie Eilif Gudrunarson und Hallfred Vandrædaskald, so sehr christlichen einflüssen ausgesetzt, dass die schullehre doch vielerorts auch von ihnen durchbrochen erscheint. ja in der Skalda selber ist der für die germanische religionsgeschichte so bedeutsame umschlag vom herschenden Thorsdienst

zum herschenden Odinsdienst wol bemerkbar und der allerdings ebenfalls bemerkbare dramatische aufbau des eddisch-skaldischen götterschicksals darf nicht in der wahrnehmung irre machen, dass auch innerhalb der kunstpoesie ältere und jüngere, höhere und niedrigere, bestimmtere und unbestimmtere überlieferungen neben und sogar gegen einander bestanden. selbst bedeutendere talente haben doch nie im germanischen norden durch ihre religiöse poesie so viel kanonisches ansehen auch nur annähernd erlangt, wie es Hesiod und Homer im hellenischen süden sich erwarben. trotzdem unternimmt es der verf., ein grofsartiges, eng geschlossenes und harmonisches mythengebäude aus nach stoff und form so verschiedenartigen und zum teil, wie die skaldischen kenningar, höchst bröckligen bausteinen aufzuführen, und sogar, von Saxo verleitet, götter- und heroenmythus, oft auf sehr sinnreiche, aber völlig unhistorische weise, mit einander zu verquicken.

R. glaubt elbische, riesische, heroische und göttliche wesen, sobald sie in einigen zügen mit einander übereinstimmen, mit einander verschmelzen und sie zum austausch ihrer characterzüge und schicksale nötigen zu dürfen, um aus dem verein ihrer lebensläufe eine neue vollständigere biographie einer vermeintlichen urpersönlichkeit herstellen zu können. dieser poetischen scholastik, die der scholastischen poesie der Jordan und Rich. Wagner nahe verwandt ist, muss ich vom standpunct der wissenschaftlichen mythologie folgende im 1 bande der Indogerm. mythen bereits angedeutete und im 2 bande weiter ausgeführte sätze entgegen stellen. die dämonen verkörpern namentlich die wettererscheinungen, die winde und wolken, das wetterleuchten, den blitz, donner und regenbogen, sowol in elbischer, als auch in riesischer form. götter und heroen haben eben denselben natürlichen kern wie die volkstümlichen dämonen, sind aber jüngere, künstlerisch besser stilisierte, deutlicher individualisierte, ethisch idealisierte gebilde und verdanken, jene dem priesterstand, diese dem kriegsadel, ihre etwa gleichzeitige ausbildung. seit der urzeit liefen die elben- und riesenmythen neben einander her, in der späteren zeit ebenso die daraus entsprungenen, aber sie nicht aufhebenden götter- und heroenmythen. allerdings ist mit diesen namen die classificierung der mythischen wesen noch keineswegs erschöpft. abgesehen von den seelen oder geistern im gewöhnlicheren sinne des wortes, gibt es auch noch eine reihe von riesen, die zwischen elben und riesen, wie zb. Mimir-Regin, oder zwischen elben und göttern, wie zb. die vanen, oder zwischen elben und heroen, wie zb. Wieland, oder zwischen riesen und göttern, wie zb. Ægir, die mitte halten. wenn es sogar im starren material der baukunst übergangsformen gibt, wie sollte es daran unter den beweglichen und oft in einander übergleitenden typen der phantasie fehlen? aber man glaube nur nicht, dass sich da-

mit die mythologie in ein chaos von dissolving views auflöse. sie stellt allerdings kein system in dem strengen dogmatischen sinne dar, wie oben bemerkt, wol aber darf man sie einem kosmos vergleichen, dessen ganzes nicht nur gleich unserem sonnensystem, sondern auch dessen einzelne teile gleich unseren weltkörpern ein festes centrum und eine bestimmte sphäre haben, wenn ihre bahnen sich auch oft nähern und sogar schneiden. unsere wissenschaft hat noch keine ausreichende und zugleich bündige terminologie für alle jene wesen, die ich zunächst mit dem allgemeinen namen 'übergangswesen' bezeichnen möchte. sie sollte sich aber endlich auf ihren beruf besinnen und, statt immer lustig weiter darauf los zu combinieren, sich über ihre principien klar zu werden suchen und unter andern die eben von mir aufgestellten sätze entweder bestätigen oder modificieren oder widerlegen. so lange das nicht geschehen, muss ich dieselben als ergebnisse meiner forschung für richtig halten, und sind sie das, so folgt daraus zweierlei, was R. nicht beachtet hat. erstens elben-, riesen-, götter- und heroenmythen können, ja müssen sich, weil sie aus derselben naturerscheinung hervorgegangen, die letzten sogar aus den ersten weitergebildet sind, trotz ihrer verschiedenartigen stilisierung und auffassung in vielen zügen ähnlich bleiben. sie können sich auch zumal in den erwähnten übergangstypen einander nähern und berühren. aber selbst in diesem falle haben sie doch ihren eigenartigen character und ihren bestimmten rang, der sie von den verwandten wesen unterscheidet, und auch ein gewisser parallelismus ihrer weiteren entwickelung hebt ihre selbständigkeit nicht auf. erst spätere poeten oder mythologen haben solche verwandte wesen wol in einander gewirrt und, wie in manchen fällen auch R., für identitäten erklärt, deren einzelorgane mit denen des pendants beliebig ausgetauscht werden könnten. aber wenn Euphrat und Tigris demselben quellgebiet entspringen, trotz mancher ähnlichkeit ganz selbständig verschiedenartige landschaften durchströmen und sich, wenigstens in historischer zeit, schliefslich zu einer mündung vereinigen, sind diese flüsse deshalb identisch? zweitens folgt aus obigen sätzen, dass jeder, der die entwickelungsgesetze des mythus verstehen will, nicht wie etwa der florist nur die blüten, sondern wie der physiologe den gesammtbau seiner pflanze und namentlich auch ihre wurzeln, die in der naturanschauung liegen, zu studieren hat. aber obgleich fast alle mythologen in der ansicht von der herkunft des mythus aus alter naturanschauung übereinstimmen, fällt es den meisten doch gar nicht ein, den boden, aus dem der mythus gewachsen, zu untersuchen, während andere, von wenigen ehrenvollen ausnahmen abgesehen, mitten in den strudel der natursymbolik hineinstürzen. indem die erste manier die rätsel nicht löst und uns daher unbefriedigt entlässt, stöfst uns die andere durch ihre diese rätsel noch mehr verwirrende willkür

ab. R. fühlt dies wol. er hält sich lieber zu der ersten classe, indem er nur ganz im allgemeinen von wachstumsgeistern, frostmächten udgl. spricht, wodurch die lösung sehr wenig gefördert wird, und entschuldigt sich mit der gefährlichkeit natursymbolischer deutung, so lange diese nicht unter die regeln einer strengen methodik gebracht sei. aber warum bemüht er sich nun nicht selbst lieber um solche regelung, als um die vermehrung des überflusses von combinationen durch eine neue hekatombe? schwierig ist jene aufgabe allerdings, aber es ist doch nicht unmöglich, ihrer lösung immer sicherer zu werden. hat doch schon der alte Finn Magnusen manche deutung richtig getroffen, bezeichnet doch schon Uhlands Thor gerade wegen seiner durchgeführten, meistens so glücklichen deutung einen grofsen fortschritt über JGrimms forschung hinaus, hat uns doch die vedische litteratur das herauswachsen mancher mythenfiguren aus der natur dicht unter die augen gerückt! ich bin überzeugt, hätte Müllenhoff sich nicht durch den allerdings oft so willkürlichen überschwang natursymbolischer deutung der fünfziger jahre davon abwendig machen lassen, den weg zu den quellen mythischer vorstellung möglichst hoch hinauf zu verfolgen, er wäre weiter gekommen und ihm wäre das gleichsam verspätete und nun nicht mehr sehr erfolgreiche ringen nach mehr licht erspart geblieben, durch das mich sein letzter, allerdings ja auch unvollendeter mythologischer aufsatz (Zs. 30, 217) so tief ergriffen hat. erst wer den mythus in seiner jugendlichen harmlosen naturfrische belauscht hat, kann die ethische tiefe, die allegorische bedeutsamkeit und die episch entfaltete schönheit seines reiferen alters voll geniefsen und verstehen, denn er allein weifs die constituierenden elemente von den erweiternden und umdeutenden einer späteren zeit klar zu unterscheiden. die untersuchung hat also zunächst vermittelst der historischen kritik der zeugnisse die erreichbar älteste form des mythus herzustellen, dann aber diese form vermittelst des nachweises der zu grunde liegenden naturanschauung und der mythenvergleichung auf ihren naturwüchsigen kern zurückzuführen, geleitet von jenen sätzen, die ich über das verhältnis der verschiedenen mythischen typen zu einander aufgestellt habe.

Obgleich R. auch nicht einmal die erste hälfte dieser aufgabe gelöst hat, so hat doch sein scharfblick ohne zweifel manche zusammenhänge richtig erkannt und es freut mich, dass mehrere ergebnisse seiner untersuchung mit den meinigen übereinstimmen. in Halfdan und Helgi Hundingsbani zb., die er s. 136 f für identisch erklärt, sehe auch ich denselben typus und zwar bestimmter den typus eines blitzheros, in jenem den dänischen, in diesem den norwegischen, IM 2, 635. 640. den vafrlogi mit seinem düstern unheimlichen glanz erklären wir beide s. 183 und IM 2, 634 (vgl. Œgishjálmr 2, 553. 644) mit guten gründen für das

wetterleuchten, und es wäre nun wol wünschenswert, wenn kein gegenbeweis geliefert wird, die beliebte deutung auf das abendrot, das überhaupt nicht wabert, aufzugeben. ferner habe auch ich die Ivaldis-, die Ölvaldissöhne und die Nibelungen schon (Anz. XIII 35. 39) an einander gerückt, aber ohne sie, wie R., identificieren zu wollen. doch statt der übereinstimmungen bin ich dem verf. gegenüber mehr verpflichtet, die differenzen durch einzelne beispiele hervorzuheben, um die berechtigung meiner oben allgemein gefassten einwürfe nachzuweisen.

Um 3 hauptpersonen und eine personengruppe baut R. sein mythensystem auf, um Gullveig-Heiðr, Svipdag, Mimir und die Ölvaldis- oder Ivaldissöhne. die besprechung der ersten figur, zu der man weit ausholen müste, verspare ich für die kritik des 2 bandes, der auf sie zurückkommen wird. die zweite, Svipdag, nimmt im 1 wie im 3 abschnitt einen hohen rang ein. es muss genügen, nur ein par von den wilden schösslingen zu betrachten, die aus Uhlands gerechtfertigter combinierung der verschiedenen von Saxo erwähnten Halfdans und Grams und aus der schönen entdeckung Bugges, dass Grogaldr und Fjölsvinnsmal einst éine dichtung bildeten, wie sie das nordische volkslied noch heute bewahrt hat, riesenhoch emporgetrieben sind. aus Saxos meldung vom kampfe Svipdags mit Halfdan und jener dichtung von Svipdags fahrt zu Menglöð setzt R. zunächst eine vollständigere biographie des helden zusammen, die sich allenfalls hören lässt. aber alsbald ist er darauf aus, dieselbe fortwährend reicher zu gestalten und mit anderen zum teil entlegenen ereignissen in zusammenhang zu bringen. bevor Svipdag zu Menglöð fährt, zieht er gegen Halfdan und zwar — ein verhängnisvoller zusatz des verf.s! — an der spitze der riesen, die nämlich als bundesverwandte des Ivaldigeschlechtes, in das Groa als gattin Örvandils (!) hineingeheiratet hat, durch den raub Groas, der mutter Svipdags, ebenso wie dieser zur rache entflammt sind. wir sehen von dem langen aus combinationen zusammengesetzten epitheton der riesen hier ganz ab und fragen nur, wie kommen diese überhaupt unter Svipdags führung? indem R. der lesart *þursa þjóðar sjöt* Fjölsv. 1, die in den meisten hss. und ausgaben, zb. auch Bugges und Vigfussons, steht, die von zwei hss. überlieferte lesart *þursa þjóðar sjól* vorzieht, glaubt er zwei fliegen mit einer klappe zu schlagen. Svipdag wird dadurch zum *sjóli* d. i. könig der riesen; für den wohnsitz der Menglöð ist dadurch der name 'riesenland' beseitigt und derselbe kann nun eher nach asgard versetzt werden, wie es des verf.s anderweitigen wünschen entspricht. aber leider ist die ganze erste hälfte jener strophe grammatisch so dunkel, dass der mythologe keine irgendwie sicheren schlüsse daraus ziehen kann und schlüsse von grofser tragweite nicht ziehen darf. dann ist der ausdruck *sjóli*, der auch im Hyndlul. str. 39 ed. Havn. statt *sjótr*, aber in der alten sprache, wie es scheint,

nur als ein weder von Bugge Fkv. 161. 405, noch von Vigfusson Dict. der erwähnung wert geachteter druckfehler und sonst nur in der Thorsdrapa im compositum *himinsjóli* vorkommt, überhaupt von sehr zweifelhafter geltung und berechtigung. andererseits passt die bemerkung der von R. verworfenen lesart, dass Svipdag zum riesenlande kommt, vortrefflich zu der lage des helden, die anerkannter mafsen der Skirnirs entspricht, als er durch das riesenland zum sitz der riesin Gerđr reitet. so werden denn auch die wohnungen der Gerđr und der Menglöđ mit fast denselben zügen geschildert, dem riesenwächter, der waberlohe usw. die Menglöđ umgebenden frauen tragen namen entweder unbestimmteren oder entschieden riesischen klanges, wie Friđ, Örbođa, vielleicht auch Hlifþursa, wenn nicht mit Bugge und Vigfusson Hlifþrasa vorzuziehen ist, und ihr beruf, den kranken, namentlich, wie es scheint, den wöchnerinnen zu helfen (str. 22. 36 f), stimmt mit dem der nornen, der *þursa meyjar* (Vsp. 8. Fafnism. 12), überein. und da wir aufserdem von der angabe R.s, die riesen seien in Svipdag-Ericus kampfe mit Halfdan zurückgeschlagen, bei Saxo, der allein von diesem kampfe berichtet, nichts finden, so müssen wir Svipdag die ihm zugedachte würde absprechen.

Sollte ferner Svipdag auch würklich einst als Yngvi besungen worden sein, so kann diese vermutung R.s doch keineswegs die weitere unterstützen, dass in seinen, Haddings und Guthorms kämpfen ein krieg der drei Mannussöhne und ihrer völker, der Ingaevonen und der beiden anderen hauptstämme der Germanen, verherlicht worden sei. und noch viel weniger sind wir berechtigt zu der annahme, dieser krieg habe in einem alten, inneren zusammenhange mit dem götter- und vanenkrieg gestanden. dieses verwegene hypothesenspiel ist aus einer grundfalschen auffassung des 1 buchs von Saxo hervorgegangen, in welchem R. die zersprengten glieder eines einst umfassenden ganzen sieht, während ich darin nur ein ungeschicktes willkürliches gemengsel verschiedener alter und neuerer, volkstümlicher und halbgelehrter überlieferungen erkenne. Saxo war es nämlich darum zu tun, in seinem ersten buch möglichst viel alte stammsage vorzuführen. die germanische stammheroensage knüpft sich aber, wie ich in IM 2 nachgewiesen zu haben glaube, sehr häufig an die figur des blitzheros. so gab es denn in Dänemark eine besondere blitzheroensage, wie in dem damals zu Dänemark gehörenden südlichen Skandinavien, dort die Halfdan-, hier die Svipdagsage (vgl. IM 2, 635. 633). diese uralten heroen, die aus derselben naturanschauung hervorgegangen sind, wurden also nicht durch echt mythische weiterbildung, sondern durch die später beliebte willkürliche verknüpfung verschiedener sagenkreise einander gegenübergestellt. so finden wir auch im Mahabharata die blitzheroen Bhīshma-Dyāus und Arjuna-Indra (aao. 2, 578. 579), im Rosen-

garten Siegfried und Dietrich in solchen gegensatz gebracht. ein beiden sagen gemeinsamer name, wie in unserem falle der der Groa, der geliebten Halfdans und der mutter Svipdags, mochte die verschmelzung solcher concurrierender mythen erleichtern. nun wuste Saxo aber auch von seinen isländischen freunden, dass in der urzeit Odin vertrieben oder verbannt nach dem norden gekommen und so der urheber der nordischen geschichte geworden sei. darum durfte auch Odin in diesem buch nicht übergangen werden. also fügte Saxo mitten in die sage von Svipdag und dessen sohne wol oder übel eine geschichte von Odins verbannung ein und zwar hinter Svipdags tod kurzweg mit einem *eadem tempestate* s. 42, eine geschichte, die mit einem *interea* zur Svipdagsage zurückkehrt, ohne auch nur im mindesten bezug auf diese zu nehmen.

Statt Svipdag auf der ihm von R. bereiteten ruhmesbahn, deren erste staffeln schon so wacklig sind, weiter zu begleiten, blicken wir lieber auf die ersten anfänge der Ivaldi-Ölvaldiverschmelzung, die in dem buch eine fast centrale bedeutung hat. von vorn herein erregt die identificierung der söhne des einen mit denen des anderen dadurch anstofs, dass jene nur als elbe und diese nur als riesen vorkommen. vermutlich hat sich der verf. durch eine bemerkung Weinholds Riesen s. 54f zur unterschätzung dieses unterschieds und überhaupt zur aufstellung seiner gleichung verleiten lassen. Weinhold hielt nämlich für möglich, dass Ivaldi nur ein anderer name Idis, des einen der drei söhne des riesen Ölvaldi sei, und meinte, es bedeute nichts, dass Ivaldi in unseren denkmälern als zwerg erscheine. mit der verdunkelung der riesen hätte man alle erdkräfte den zwergen übertragen. die letzte behauptung aber ist ganz wertlos, weil unbewiesen und schwerlich je beweisbar. im gegenteil spricht viel dafür, dass die urbedeutung der einfachen, massigen riesennatur dem volksbewustsein weit länger verständlich blieb, als die der zwerge, wie denn zb. der menschenfleisch witternde riese, der im indogermanischen märchen so häufig widerkehrt, noch oft einfach 'der wind' heifst. auch sind die 'erdkräfte' mit den wachstums- und frostgenien in die kategorie pseudomythischer wesen zu stellen, welche die mythologen erfunden haben, um die unklarheit und unsicherheit ihres verständnisses zu verdecken. wachstum und frost sind würkungen gewisser naturkräfte, unfähig zu figuren gestaltet zu werden, weil sie weder fassbare form, noch sichtbares leben haben. sie können als actionen, als äufserungen mythischer personen gedacht werden, aber nicht als personen selber. die gestalt, der character, der gesammte würkungskreis solcher figuren muss daher in erster linie aus den naturkräften selbst erklärt werden. in gewissen fällen zb. im ackerbaucultus kann eine der actionen zb. das wachstum so mächtig vordrängen, dass sie auf die fortbildung der vorstellung der dasselbe bewür-

kenden naturkraft einen starken einfluss gewinnt, aber wol nie einen so tief greifenden, dass dadurch die züge des urbildes der naturkraft selbst ganz überdeckt würden. ich halte es für einen hauptirrtum in Mannhardts so trefflichen späteren schriften, dass er dies verhältnis verkannt hat. wie mit seinem 'vegetationsdämon' ist auch mit jenen 'erdkräften' nicht viel anzufangen und vollends ist die übertragung derselben von der einen auf eine andere gruppe ein leeres wort. die Ivaldissöhne haben allerdings einige züge mit den Ölvaldissöhnen gemein, aber dies ist ganz anders zu erklären, als R. will, und berechtigt vor allem durchaus nicht, durch gekünstelte wortdeutung die zahl solcher züge zu vermehren, damit die ersehnte identität erreicht werde. weder die einen, noch die anderen erscheinen je als übergangswesen, sondern jene immer nur als reine elben und diese als reine riesen. Mimir-Regin, der zu jenen mittelwesen zu rechnen ist, kommt deshalb auch als schmied vor, während echte riesen, zwar wol im griechischen, doch nicht im germanischen und speciell nicht im nordischen mythus als schmiede nachzuweisen sind. obgleich nun die existenzberechtigung der Ivaldissöhne auf ihrer elbischen schmiedekunst beruht und an den riesigen Ölvaldissöhnen, über die die mythische überlieferung viel reichlicher fliefst, auch nicht die geringste neigung dazu bemerkbar dh. also die äufsere und die innere grundbedingung dieser wesen ganz verschieden ist, so sollen sie dennoch nach R. aus dem hauptgrunde gleich sein, weil Sn. E. 1, 402 von den *þingskil Þjaza* die rede ist. Thiazi ist der berühmteste der drei söhne Ölvaldis, der nach Sn. E. 1, 214 der bestimmung des vaters gemäfs dessen erbe mit seinen brüdern so teilt, dass jeder seinen mund voll gold nimmt und alle gleich oft. daher nennt man das gold *ordtak, munntal, mál* oder auch, wie im Bjarkamal, *þingskil Þjaza,* und alle welt hat diese wie jene kenningar auf die erwähnte goldverteilung bezogen. nur R. legt ihr einen ganz anderen sinn unter. das wort *þingskil,* das doch offenbar nur eine metaphorische erweiterung der erwähnten übrigen einfacheren metaphern ist, soll plötzlich etwas ganz anderes, nämlich das preisgericht der götter bezeichnen, das sie über die von Ivaldis söhnen einerseits und den zwergen Brokkr und Sindri gearbeiteten kunstwerke andererseits halten und durch das jene, wie R. weiter sich denkt, verletzt sich auf die seite der götterfeinde schlagen. wir halten uns nicht bei dieser letzten, von keiner seite her zu stützenden vermutung auf, noch bei den combinationen, die zu schwindelndem hochbau auf dieser grundlage emporgeführt sind, sondern begnügen uns auf das mafs von gewaltsamkeit hinzuweisen, das dazu gehört, die *þingskil Þjaza,* die Thiazirede, aus dem verein nahe verwandter und ganz deutlicher skaldischer analogien und aus dem engsten zusammenhang einer schönen verständlichen riesensage herauszureifsen und in einen völlig andersartigen elben-

mythus hineinzuzwängen. mit ähnlicher gewaltsamkeit zerrt R. noch eine andere kenning heran, um seine gewagte gleichung zu decken. Thiazis bezeichnung *mörna fađir* in Thiodolfs Haustl. übersetzt er durch 'schwertvater', er leitet also das attribut von *mörnir* m. schwert ab. aber die andere gewöhnliche erklärung der kenning durch 'vater der riesinnen' von *mörn* f. sagt um so mehr zu, als von keinem andern riesen die weibliche verwandt- und nachkommenschaft häufiger hervorgehoben wird als von Thiazi. bekannt ist namentlich seine riesige tochter Skađi, und der herkunft von ihm und seinen brüdern rühmen sich auch die riesinnen Fenja und Menja Grottas. 9, mit ihm verwandt sind ferner die riesinnen Aurbođa und Gerđr Hyndl. 30. Thiazi wird überhaupt zu den riesischen urvätern gerechnet, denn in den Nafnaþulur sind sein und seiner brüder namen gleich zu anfang mit den urriesen Ymir und Mimir verbunden. endlich kommt in den verschiedenen schönen Thiazimythen nicht die leiseste anspielung auf ein schwert vor, das er führte oder gar schmiedete. im gegenteil widerstrebt dem seine ganze rauhe erscheinung: als gefräfsiger, räuberischer sturmadler oder *fjallgyldir*, als heulender bergwolf holt er sich seine beute, rächt er sich an seinem feinde Loki und erliegt er den göttern. und aus dem echtesten naturgefühl heraus hat Uhland auch jene teilung der väterlichen erbschaft gedeutet: Ölvaldi der bierschaffer ist der bringer des regens, der regenwind, dessen goldschatz, die wolken (vgl. meine IM 2, 629), nach seinem scheiden den übrigen winden, dem geschäftigen Idi, dem wandelnden, rauschenden Gangr und dem brausenden Thiazi anheimfällt. er wird von ihnen mit dem munde geteilt, aufgehaucht und zerblasen. in dieser windnatur der Ölvaldissöhne liegt nun auch der schlüssel zum verständnis des umstandes, dass dieselben einige züge mit den Ivaldissöhnen teilen. denn ich habe schon im Anz. XIII 34 auseinandergesetzt dass auch diese windwesen sind, die als anbläser des feuers zu schmieden wurden. aber nicht alle windwesen und am wenigsten die riesischen sind deshalb schmiede, und R. hat keinen durchschlagenden grund dafür angeführt, dass jemals jene kunstfertigen elbe mit diesen rauhen riesen eins gewesen wären.

So löst sich denn abermals ein ganzer heerbann von combinationen auf, nachdem abermals die untauglichkeit des führers erkannt worden ist, und endlich kann auch dem Mimir die ihm von R. zugewiesene stelle nicht gelassen werden. auch im Mimirabschnitt geht es nicht ohne die abenteuerlichsten gleichungen ab, zu denen ich vor allen Mimir = Niđađ rechne, und nicht ohne die kühnsten folgerungen aus denselben, durch die wider zb. die ganze einrichtung der unterwelt bedingt ist, mit deren erörterung sich R. übrigens manches bleibende verdienst erworben hat. R. hat nicht genug Müllenhoffs wink (DA 5, 103) beachtet, wonach es verschiedene unabhängig neben einander bestehende darstel-

lungen des weltbaums gab, eine ältere, die ihn über dem Mimirbrunn, eine andere, die ihn über dem nornenbrunnen schilderte. diese wol nicht völlig ausreichende ansicht führt doch direct zum richtigen ziel: diese beiden brunnen waren nämlich ursprünglich ein einziger, an dem Mimir wie die nornen wohnten. das ergibt sich schon aus dem nordischen glauben, nach welchem der eine wie der andere in riesenheim liegt, von hütenden und schöpfenden riesenwesen umgeben ist und genau dieselben dienste leistet, nämlich den weltbaum, die götter und die menschen zu nähren, ferner aus entsprechenden deutschen vorstellungen von einem ähnlichen wunderbaum mit éinem quell und endlich aus dem abbilde des weltbaums zu Uppsala mit seinem einzigen quell. einen anderen schweren fehler begeht R. durch die völlige vernachlässigung des Mimir-Regin der Völsungensage, wie oben bemerkt. endlich bleibt er bei seinem glücklichen anlauf, aus dem iranischen mythus aufklärung zu bringen, auf halbem wege stecken, und ich darf deshalb wol auf AKuhns Herabkunft s. 124 und meine IM 2, 589. 642 verweisen, um nicht abermals weiter ausholen zu müssen. aus diesen beiden untersuchungen geht hervor dass Mimir, ein das wolkenwasser hütender windgeist, dem höchsten Gandharven-Gandarewa-Kentauros und zugleich dessen weisem und dessen schmiedendem genossen entspricht, und zweitens dass das gewässer, an dem er und die nornen unter einem baum oder im walde wohnten, ursprünglich nur ein einziges war, wenn es auch allerdings schon einmal im indischen als dreigeteilter brunnen vorkommt.

Das buch hat viel anregendes und scharfsinniges, aber ich fürchte dass unserer wissenschaft trotz dem darin bewiesenen aufwande von fleifs und geist nicht viel nutzen daraus erwachsen werde und ich sehe mit einiger sorge dem 2 bande entgegen. analysieren, nicht combinieren: ist die losung, und wenn jenes geschehen ist, dem entwickelungsgesetz nachspüren, das die verschiedenartigen, wenn auch verwandten, mythenformen beherscht, nicht aber fortwährend auf grofsartige reconstructionen sinnen, die diese formen zu einem niemals dagewesenen gekünstelten gebilde zusammenschweifst.

Freiburg, 7 februar 1887. ELARD HUGO MEYER.

Indogermanische mythen. II. Achilleis. von ELARD HUGO MEYER. Berlin, Ferd. Dümmler, 1887. VIII und 710 ss. 8°. — 14 m.
Homer und die Ilias von ELARD HUGO MEYER. Berlin, Robert Oppenheim, 1887. VII und 258 ss. 8°. — 4,50 m.

Beide werke behandeln denselben gegenstand, das zweite will in populärer darstellung die wissenschaftlichen ergebnisse des ersten einem gröfseren publicum vermitteln. ein früher er-

schienener band: Indogermanische mythen I: Gandharven-kentauren ist Anz. x 410 ff besprochen worden; er stellt sich nunmehr als eine vorarbeit zur Achilleis dar, und diese enthält selbst wider ein ganzes kentaurencapitel, worin die auffassung jenes werkes glücklich gegen die ausstellungen der kritik verteidigt und befestigt wird. die Achilleis, ein stattlicher band, mit fleifs und scharfsinn gearbeitet, wol disponiert und klar im vortrag, ist dem andenken Müllenhoffs gewidmet. durch Müllenhoffs grundlegende untersuchungen im ersten bande der DA hat die Iliasforschung neue anregung und fruchtbare gesichtspuncte gewonnen; doch nicht blofs hierauf soll vermutlich die voranstellung seines namens weisen, sondern mehr noch darauf, dass der verfasser sich mit seinem lehrer eins wisse in der forderung einer streng wissenschaftlichen methode: das buch 'will vor allem die mythologische methode ausbilden; . . . . neue ergebnisse können einer verbesserten methode nicht fehlen'. mehr als die hälfte des werkes befasst sich mit der entstehungsgeschichte der Ilias, und erst nachdem als ältester kern eine Achilleis herausgeschält ist aus den darüber gelagerten schichten von Homeridendichtungen, in welchen von alter, echter, volkstümlicher Trojasage verhältnismäfsig wenig zu finden ist (s. 388), tritt die mythologische untersuchung in ihre rechte, sucht aus der homerischen Achilleis durch ausscheidung der jüngeren bestandteile die ursprüngliche, thessalische Achilleussage herzustellen und deren mythischen gehalt aufzuzeigen.

Dieses verfahren ist ohne frage ganz im sinne Müllenhoffs gedacht; und besonders die voraussetzung, dass wir durch enthülsung des epos auf den mythus stofsen müssen, stimmt mit dessen 'cardinalsatz über den mythischen gehalt der heldensage' (worte Scherers in der vorrede zu Mannhardts Mythologischen forschungen). der erste hauptteil des buches concurriert mit dem fast gleichzeitig erschienenen Fickschen Iliaswerk. die verschiedene art, wie beide autoren die summe der bisherigen Iliaskritik ziehen, wird für die künftige forschung ebenso lehrreich sein, wie das, worin sie übereinstimmen; bedeutungsvoll ist namentlich die ablehnende haltung gegen die liedertheorie, worin beide zusammentreffen. doch als ein stück griechischer litteraturgeschichte fällt jener erste teil, dem man wegen der vorzüge scharfer beobachtung und glücklicher combination eine neigung, allzu viel zu sieben und zu sichten, gerne nachsieht, aufserhalb des interessenkreises, den diese blätter vertreten, und wir können auf ihn nur bezug nehmen, soweit die methode der mythenforschung ins spiel kommt.

Dass im epos mythus enthalten sei, dieser satz ist, sofern das epos aus der einfacheren heroensage hervorgewachsen ist, nur eine besondere anwendung des andern, dass die heroensage mythus enthalte. für die gewinnung dieses mythischen goldes

hat sich eine besondere praxis gebildet. sei der mythus in wenigen worten enthalten, wie der von Iasios, oder verwickelt und ausgedehnt, wie der von Bellerophontes, von Perseus — sie müssen sich alle den kunstgriff gefallen lassen, dass man den menschlichen helden seiner irdischkeit entkleidet und ihn als einen dämon oder verkappten gott betrachtet; es herscht augenscheinlich ein allgemeines einverständnis darüber, der held eines mythus müsse notwendig ein 'mythisches' wesen sein. in zusammenhang damit steht, dass allerhand irdische beziehungen und veranstaltungen als nebenwerk beseitigt werden, denn nur die höhepuncte der sage, die wunderscenen enthalten den mythus. jene meinung, dass in einem richtigen mythus nur übermenschliche figuren vorkommen dürften, halte ich für einen irrtum, welcher die hauptsächliche schuld trägt an den unläugbaren schweren mängeln der mythologie. weit häufiger (und, wie ich glaube, auch älter) als die mythen mit lauter mythischen wesen sind diejenigen, worin ein sterblicher held in verkehr mit der mythischen welt tritt: Perseus, Bellerophontes, Iasios sind niemals etwas anderes gewesen als menschen; selbst wenn sie durch vater oder mutter übermenschlicher abkunft sind, so hat das lediglich die bedeutung, ihre heldenwerke begreiflicher zu machen; und das, was man bisher als späteres beiwerk wegzuwerfen pflegte, enthält zum guten teil echten und gerechten mythus. nur nicht gerade mythus in dem sinn, dass man ohne weiteres eine übertragung aus der sprache der phantasie in die des verstandes vornehmen könnte: die heroengeschichten sind vielmehr das letzte, reife ergebnis einer langen entwickelung aus ganz einfachen themen; nur diese letzteren gestatten eine mythologische deutung, ein zurückgehen auf einen sogenannten natürlichen sinn, nach vorwärts aber haben sie, gehegt von der lust zu fabulieren und gepflegt von einer in variationen unerschöpflichen erfindungs- und erzählungskunst, ein reiches leben durchgemacht, dessen wunderbar organische bildung aufzuzeigen eine der wesentlichsten aufgaben künftiger mythologie sein wird. die beiden ordnungen von mythen sind nicht ohne einfluss auf einander geblieben; an den heroenmythen lässt sich namentlich die beobachtung machen, dass man die kämpfe mit dämonischen wesen gerne nach dem colossalen muster himmlischer kampfscenen zuschnitt, wodurch dann der schein entstand, als sei die ganze heroengeschichte nur umformung einer götter- oder dämonengeschichte.

Der beweis für diese behauptungen kann hier nicht geführt werden. aber es leuchtet ein, dass eine litterarhistorische kritik des epos, welche in eine kritik und deutung der heroensage ausmündet, verschieden ausfallen wird, je nachdem die im hintergrunde stehende mythologische ansicht beschaffen ist. durchaus natürlich nämlich, nicht blofs psychologisch erklärlich, sondern geradezu eine forderung der methode ist es, dass die kritik des

epos jeder zeit die frage bereit halte, ob dies und das in der sage könne gestanden sein oder nicht; sie und die kritik der sage müssen in beständiger wechselwürkung stehen. gegen manches, was die Ilias von Patroklos berichtet, sind bedenken laut geworden. wer mit unserem autor in Achilleus einen blitzheros zu sehen geneigt ist, der wird, weil die freundesfigur für die deutung des gewittermythus von keinem belang ist, gern auch M.s darlegungen beipflichten, wornach die ganze Patroklie eine spätere erfindung wäre, so sehr auch ihre haltung zu der der Achilleis stimme. für Fick, der sich um eine deutung nicht kümmert, liegt die sache anders; er findet in der bitte des Patroklos als peripetie des ganzen den bewundernswertesten griff des alten dichters, der dem gedichte den character unergründlicher tiefe verleihe, und weist die Patroklie, abgesehen von den reichlichen zusätzen eines bearbeiters, der homerischen Achilleis zu. spätere hände sind ja durch das ganze werk zu spüren und werden sich auch hier versucht haben, um so mehr als vielleicht hier ein stück sage vorlag, dessen harmonische einfügung dem ältesten dichter nicht völlig gelungen war. hauptsächlichen anstofs, auch für Fick, erregt der waffentausch zwischen Achill und Patroklos; es wäre doch immerhin möglich dass ein als Achill verkleideter oder erscheinender Patroklos zum festen bestand der sage gehört hätte und dass man nicht wagte, diesen zug ganz fallen zu lassen, obgleich die von der sage gegebene motivierung für die öconomie oder auch für die weltanschauung des epischen gedichtes durchaus unbrauchbar war. die entscheidung hierüber ist offenbar aufserhalb des epos zu suchen, aber nicht bei der mythendeutung, sondern bei der vergleichenden sagenkunde. jedesfalls aber können die zunächst heranzuziehenden parallelmythen nur solche sein, deren helden menschen sind und keine dämonen, nur mythen der zweiten ordnung.

Die Ilias selbst weist uns auf die bahn der sagenvergleichung: in der rede des Phoinix wird dem Achilleus als beispiel Meleager vorgehalten. die ganze anlage der Meleagerfabel hat die unverkennbarste ähnlichkeit mit den grundzügen der homerischen Achillsage; selbst der name von Meleagers frau, Kleopatra, in deren gesellschaft Meleager seiner menis nachhängt, erinnert an den des freundes, der bei dem grollenden Achilleus weilt. drei fälle sind denkbar: entweder ist die Meleagersage eine nachbildung der Achillsage, oder ist diese unter dem einfluss jener entstanden, oder gab es einen sagentypus, von welchem beide nur varianten darstellen. in allen drei fällen ist die Meleagerfabel ein wichtiges hilfsmittel für die kritik der Trojasage, und von diesem gesichtspunct aus muste sie erörtert werden. statt dessen wird ihre unabhängigkeit unbesehen vorausgesetzt und s. 510f. 541f nicht etwa der versuch gemacht, über die vorhomerische gestalt der Achillsage einen aufschluss zu erlangen,

sondern alsbald der sprung in die mythendeutung gewagt (wobei die namen der oheime Melas und Agrios, so unverkennbar ihre herkunft aus dem falsch gedeuteten namen Meleager ist, die 'wilde sturmnatur' des ganzen geschlechtes müssen begründen helfen). tun wir diesen sprung nach und lassen Kleopatra als wolkenfrau gelten, dann wäre gerade von diesem standpunct aus die figur des Patroklos als sagenecht zu erweisen: dieser namensvetter der Kleopatra, der die einsamkeit des zürnenden freundes teilt und ihn zur nachgibigkeit zu bewegen sucht, wäre mit geringer umdeutungskunst als eine ins männliche übersetzte wolkenfrau zu verstehen, die nur ihrem neuen, heroischen character gemäfs selber in den kampf zieht und durch ihren tod erreicht, was ihre bitten nicht vermochten, dass Achill ins feld rückt, wie Meleager auf veranlassung der Kleopatra. anders ist der autor verfahren: er setzt Kleopatra mit Deidamia in parallele, der frau des Achilleus, mit der er in stiller verborgenheit lebte, bis ihn die Achäerfürsten zum zuge nach Troja abholten; und diese Deidamia soll zugleich die Briseis der Ilias sein. auf Deidamia werden wir noch zu sprechen kommen; hier einiges über Briseis.

Bei der wichtigkeit dieser figur für die grundlagen der Ilias ist anzunehmen dass sie in der mündlichen sage einen breiteren raum eingenommen habe als bei Homer. sie bezeichnet das verhältnis zwischen Achill und Agamemnon, kann also erst entstanden sein oder wenigstens diese doppelbeziehung erst erhalten haben, als Agamemnon in den troischen sagenkreis eintrat, dh. als die südachäische Trojasage mit der nordachäischen verschmolzen ward. dieser verschmelzungsprocess hat ua. die eigentümliche würkung gehabt, dass man auf Achill einen zug aus der Pelopidensage übertrug. die künstliche schulter des Pelops, das wahrzeichen des Pelopidengeschlechtes, sofern von ihr das körperliche mal stammt, an welchem die zugehörigkeit zu der familie erkannt wird, hat in der südachäischen Trojasage eine ähnliche bedeutung wie die person des Achill in der nordachäischen: ohne sie kann die stadt nicht genommen werden, und eine version lässt geradezu das palladium aus Pelops gebein gefertigt sein. im hinblick auf diese nachgemachte schulter hat man von einem eingesetzten knöchel des Achilleus erzählt, dessen verlust die ursache seines todes ward. wie hier die absicht einer annäherung an die Pelopidensage vorliegt, so vielleicht auch in dem namen, den nach einer scholienangabe die Briseis führte, Hippodamia. so heifst nämlich auch die prinzessin, welche Pelops heimführt, nachdem schon mancher freier das leben hat lassen müssen, weil bei der zur bedingung gemachten wettfahrt könig Oinomaos ihn einholte und niederstiefs. als Pelops ihm die tochter abgewinnt, nimmt er sich selbst das leben. ebenso erhängt sich, nach Diktys, der vater der Briseis,

als Achill seine stadt erstürmt und die tochter davonführt. dieser Brises oder Briseus muss aber gleich Oinomaos ein geschickter wagenfahrer gewesen sein, wenn wir nämlich seinen namen als hypokorisma aus *βρισάρματος* fassen dürfen (vgl. Fick, Griech. personennamen s. 20). die Briseisfabel scheint also der sage von Hippodamia, Oinomaos tochter, nachgebildet oder auch nachträglich angepasst zu sein. fragen wir die Meleagersage, so ist hier der anlass zur menis des helden ein streit zwar nicht um ein weib, aber doch wegen eines weibes, Atalante (dass Phoinix ihrer in seiner rede nicht erwähnt, berechtigt nicht zu dem schlusse, sie sei zur zeit der abfassung jener rede noch nicht in der sage gewesen; wäre dies jedoch der fall, so würde die parallelität mit der Iliassage, als eine augenscheinlich gewollte, erst recht wichtig). Atalante ist eine prinzessin, welche die gewährung ihrer hand an die bedingung eines wettlaufs knüpft, wobei sie die von ihr eingeholten freier mit dem spere niederstöfst. diese ihre ähnlichkeit mit der Oinomaostochter Hippodamia in verbindung mit dem umstande, dass sie in der Meleagerfabel dieselbe stellung einnimmt wie in der Trojasage die Brisestochter Hippodamia, weist darauf hin, dass die letztere gleichfalls ursprünglich eine für ihre freier verhängnisvolle prinzessin war, sei es nun dass ihr vater Briseus als wettfahrer wie Oinomaos oder dass sie selbst als wettläuferin wie Atalante ihnen den tod brachte. seltsam ist nur dass dies Turandot-motiv in der Meleagersage ebenso wenig zu dichterischer verwendung kommt, wie in der Achilleis; in jener erscheint das begreiflich, sobald wir sie als nachahmung der Trojasage ansehen, aber in dieser kann das motiv nicht von anfang an brach gelegen sein, es muss eine sagenform gegeben haben, wonach Achill die Briseis in wettfahrt oder wettlauf gewann, aber nicht für sich behalten durfte, sondern dem Agamemnon abtreten muste. das setzt ein verhältnis Achills zu Agamemnon voraus entsprechend dem des Herakles zu Eurystheus, des Bellerophontes zu dem Lykierkönig, des Perseus zu Polydektes (in dem letztgenannten beispiel handelt es sich geradezu darum, dass der held dem könig die nämliche Oinomaostochter Hippodamia erstreiten soll, nicht unmittelbar, sondern indirect durch beischaffung des Medusenhauptes). dem künstlerischen sinn Homers konnte eine solche motivierung im märchenstile nicht zusagen, er schnitt alles hinweg, was für die zwecke des epos unbrauchbar war. Agamemnon, so wird die mündliche sage gelautet haben, schickte den Achill auf eine gefährliche unternehmung aus, um während seiner abwesenheit Ilion einzunehmen und so sich die ehre der eroberung zu sichern; als dieser unversehrt zurückkam und die schöne beute mitbrachte, nahm er sie ihm weg. das wäre also ungefähr die geschichte des Iason, eines Chironschülers gleich Achill, und der Medea. nun haben wir merkwürdige nachrichten über ein fortleben des

Achilleus nach seinem tode auf der insel Leuke, welchen zu folge die allzu früh beschlossene heldenlaufbahn im sinn einer kindlichen poetischen gerechtigkeit zum 'guten' ende geführt ward. unter diesen sagen berichtet gerade die älteste von einer ehe des Achill mit Medea im jenseits. unmöglich kann damit die Medea der Argonauten gemeint sein, sondern nur ein Medea-typus, nach welchem auch die der Argonauten gearbeitet ist, eine noch unberührte jungfräuliche Medea, auf welche Achill ein gutes recht hat. die Briseis-Hippodamia wird, eh sie durch diese namen dem Pelopidenkreise genähert ward, Medea geheifsen haben; dass sie in der Ilias als witwe statt als jungfrau erscheint, beruht wol auf späterer, absichtlicher differenzierung, und auf das ältere verhältnis mag deuten, dass Agamemnon schwört, sie nie berührt zu haben. in welcher weise Achill die Medea-Briseis errang, wissen wir nicht; allein wenn die Leukesagen mit besonderer vorliebe vom *Ἀχιλλέως δρόμος* sprechen, und wenn die der Briseis parallele Atalante eine läuferin ist, deren rennbahn noch zu Pausanias zeiten gezeigt ward (Grote, Gesch. Griechenlands, übersetzt von Meifsner 1, 120), so ist die wahrscheinlichste annahme, der schnellfüfsige Achilleus habe seine Medea im wettlauf besiegt und die vorstellung von ihr sei der von der Atalante ähnlich gewesen, deren jugendleben wie eine copie des achilleischen sich ausnimmt.

Mag die versuchte reconstruction geglückt sein oder nicht, so viel dürfte sie immerhin gezeigt haben, dass eine methodisch vorgehende kritik noch allerhand arbeit hat, eh sie der vorhomerischen Trojasage, geschweige denn der thessalischen Achillsage habhaft wird oder gar eine deutung der letzteren unternehmen darf. untersuchungen, für welche der hier gebotene raum viel zu eng ist, würden vielleicht dartun dass nicht blofs die Briseisfabel, sondern die ganze geschichte des Achill vor Troja erst im zusammenstofs und wettbewerb mit der südachäischen, pelopidischen Trojasage hervorgebildet worden ist aus einer weit unvollkommeneren gestalt, die uns der hauptsache nach noch deutlich erkennbar ist. auf eine frühere eroberung von Troja durch Herakles wird in mehreren jüngeren bestandteilen der Ilias bezug genommen auf eine art, welche beweist dass diese überlieferung durchaus lebendig war, und darum halte ich den versuch, dieselbe als einen von der Achillfabel abhängigen nachtrieb der sage zu erweisen (s. 409 ff), für verfehlt gegenüber den plausibeln ausführungen Müllenhoffs (DA 1, 20). man braucht nicht mit dem letzteren der Heraklessage semitischen ursprung zuzuschreiben, um sie für alt zu halten trotz dem triftigen einwand unseres autors, dass die gestalt des Herakles nicht zu ihr passe. M. selbst ist an anderer stelle (s. 553) geneigt, ihr 'alte elemente' zuzugestehen und zwar, wie der zusammenhang zeigt, achilleische; das ist aber nur möglich, wenn sie nicht aus der

homerischen Achillsage schöpfte, sondern aus der vorhomerischen, oder wenn sie geradezu diese vorhomerische Achillsage selbst ist, die nur auf Herakles übertragen ward, weil sie nicht im zwiespalt mit dem geltenden epos den namen Achills beibehalten konnte. wie das Siegfriedlied neben dem Nibelungenliede fortexistierte, für welches sein inhalt allzu märchenhaft war, so liefs sich der drachenkampf um die troische prinzessin wol aus dem epos, nicht aber aus dem volksgedächtnis verdrängen und erlangte späterhin sogar zutritt in das erstere, nachdem durch den namentausch der widerspruch mit dem epos beseitigt und zugleich die phantastische haltung im stil der älteren heroengeschichten zulässig geworden war. den kern der älteren nordachäischen Trojasage bildete also der drachenkampf des Achill; dieser kern aber konnte, falls nicht die concurrenz mit der südachäischen eine völlig neue sagenerzeugung soll hervorgerufen haben, was nicht zu glauben ist, unmöglich verloren gehen, so wenig wie man in den Nibelungen völlig vergessen durfte, dass Siegfried einen *linttrachen sluoc.* M. hat vollkommen recht, wenn er in dem kampf Achills mit Xanthos-Skamander[1] eine innere beziehung zu dem drachenkampf der Heraklessage vermutet; nur darin irrt er, dass er in der schilderung jenes kampfes gewitterzüge sehen will: für Homer ist Xanthos nichts als ein flussgott, der einzige stellvertreter, durch den ihm (nach mafsgabe der örtlichen verhältnisse) seine theologie gestattete den märchendrachen zu ersetzen, und wenn Hephäst dem Achill hilfe bringt, so tut er das nicht weil sein element dem des angeblichen blitzheros verwandt, sondern dem des stromgottes feindlich ist. dass der ältere drachenkampf selbst nach dem muster des gewittermythus sei dargestellt gewesen, können wir nach dem oben (s. 72) gesagten ganz wol zugeben; nur dürfen wir uns nicht verführen lassen, die ganze sage für einen mythus erster ordnung zu halten.

Zu zeigen, wie unter festhaltung des motivs vom drachenkampf die alte nordachäische Trojasage sich zu der Iliassage umwandelte und erweiterte, wäre eine der wichtigsten aufgaben; wenn wir darauf verzichten, andeutungen über die lösung zu geben, so bestimmt uns hauptsächlich die erwägung, dass methodische grundsätze, die aus erfahrungen an minder verwickelten objecten abgezogen sind, der verkennung preisgegeben wären, wenn sie ohne den vorhergehenden beweis ihres guten rechtes gerade bei einem so complicierten fall ganz unvermittelt in anwendung kämen. dürfen wir jedoch den ausgangspunct jener entwickelung, den drachenkampf, als gegeben annehmen, so folgt daraus, dass schon der thessalische Achill ein drachenkämpfer

[1] der name *Ξάνθος*, eine koseform, wird für *Ξάνθιππος* stehen, 'der mit den schimmernden wogen', auf welche auch das rossopfer deutet, das ihm dargebracht wird (vgl. Mannhardt, Myth. Forsch. s. 163). auch in der sage von Acheloos und Deianira übernimmt ein flussgott die rolle des drachen, der ganz gewis kein gewitterdrache ist.

muss gewesen sein, eine lieblingsfigur der thessalischen Achäer (vielleicht weil er durch den anklang seines namens an den des volkes sich zum stammesheros zu eignen schien) und als solche tauglich zum träger einer nordachäischen Trojasage. wenn nun, wie Mannhardt gezeigt hat, sein vater Peleus gleichfalls ein drachenkämpfer ist, so drängt sich der gedanke auf, Peleus habe nur das thessalische erbe Achills angetreten, als dieser nach der Troas auswanderte, er sei der thessalische Achill selbst, aber zum vater des trojanischen gemacht, um den zusammenhang der neuen heimat mit dem mutterlande aufrecht zu erhalten, die Peleussage sei in den hauptzügen nichts als die ursprüngliche Achillsage, und wer den mythischen gehalt der letzteren ergründen wolle, müsse sich auf die deutung der ersteren beschränken. auch wer die selbständigkeit und ursprünglichkeit der Peleusfabel nicht aufgeben will, müste wenigstens zugestehn, der anlass zur verknüpfung der Peleus- und Achillsage sei die sachliche verwandtschaft der beiden drachenkämpfer gewesen. ebenso, wer mit Mannhardt in Achill nur eine steigernde nachbildung des Peleus erblickt, kommt über eine verknüpfung zweier mythen nicht hinweg. sonach würde die Thetisfabel zu beseitigen sein, weil ihr nur die bedeutung zukäme, die geschichten des vaters und des sohnes in echt sagenhafter weise zu vereinigen. bei besprechung von Mannhardts Mythologischen forschungen (Gött. gel. anz. 1885 s. 632 ff) habe ich zu zeigen versucht dass ursprünglich Thetis den knaben nicht ins feuer hielt, sondern ihn vielmehr demselben entriss; so entreifst in der parallelen Meleagersage Althäa das scheit, woran ihres kindes leben geknüpft ist, den flammen. wie der gelöschte und wider entflammte feuerbrand das heldenleben des Meleager umschliefst, so fällt das des Achill in die zwischenzeit zwischen seine zweimalige bewahrung vor den flammen: erst reifst ihn Thetis aus dem feuer, worein ihn Peleus hielt, dann entführt sie ihn aus dem scheiterhaufen nach Leuke — der zu grunde liegende sagentypus würde verlangen, dass sie ihn gleich damals mit sich in ihr wasserreich genommen hätte, damit aber wäre ja seine heroenlaufbahn unmöglich gewesen. sie begnügt sich also, das kind zu retten, und lässt es auf erden; die ursprünglich mit der rettung verknüpfte entführung wird erst, als der scheiterhaufen brennt, nachgeholt. dass aus dieser durch sagenvergleichung erschlossenen und durch die Meleagerfabel bestätigten form der sage die uns bekannte gestaltung erwuchs, beruht, wie aao. gleichfalls erörtert ist, auf einführung des Demophonmotivs, wonach ein sterbliches kind durch eine göttliche frau ins feuer gehalten wird; ermöglicht war das dadurch, dass auch hier ein kind im feuer vorkommt, die veranlassung aber war vielleicht, dass so die unverwundbarkeit sich motivieren liefs, welche nach dem zeugnis der Siegfriedsage und des litauischen märchens der figur des drachen-

töters zu gebüren scheint (vgl. Mannhardt, FWK 2, 54 anm. 2). wie sich auf grund dieser jüngeren gestalt eine annäherung an die Pelopidensage vollzog, ist weiter oben (s. 74) erwähnt. die ältere gestalt aber, deren gegenstück in der Meleagersage vorliegt, gibt uns nicht etwa die kindheitsgeschichte des thessalischen Achill, sondern die des troischen; nur für den letzteren passt der meleagrisch frühe tod, dessen bedeutung wol darin zu suchen ist, dass in der gemeinsamen Trojasage ein punct gesetzt werden sollte, bis zu welchem der nordachäische anteil reiche, nur ihm zu liebe kann die sage von der wasserfrau, die sammt ihrem kinde aus dem hause des sterblichen gatten verschwindet, in der angedeuteten weise dem epischen stoff zugebildet worden sein: der thessalische Achill wird vielmehr ganz nach märchenweise das lange leben in würklichkeit gehabt haben, das dem troischen wenigstens zur wahl gestellt ist, und von seiner herkunft wird man nichts weiter gewust haben als dass er das kind eines sterblichen mannes und einer göttlichen frau gewesen sei, von der ihm die kraft zur bezwingung des drachen angeboren war. dass ihn Chiron erzog, ist nur verstärkung des nämlichen gedankens, dass der drachentöter mit übermenschlicher kraft begabt sein müsse, und kann gar wol der thessalischen Achillsage schon angehört haben; was die mythische grundbedeutung des Chiron und der kentauren war, kommt in so fern gar nicht in betracht, als dem zweck dieser erziehungsgeschichte vollkommen genüge getan ist, wenn jene ein in aller körperlichen rüstigkeit geübtes berg- und waldvolk waren.

Fällt also gerade dasjenige stück, welches am ehesten alte, noch nicht trojanische sage zu bewahren schien, die Thetisfabel, als eine spätere zudichtung weg, so beschränkt sich, was wir vom thessalischen Achill wissen können, darauf, dass er ein drachentöter war, und es ist ganz gleichgiltig, ob wir uns seinen mythus nach dem des troischen Herakles-Achill (oben s. 76 f) oder nach dem des Peleus, Perseus, Tristan oder Siegfried zurechtlegen: der kern der drachensagen ist überall derselbe. eine episode bleibt noch übrig, der aufenthalt Achills auf Skyros. schon früher ist erwähnt worden dass M. die skyrische Deidamia mit Briseis-Hippodamia gleichzusetzen geneigt ist; von Briseis haben wir oben gesprochen, und es handelt sich nur noch darum, zu zeigen dass Deidamia selbst nicht zur thessalischen Achillsage gehören könne. wir stofsen hier auf märchenzüge, die mit dem mythus vom drachentöter gar nichts zu schaffen haben. um die neun vor der Ilias liegenden kriegsjahre auszufüllen, griff man zu mancherlei erfindungen; eine derselben führte den Achill nach Skyros. nachdem einmal diese insel station bildete im leben des helden, würkte die Chironsage herüber, und es entstand ein neues stück erziehungsgeschichte, die ihren abschluss in der scene findet, wie der in mädchenkleider gesteckte und mit mädchen erzogene jüng-

ling sich dadurch verrät, dass er unter den vorgelegten geschenken die weibischen verschmäht und die kriegerischen erwählt. dieser scene durchaus verwandt ist was uns die Sabalegende (vgl. Zs. 27, 1—33) erzählt. Salomo erkennt das geschlecht gleich gekleideter kinder an der weibischen oder männischen art, wie sie sich des dargebotenen waschwassers bedienen; dies ist die ältest bezeugte version (aao. s. 18), nach einer anderen handelt es sich darum, zu prüfen, ob die unterscheidende kleidung auch würklich dem unterschied der geschlechter entspreche, in einer dritten, vielleicht nur zufällig spät bezeugten, ist die aufgabe, echte blumen neben teuschend nachgemachten zu erkennen, und sie wird mit hilfe der beobachtung gelöst, dass nur auf den einen der beiden sträufse sich bienen niederlassen. es ist eine häufig begegnende märchensituation, dass ein junger mensch im hause eines dämons, heimlich unterstützt von dessen tochter, schwierige arbeiten vollbringt und schliefslich die aufgabe erhält, eben diese tochter unter den gleich gekleideten und gleich gestalteten schwestern herauszufinden, und es schliefst sich nicht selten eine gemeinsame flucht des jungen pares an, wobei das zauberkundige mädchen durch allerhand verwandlungen den verfolger teuscht; die unterscheidung der einen unter vielen gleichen wird entweder dadurch ermöglicht, dass die beiden zuvor irgend ein unscheinbares erkennungszeichen verabreden, oder auch dass eine dankbare fliege oder biene behilflich ist, indem sie sich auf die gesuchte setzt (zb. KHM nr 62; Germ. 11, 400; Cosquin, Contes populaires de Lorraine 2, 352 nr 3, vgl. 362 nr 32). eine andere auffassung dieser verhältnisse führt dahin, dass der junge mensch selber die verwandlungskunst erlernt; der meister gibt ihn nach vollendung der lehrzeit nur unter der bedingung heraus, dass der vater, der ihn abzuholen kam, ihn unter lauter gleichen herausfinde; es folgt dann eine merkwürdige umbildung der verfolgungsgeschichte: der zauberlehrling verwandelt sich in allerhand tiere, die sein vater zu geld macht, entwischt aber den käufern und kehrt immer wider in eigener gestalt zu seinem vater zurück, aber seinen alten lehrmeister kann er doch nicht irre führen, als ihn dieser einmal durch kauf in seine gewalt bringt, und es hebt nun eine förmliche jagd von verwandlungen des schülers und des meisters an, die gewöhnlich mit dem sieg des ersteren und seiner heirat mit einer königstochter endet. eine mittelstellung zwischen dieser und der vorigen form nimmt Hahn nr 68 ein, ein märchen, das den übergang von der ersten zur zweiten wenn nicht würklich darstellt, so doch veranschaulichen kann. hatte es sich dort um ausfindung einer jungfrau gehandelt, so hier eines jünglings; beide formen stehen sich so nahe, dass man nicht nötig hat, mit Benfey (Pantsch. 1, 411) den ursprung des 'zauberlehrlings' in den wettkämpfen indischer heiliger zu suchen. combinieren wir beide formen, so lässt sich die situation gewinnen, dass ein ab-

holender vater den sohn unter mädchen herausfinden soll — ganz die scene auf Skyros, nur dass nicht der vater des Achill, sondern die Achäerfürsten den jüngling abzuholen kommen. in den Sabarätseln ist die aufgabe dahin umgewandelt, dass mehrere jünglinge von mädchen unterschieden werden sollen; aber die verwandtschaft mit der Achillscene ist so augenscheinlich, dass man zu dem schlusse kommt, diese habe mit den Sabarätseln einerlei ursprung, es müsse eine erzählung gegeben haben, worin das wundermäfsige jener märchen, die hilfreiche dankbare biene udgl. sowie das kindlich intrikante der heimlichen abrede beseitigt war und das hauptaugenmerk darauf gieng, dass die erkennung durch menschlichen scharfsinn[1] herbeigeführt werde (beobachtung des bienenfluges, veranstaltung der waschung in den rätseln, vorlage von geschenken auf Skyros). dass diese erzählung in Arabien und Persien bekannt war, erhellt daraus, dass das waschwassermotiv auf dortige landessitte bezug nimmt (Zs. 27, 19, vgl. mit s. 11); dass die Griechen sie längst besafsen, lehrt die Skyrosepisode. und selbst eine spur des zauberlehrlings auf griechischem boden, speciell in Thessalien, ist vorhanden: die thessalische sage von Erysichthon, dessen tochter sich in manigfaltige gestalten wandelt und sich von ihrem vater verkaufen lässt, aber immer wider zu ihm zurückkehrt, beruht doch augenscheinlich auf nachbildung des zauberlehrlings. unter diesen umständen werden wir getrost annehmen dürfen dass bei der erfindung der fabel vom aufenthalt des Achill bei Lykomedes der zauberlehrling vorgeschwebt habe; und wenn es heifst, er sei zu Lykomedes gebracht worden, damit er dem geweissagten frühen tod entgehe, so ist zu beachten dass dieser häufige märchenzug von kindern, die vor ihrem geschick versteckt werden, gerade auch in der vorhin erwähnten neugriechischen fassung des zauberlehrlings (Hahn nr 68) begegnet.

Die sage von Achill unter den mädchen ist jünger als die andere, dass er Deidamia, die tochter des Lykomedes, geheiratet habe. man sieht nicht ein, wie die eine mit der anderen zusammenhieng; denn die angaben über diese ältere sage sind zu kurz und widersprechen einander. gesetzt aber, die Deidamiasage habe sich zu der späteren verhalten ähnlich wie das märchen von der riesentochter zu dem vom zauberlehrling, so würden wir verstehen, wie sich diese aus jener hervorbilden konnte. dann also wäre Deidamia ursprünglich eine prinzessin, welche dem Achill bei vollbringung schwieriger aufgaben hilft und schliefslich ihn zum mann erhält, weil er sie unter den gleichen schwestern herausfindet. eine den geliebten unterstützende prinzessin ist aber

[1] ähnliche weisheitsproben in der wichtigen märchengruppe von der klugen dirne, wobei es sich darum handelt, zwei völlig gleiche stuten, mutter und tochter, zu unterscheiden oder ein schlangenweibchen vom männchen udgl., übergehen wir.

auch Medea, und so würde sich doch noch nachträglich die möglichkeit auftun, Deidamia und Briseis zusammenzubringen. ehe nämlich die gefahrvolle expedition, welche wir s. 75 als grundlage der Briseisfabel vermutet haben, die dort bezeichnete anähnlichung an die Pelopidensage erfuhr, könnte sie erzählt worden sein als abenteuer bei Lykomedes und seiner tochter Medea (d. i. Medokaste oder dgl.), und die zwei namen würden gut zu einander passen. als später die umbildung eintrat, blieb die ältere form noch in der mündlichen sage und nahm sogar den namen Deidamia auf, als nachahmung von Hippodamia (so wechselt auch in der Pirithoussage Hippodamia und Deidamia), und man versuchte eine neue eingliederung in die geschichte des Achilleus, indem man den übergang zu der zauberlehrlingscene machte. von einem beweise freilich kann keine rede sein, nur die möglichkeit sollte veranschaulicht werden, den von M. vermuteten zusammenhang zwischen Briseis und Deidamia ohne die voraussetzung zu erklären, dass Briseis eine thessalische nymphe sei.

Was wir zeigen wollten, ist, dass das erste reagens, welches bei einer sagenuntersuchung in anwendung zu kommen habe, nicht der mythus, nicht irgend eine problematische analogie eines naturvorgangs sei, sondern widerum die sage, dass die mythendeutung sich ihr präparat von der sagenvergleichung müsse zurichten lassen. der thessalische Achill, den diese uns liefert, sieht ganz anders aus, als der, den M. zu deuten unternimmt. eine isolierte sage ist kein deutungsobject; erst im zusammenhalt mit verwandten erzählungen lässt sich erkennen, ob und in welchem grade ein alter mythischer kern umbildungen rein poetischer art möge erfahren haben. M. nimmt Thetis und Peleus, wie er sie findet; ebenso nimmt er Pururavas und Urvaçi, wie er sie findet, und doch ist längst gezeigt dass ihre geschichte nur eine eigentümliche gestaltung des motivs der Eros- und Psychegruppe ist. soll sie einen blitzmythus vorstellen, so muss die ganze gruppe gleichfalls einen enthalten; ebenso gilt es nicht eine deutung von Thetis und Peleus, sondern der gruppe, welcher ihre fabel angehört. dass in beiden fällen die mythische grundlage etwas mit blitz und gewitter zu tun habe, wird von einer erneuten untersuchung abhängen. die existenz von blitzmythen fällt mir nicht ein zu läugnen; wenn sich aus dem von M. mit gelehrsamkeit und scharfsinn beigebrachten und verarbeiteten material der beweis dafür nicht liefern lässt, dann lässt er sich nimmermehr liefern. aber das läugne ich, dass die vorarbeiten schon getan seien, welche nötig sind, um den mythus von Achill mit sicherheit zu deuten. man erwarte nicht im rahmen einer kurzen recension die begründung einer eigenen ansicht; nur ein allgemeines wort über meteorische mythen sei gesagt. nicht bloſs der dichter lässt den sturm zu leidenschaften wüten, das

abendrot im ernsten sinne glühn: auch die prosaischste darstellung einer menschlichen begebenheit greift unwillkürlich nach meteorischen bildern; wie viel mehr die sage, und vollends wenn sie übermenschliche gestalten auftreten lässt, die mit einer seite ihres wesens dem reich der luft angehören. es ist die natürliche kehrseite davon, dass wettervorgänge mythisch als menschenmäfsige begebenheiten aufgefasst werden: Somadeva vergleicht eine donnernde und blitzende wolke einem brüllenden und zungenbleckenden Rakschasakopfe mit demselben rechte, wie anderwärts ein Rakschasa unter dem bild eines finstern gewölkes vorgestellt wird. so wenig aber das märchen mit dem Rakschasakopfe deshalb ein gewittermärchen ist, weil ein gewitter darin vorkommt, so wenig stecken gewittermythen hinter heroensagen, weil sich gewitterzüge daran aufzeigen lassen. und wie leicht ist teuschung möglich beim aufspüren solcher züge: die wolkenfrau, die blitzgeburt, das regenbad, die wolkenhöhle, die wolkenburg, anrücken, kampf und abzug der wolkenheere und all dergleichen bilden einen solchen vorrat von häuslichen und kriegerischen vorstellungen, dass es mit seiner hilfe nicht eben schwer fallen dürfte, in parodistischem sinne den lebenslauf irgend eines geschichtlichen helden, der nicht einmal gleich jenem Ptolemaios den namen Keraunos zu führen brauchte, in einen gewittermythus zu verflüchtigen. mythen vollends, die erst durch verwickelte kritische operationen gewonnen werden müssen, sollten von rechts wegen, so reizvoll das mythologische rätsel des epos sein mag, die letzte aufgabe sein, an welche die mythendeutung sich wagen dürfte. die bisherige mythendeutung verfuhr dogmatisch, sofern sie von der voraussetzung ausgieng, die mythen enthielten einen sinn, den die physik nur mit anderen worten ausdrücke; die ausführbarkeit der deutung muste den beweis für die richtigkeit abgeben, die möglichkeit für die notwendigkeit. soll die mythologie es zum rang einer würklichen wissenschaft bringen, so muss sie vor allen dingen kritisch werden, kritisch nicht im philologisch-technischen sinn, denn sorgfältige einzeluntersuchungen zu führen hat sie längst gelernt, sondern im philosophischen: sie muss die rechtmäfsigkeit ihrer grundlagen prüfen. hatte sie bisher geglaubt, die art der mythenbildung, die sich in den Veden belauschen lässt, sei die einzige, so wird sie vielleicht in den kinder- und spinnstuben anderer ansicht werden und in der schule der rockenphilosophie neue gesichtspuncte gewinnen. entschliefst sie sich, den blick von den entfesselten elementen wegzuwenden auf die freilich sehr unscheinbaren elemente der volksüberlieferung, so lernt sie sehen dass die zunge im Rakschasakopfe keineswegs immer der blitz ist, glaubt nicht mehr den sturmwind zu vernehmen, wo blofs ein stilles, sanftes sausen weht, und hört auf, die nacht, worin der bräutigam kommt wie ein dieb, mit dem dunkel der wetterschlacht zu verwechseln.

Im ganzen und grofsen scheint die methode des buches lediglich eine anwendung der von Müllenhoff aufgestellten und noch in seiner letzten abhandlung über den halsbandmythus befolgten grundsätze. wer mit Müllenhoff des glaubens lebt, unter der deutschen heldensage liege ein verschütteter germanischer götterhimmel, muss freilich stutzig werden, wenn er hier im analogen falle etwas so ganz anderes zum vorschein kommen sieht als die uns sonst bekannte griechische götterwelt. allein völlig deckt sich das verfahren des lehrers doch nicht mit dem seines schülers. es ist offenbar nicht dasselbe, ob ich annehme, ein göttermythus sei später auf menschen übertragen worden, oder ob ich eine erzählung, die auf dem gegensatz eines menschlichen helden zu übermenschlichen wesen beruht, durch streichung dieses gegensatzes erst in einen göttermythus verwandle. jenes (wozu auch der fall gehört, dass in einem mythus der zweiten ordnung die mithandelnden dämonen oder götter zu menschen herabsinken) bedeutet, die sage habe practisch denselben weg eingeschlagen, wie theoretisch Euhemeros und Diodor; der Baldermythus bei Saxo ist schwerlich erst oder ausschliefslich durch seinen aufzeichner euhemeristisch gefasst worden. das andere besagt, der göttermythus sei statt mit beiden füfsen nur mit einem in die menschenwelt herübergetreten; und dafür gibt es keine analogie. nur gegen das letztere wenden sich die ausstellungen, die wir an dem mythologischen teil des werkes zu machen hatten. dieselben sind, wenn auch der natur der sache nach an griechischen beispielen dargelegt, durchaus principieller art; blofs unter diesem gesichtspunct waren wir berechtigt, das buch hier zu besprechen, allem anderen müssen wir vorübergehen. wenn wir zu einer der glanzpartien des werkes, dem kentaurencapitel, die erinnerung machen, dass es nur die meteorische seite der kentauren behandelt, so geschieht das, weil wir der meinung vorbauen möchten, als liege im meteorischen der eigentliche kern dieser hellenischen wildleute; die ausführung selbst ist vorzüglich und überzeugend, wie überhaupt die ganze mit sichtlicher liebe gepflegte arbeit genug des trefflichen und eine fülle von belehrung enthält, die dem verf. den dank aller fachgenossen sichern wird. die kleinere volksausgabe verdient nicht nur lob wegen ihrer glücklichen darstellung, sondern ist namentlich willkommen zu heifsen als ein aussichtsvoller versuch, das gröfsere publicum von dem geschmack an wertlosen compilationen zu entwöhnen.

München, april 1887. LUDWIG LAISTNER.



Die lateinischen osterfeiern. untersuchungen über den ursprung und die entwickelung der liturgisch-dramatischen auferstehungsfeier mit zugrundelegung eines umfangreichen, neuaufgefundenen quellenmaterials von dr Carl Lange, oberlehrer am realgymnasium zu Halberstadt. München, Ernst Stahl sen., 1887. iv und 171 ss. 8°. — 3,20 m.

Diese schrift ist eine frucht langjähriger bemühung. eine anzahl lateinischer osterfeiern hatte der verfasser bereits im osterprogramme 1881 der realschule i o. zu Halberstadt veröffentlicht, dann in der Zs. und an anderen orten verschiedene stücke drucken lassen, jetzt legt er eine sammlung von 224 nummern vor: 159 aus Deutschland, 52 aus Frankreich, 7 aus Italien, 3 aus Holland, 2 aus Spanien, 1 aus England. beim ersten anblick verblüfft diese zahl, doch bemerkt man bei genauerer durchsicht des verzeichnisses s. 3 ff, dass selbst sie wahrscheinlich nur einen teil des noch vorhandenen bestandes darstellt; besonders, meine ich, müsten österreichische klöster manche weitere ausbeute gewähren. jedesfalls aber hat Lange die vorher bekannten lateinischen osterfeiern um nahe zweihundert vermehrt und es dadurch erst ermöglicht, einsicht in die entwickelung dieses zweiges kirchlicher poesie im mittelalter zu gewinnen. ja, um es nur gleich zu sagen, ich glaube nicht, dass an den hauptergebnissen der schrift L.s sich etwas wesentliches änderte, wenn auch noch eine gröſsere reihe solcher denkmäler bekannt würde. diese ergebnisse sind ungefähr folgende:

In der liturgie des ostermorgens hefanden sich schon sehr früh vier sätze, welche auf grundlage des festevangeliums die auferstehung des herrn verkündigten. sie lauteten: 1. *Quem queritis in sepulchro, o christicole?* 2. *Jhesum Nazarenum crucifixum, o celicole.* 3. *Non est hic, surrexit sicut praedixerat, ite, nuntiate quia surrexit.* 4. *Surrexit* mit verschiedenen beisätzen. ursprünglich von denjenigen recitiert, welchen auch die übrigen antiphonen der feier zugewiesen waren, sind diese sätze dann, ihrem inhalte entsprechend, durch zwei gruppen von sängern vorgetragen worden. der einfache act dieser verteilung bildete den kern aller späteren gestaltungen. zunächst wurde den sätzen durch die ceremonialanweisungen die voraussetzung von ort und zeit beigegeben, der gesang als mittelpunct einer handlung, des ganges der frauen zum grabe, aufgefasst. diese grundlage war der erweiterung ungemein fähig. nach belieben konnten dem alten wechselgespräch andere sätze des osterrituales, neubildungen, stücke von sequenzen und hymnen vorne oder rückwärts angeschoben werden, die den weg zum grabe, die rückkehr davon, belebten. unter den zusätzen sind die stücke der sequenz *Victimae paschali* die wichtigsten, sie treten in ganzen groſsen gruppen von feiern regelmäſsig auf und erscheinen auch bei ihrer weiteren fortbildung. denn alle diese verschiedenen ausschmückungen der vier sätze machen nur eine, die erste

entwickelungsstufe aus, welche die meisten denkmäler zählt, 108, überall gleichmäfsig verbreitet gewesen ist und sich am längsten erhalten hat; vom 10 jahrhundert ab nachweisbar, ist sie noch aus dem 18 belegt.

Die zweite stufe findet sich nur in Deutschland bezeugt, trotzdem aus Frankreich 52 osterfeiern nachgewiesen werden können, sie zählt 98 stücke. sie ist dadurch entstanden, dass der grabesscene eine andere, der wettlauf der apostel Petrus und Johannes nach dem grabe, hinzugefügt wurde. auch sie ist durch alle arten von zusätzen sehr manigfach erweitert worden, im allgemeinen aber weisen die stücke dieser, territorial beschränkten, gruppe weniger starke differenzen unter einander auf als die zur ersten gehörigen. vom 12—16 jh. bezeugt, scheint diese stufe vornehmlich während des 13—15 jhs. beliebt gewesen zu sein.

Für die dritte stufe ist eine neue scene characteristisch, welche darstellt, wie der herr Maria Magdalenen erscheint und mit ihr spricht. die 18 nummern dieser gruppe weichen ziemlich von einander ab, haben sogar nicht einmal alle die apostelscene, sind meistens von ansehnlichem umfang und sondern sich wider in untergruppen. das ist übrigens auch bei der ersten und zweiten stufe hie und da der fall, der mächtige einfluss einer bischöflichen kirche oder eines grofsen klosters scheint dafür den mittelpunct abgegeben zu haben.

Weder ort noch zeit des ursprunges der ältesten osterfeiern lässt sich feststellen, auch können die übereinstimmungen zwischen einzelnen stücken nur selten auf vorlagen oder entlehnung zurückgeführt werden. das ritual, die kirchlichen gesänge waren eben jedermann zugänglich und die manigfachsten spielarten mochten sich aus diesem vorrate bilden, ohne dass man immer geschichtliche zusammenhänge aufzuweisen vermöchte (vgl. Anz. VI 303 ff).

Zu diesen wichtigen resultaten ist der verfasser gelangt, indem er die gesammelten osterfeiern unter einander verglichen und dann zu einander geordnet hat. in der auf diese weise zu stande gebrachten reihe hat er sie auch in seinem buche abgedruckt, und zwar so, dass er nah verwandte und zusammengehörige stücke in zwei columnen neben einander gegeben hat; solche stücke, die mit den gedruckten fast identisch waren, sind nur angemerkt worden. den kleinen gruppen, bisweilen einzelnen stücken, folgen characteristiken, nach jeder stufe wird die entwickelung innerhalb derselben besprochen, das gewonnene am schluss zusammengefasst. so bietet die schrift nicht das bild einer fortlaufenden untersuchung, dafür aber wird das gesammte material vor dem leser ausgebreitet, und indem dieser stück für stück bequem durchnimmt, drängen sich ihm von selbst die folgerungen auf, welche der verfasser dann darlegt.

Kritischen bemerkungen gestattet dieses verfahren wenig raum. ich halte mich für überzeugt, dass die abdrücke genau

sind und bringe daher nur etliche bedenken vor. warum sind die zeilen der einzelnen stücke nicht, wie es üblich ist, von 5 zu 5 gezählt worden? wahrscheinlich hätte das die einrichtung des zweispaltigen druckes etwas erschwert. vielleicht wäre ich einige male an stelle des herausgebers von der überlieferung abgegangen. graphische unregelmäſsigkeiten, die meist auf schreibfehler hinauslaufen, waren vielleicht bei dieser publication zu beseitigen. so zb. hätte ich SBlasien z. 1 (s. 30) *sumentes* geschrieben; Eichstätt I z. 18 (s. 41) *elevamini*; Würzburg II z. 25 (s. 54) *incipiant*; Le Mans z. 14 (s. 66) *osculato*; Rheinau II z. 22 (s. 68) *vivus*; SGallen VI z. 21 (s. 69) *angulos*, z. 35 *diacono*, 44. 45 *mir* beibehalten; Augsburg VII z. 18 (s. 91) *cantent*; Harlem z. 58 (s. 95) *elevet*; Mons SMichel z. 46 (s. 159) *prosternat*; Coutances z. 51 (s. 159) *dispareat*. warum hat der verf. immer St. Emmeran geschrieben? s. 42 ist *Attollite portas* nicht aus dem 24 psalm, sondern = 23, 7. — das sind aber alles nur kleinigkeiten, und es ist auch in dieser beziehung, besonders gegenüber der groben unsorgfalt des letzten herausgebers lateinischer osterfeiern (vgl. s. 160 ff) bei L. ein erheblicher fortschritt anzuerkennen.

Wenn ich jetzt noch einige bemerkungen hinzufüge, so will ich damit an der schrift selbst nichts ausstellen, vielmehr nur bezeichnen, dass, wie überall so auch hier, dieselbe aufgabe von verschiedenen arbeitern verschiedenartig aufgefasst wird. so scheint mir, dass der verf. noch mehrere stücke hätte fortlassen und nur in einer note erwähnen können, weil sie mit den nebenstehenden gedruckten ganz zusammenfallen. das verhält sich so bei Dieſsen und Salzburg I s. 99 ff, Prag IV und V s. 122 ff, Prag XIV und XV s. 148 ff, und wol noch bei einigen andern. die provenienz der einzelnen zusätze wird doch einmal genau nachgewiesen werden müssen. das meiste ist ja ganz bekannt, aber auch das bekannte sollte fixiert werden. mit dem dazu erforderlichen studium der rituale könnte zweckmäſsig eine durchforschung der ritualanweisungen, wie sie während des mittelalters in vielen werken zusammengestellt wurden, verbunden werden. im zusammenhange mit einer genauen betrachtung der anweisungen, welche in den osterfeiern den recitativen beigefügt sind und die personen betreffen, aber auch kleidung, ordnung des gehens (der musik nicht zu vergessen) usw. lieſse sich, denke ich, zum mindesten ein lebendiges bild von dem ganzen ceremoniell gewinnen, und vielleicht ergäbe sich daraus auch etwas für die verknüpfung der einzelnen stücke und gruppen. dasselbe erwarte ich von einer durchmusterung der vielen, so verschiedenen zusätze. möglicher weise könnte es die sache auch fördern, wenn man es mit tabellen versuchte: jeder recitierte satz (auch fragmente von sequenzen und hymnen) bekäme einen buchstaben, jedes stück einen zettel, auf dem seine zusammensetzung aus den buchstaben

verzeichnet wäre; ferner würden auf besonderen zetteln unter jedem sätzchen die nummern notiert, in denen sie vorkommen. aus der vergleichung dieser zettel, meine ich, möchte etwa eine genauere sonderung der stücke in gruppen und der nachweis von verbindungen und übergängen resultieren. freilich würde dazu noch, was wir auch bei anderen arbeiten vermissen, eine genauere kenntnis des verkehres zwischen den hauptstätten geistlicher bildung und autorität im mittelalter gehören, als sie uns jetzt möglich ist.

Der leser sieht, dass ich die beschäftigung mit den lateinischen osterfeiern durch das vorliegende buch noch nicht für abgeschlossen halte. das darf aber den dank nicht verringern, welcher dem verf. für seine nützliche und wertvolle schrift im vollen mafse gebührt: mag eine spätere forschung einzelheiten feiner und genauer herausbringen, herrn L. bleibt jedesfalls das nicht geringe verdienst, dafür die dauernde grundlage durch seine mühevolle und sorgsame arbeit geschaffen zu haben.

Graz 21. 8. 87. ANTON E. SCHÖNBACH.

LITTERATURNOTIZEN.

Beiträge zur geschichte der deutschen litteratur und des geistigen lebens in Österreich. herausgegeben von JMinor, ASauer, RMWerner. Wien, Carl Konegen. III heft. FRANZ SPENGLER, Wolfgang Schmeltzl. zur geschichte der deutschen litteratur im XVI jh. 1883. IX und 97 ss. gr. 8⁰. 3 m. — IV heft. JOHANNES MEISSNER, Die englischen comödianten zur zeit Shakespeares in Österreich. 1884. IX und 198 ss. gr. 8⁰. 5 m. — die anzeige dieses sammelwerkes erfolgt spät, weil sich ref. mit der hoffnung trug, das versprochene erste heft werde alsbald erscheinen, und um so mehr darauf zu warten gedachte, als es dem verf. und dem stoffe nach der sammlung zur empfehlung dienen dürfte. nachdem darüber drei jahre verflossen, scheint es fast zu spät, der erschienenen hefte hier noch zu gedenken. das dritte und vierte heft — über das zweite ist Anz. XIII 259 ff berichtet — sind durch eigenen wert schon verbreitet. Spengler gibt die im vorworte zu seiner ausgabe von Schmeltzls Samuel und Saul (Wiener neudrucke 5) angekündigte biographie des sog. Wiener Hans Sachs. vorsichtig stellt er, mit heranziehung neuer urkunden, das dürftige zusammen, was über den lebenslauf des musikers und schulmeisters zu erschliefsen ist. er untersucht die entstehungszeit seiner dramen und bespricht danach, frei von aller überschätzung, seine sämmtlichen werke, indem er ihre quellen nachweist, ihren inhalt und ihre disposition erörtert. besonders gelungen ist die betrachtung der abhängigkeit des Schmeltzlschen Verlorenen sohnes

von Binders Acolast: die art der abänderungen wird sachlich und sprachlich klargelegt. der verf. stellt ein steigen und sinken der dramatischen kunst des dichters auf, worüber der leser trotz den eingeflochtenen proben kaum ein eigenes urteil gewinnen kann, zumal ihm nicht durchaus die stilistischen merkmale mitgeteilt werden. zum schlusse werden Schmeltzls zeitgedichte behandelt und auch an ihnen gezeigt, wie der dichter beschreibung in handlung umsetzt. Schmeltzls erscheinung ist für die litteraturgeschichte um so interessanter, als er allein die volkstümliche schuldramatik vertritt. S. hat ihm seinen platz richtig angewiesen und mit seiner arbeit der geschichte des deutschen dramas einen vorzüglichen dienst geleistet. dasselbe urteil gilt für Meifsners untersuchung. mit gröstem sammelfleifs hat M. zerstreute urkunden und nachrichten über englische comödianten in Österreich zusammengetragen, von denen die gehaltreichste der köstliche brief der erzherzogin Magdalene über deren Grazer aufführungen im fasching 1608 ist. M.s ergebnisse reichen über die gränzen Österreichs weit hinaus. er verfolgt die einzelnen englischen truppen in Deutschland und begleitet sie auf ihren wanderzügen, die eben bis nach Prag und Graz führen. an den mitteilungen Schlagers über diese schaustellungen, welche für Devrients Schauspielkunst mafsgebend waren, übt er eine vernichtende kritik, die wol nur einmal übers ziel hinausschiefst. er verfährt dabei etwas umständlich, wie überhaupt die darstellung nicht abgeklärt ist sondern überall noch mitten in der freude des suchens und findens steht. vor allem wertvoll ist die erweiterung der kenntnis des repertoires der wandernden Engländer. zum schlusse bespricht der verf. den schon in kurzem auszuge bekannten Braunschweigischen Tugend und liebesstreit von 1677, der aus verschiedenen Shakespeareschen motiven zusammengesetzt ist, und teilt aus einem ms. der Wiener hofbibliothek eine unbekannte comödie des Juden von Venedig mit, welche sich mit Shakespeares Kaufmann von Venedig berührt und wenn auch erst um 1689 aufgezeichnet doch wahrscheinlich im anfange des 17 jhs. entstanden ist. man wird nicht allen folgerungen des verf.s blinden glauben schenken dürfen, der eifer verlockt ihn zuweilen zu kühnen schlüssen und behauptungen; aber auch ohne diese ist seine untersuchung inhalts- und ergebnisreich genug. — den Beiträgen kann man nur mehr solcher arbeiten wie dies 3 und 4 heft wünschen.

B. Seuffert.

Frankfurter neuphilologische beiträge. festschrift der neuphilologischen section des freien deutschen hochstifts zur begrüfsung des zweiten allgemeinen deutschen neuphilologentages am 31 mai und 1 juni 1887. Frankfurt a/M., Mahlau & Waldschmidt, 1887. xii und 136 ss. 8°. — in dieser festschrift, die im übrigen romanistische und einen pädagogischen aufsatz enthält, stehen s. 45 bis 70 briefe mitgeteilt durch EStengel, auf welche ich hier auf-

merksam machen möchte. die mehrzahl derselben bildet die correspondenz der brüder Grimm mit Frankfurter freunden. Stengel hat sich schon widerholt um das andenken des brüderpares verdient gemacht: in dem festprogramm unserer universität zur Grimm-feier (13 januar 1885) erschienen von ihm Verhandlungen der philosophischen facultät die doctorpromotion der brüder Grimm betreffend nebst einer reproduction der beiden doctordiplome aus den acten mitgeteilt, und zum hundertjährigen geburtstag WGrimms Private und amtliche beziehungen der brüder Grimm zu Hessen (2 bde, Marburg 1886). der vorliegende briefwechsel mit Frankfurter freunden scheidet sich in zwei gruppen: in der ersten ist Jacob absender oder empfänger, die freunde sind der senator Gerhard Thomas und dessen gattin geb. Willemer (beide nur durch stellen aus zwei briefen vertreten, während die briefe Grimms an die beiden gatten verloren zu sein scheinen), ferner der senator Gottfried Scharff, der 1814 als deputierter seiner vaterstadt auf dem Wiener congress Jacobs bekanntschaft gemacht hatte, und endlich dessen sohn GSch., an den nach dem tode des vaters 1855 (1885, wie auf s. 52 steht, ist natürlich druckfehler) Grimm sein condolenzschreiben richtet. die briefe dieser gruppe sind alle vertraulicher natur und zeigen Jacob wider in seiner bekannten liebenswürdigen herzlichkeit. in der zweiten gruppe dagegen, welche die briefe der brüder an Franz Roth enthält, überwiegt das wissenschaftliche interesse. das wort führt meistens Wilhelm Grimm, den gegenstand des gespräches bildet, wie zu erwarten, hauptsächlich Konrad von Würzburg, doch auch andere dinge, besonders das Wörterbuch, werden berührt, und Roth für auszüge zu demselben gewonnen. — aufserdem bringt uns Stengels veröffentlichung noch zwei briefe von Ferdinand Wolf[1] und Emanuel Geibel, die auch der germanist mit vergnügen lesen wird, und s. 52 aus den papieren Gottfried Scharffs einen stammbuchvers von Arndt, welcher in der sammlung seiner gedichte (Berlin 1865) fehlt:

Gut seyn ist mehr als edel seyn
Groszmüthig weniger als gerecht
Grosz vor den Menschen, vor Gott klein
Das giebt den rechten Herrn und Knecht.

Marburg. STOSCH.

Alois Blumauer. litterarhistorische skizze aus dem zeitalter der aufklärung von dr PvHOFMANN-WELLENHOF. Wien, Carl Konegen, 1885. IV und 138 ss. 8⁰. 3 m. — eine sehr fleifsige und zugleich besonnene arbeit! der verf. hat sich durchweg die völlige unbefangenheit des urteils bewahrt und so ein bild der litterarischen

[1] ein verzeichnis der jetzt in Wolfenbüttel aufbewahrten Wolfcorrespondenz teilt Stengel in der Festschrift für den ersten neuphilologentag zu Hannover (= Ausgaben und abhandlungen auf dem gebiete der romanischen philologie LXIII) s. 21 ff mit.

persönlichkeit Blumauers geliefert, in dem licht und schatten gerecht verteilt sind. ja es wird mancher vielleicht finden dass H.-W. in seinem bestreben, um jeden preis den schein einer rettung zu vermeiden, hier und da zu weit gegangen sei und dem tadel gegenüber dem lobe zu breiten spielraum gewähre. ref. ist aber der ansicht, dass der verf. durchaus das richtige getroffen. die einzige Aeneide ausgenommen hat keines von den werken Blumauers den tod seines autors überdauert, trotzdem es an mehrfachen gesammtausgaben nicht gefehlt hat. durchblättert man die bände, so wundert man sich auch nicht darüber: liederlich in der form, platt und roh im inhalt sind die gedichte Blumauers proben eines sehr mittelmäfsigen talentes, das sich zu seinen mustern in der gleichzeitigen litteratur, Bürger und Wieland, etwa so verhält, wie im 17 jh. die deutschen nachahmer zu ihren fremden vorbildern. freilich geht es der mehrzahl der landsleute Blumauers im 18 jh. nicht besser: sie sind matte copien der muster im reich.

Eine ausnahmestellung unter Blumauers dichtungen nehmen aber die rittertragödie Erwine von Steinheim und die travestierte Aeneide ein. von letzterer war dies bekannt, wenn auch H.-W. zum ersten mal in den abschnitten Die travestierte Aeneide (s. 49—71) und Litterarische nachwürkung (s. 86—98) das verhältnis Blumauers zu seinen vorbildern und zu seinen nachahmern erschöpfend klargelegt hat. hinsichtlich der Erwine von Steinheim indes danken wir H.-W. die entdeckung, dass dieses trauerspiel gewisse, für das spätere ritterdrama typische züge zuerst enthält, sodass also eine beeinflussung der gattung durch Blumauers tragödie mindestens sehr wahrscheinlich wird.

So ist das büchlein nicht nur vom standpunct des deutsch-österreichischen localpatriotismus aus ein schätzenswerter beitrag zur geschichte des Josephinischen zeitalters, sondern auch eine wertvolle bereicherung unserer kenntnis der deutschen gesammtlitteratur am ausgang des 18 jhs. BERTHOLD LITZMANN.

Monumenta Germaniae paedagogica, herausgegeben von KARL KEHRBACH. Berlin, AHofmann & cie., 1887. band II: Ratio studiorum et institutiones scholasticae societatis Jesu per Germaniam olim vigentes collectae concinnatae dilucidatae a GMPACHTLER S. J. tomus I. ab anno 1541 ad annum 1599. LIII und 460 ss. gr. 8°. 15 m. — dem Anz. XIII 121 ff besprochenen 1 bande der MGP konnte sehr rasch der zweite folgen. er eröffnet eine reihe von bänden, welche ein umfassendes bild der schultätigkeit des jesuitenordens zu zeichnen bestimmt sind. der plan ist ein dankenswerter und bedeutender, und es steht zu hoffen dass er in wissenschaftlich befriedigender weise zur ausführung gelangen wird. der vorliegende 1 teil enthält im wesentlichen nur urkunden, keine darstellung. was zunächst die auswahl der schriftstücke betrifft, so ist sie, wie der hg. selbst mitteilt, keine voll-

ständige, doch sei nichts wesentliches bei seite gelassen. bei dem ungemeinen reichtum des materials ist dagegen kaum etwas einzuwenden; doch wäre gerade im interesse der vollen glaubwürdigkeit, welche die arbeit des verf.s nach ihrem ganzen character in anspruch nehmen darf, sehr zu wünschen dass P. wenigstens ein vollständiges verzeichnis der ihm bekannten hs.-lichen quellen mit catalogisierender inhaltsangabe liefere. die anordnung des stoffes hat für diesen ersten band ziemliche schwierigkeiten bereitet: die verteilung der urkunden auf die verschiedenen bände geschieht vorwiegend und mit recht nach chronologischen gesichtspuncten; ich bin nun damit einverstanden, dass dieselbe zuweilen von sachlichen einteilungsgründen durchkreuzt wird, dass zb. im 1 bande die beschlüsse der generalcongregationen, ohne rücksicht auf die sonstige zeitliche gränze der documente dieses teiles, ununterbrochen bis auf unsere tage vorgeführt werden. aber das verständnis mehrerer stücke, die wir jetzt bereits kennen lernen, wird erheblich dadurch beeinträchtigt, dass die grundlegende, wichtige Ratio studiorum, die 1586 verfasst, 1599 zum ersten, 1832 zum zweiten mal redigiert wurde, erst im 2 bande gegeben werden soll. allerdings mochte ihr umfang für die ausschliefsung mafsgebend sein. — der inhalt zerfällt in drei abschnitte: der erste bringt die kanonistischen und die in den verordnungen seines stifters (dem Institutum) beruhenden grundlagen der schultätigkeit des ordens. bei dem abdruck der aus dem Institutum ausgehobenen capitel wäre eine genauere angabe wünschenswert gewesen, wie sich die Prager ausgabe, welcher P. folgt, zu den schriftstücken und vorlagen aus früherer zeit, die sie aufnahm, verhält. dem Institutum ist eine gute, fliefsende übersetzung beigegeben, welche hier und da (wie xv 2) erklärende zusätze einfügt (ob s. 53 al. 3 *artes* richtig übersetzt ist? denn im texte sind *artes* und *scientiae naturales* gleichgestellt; vgl. auch xv 2 und s. 66, nr 4). dann folgen die beschlüsse der generalcongregationen, hier besonders wünschte man bereits die Ratio stud. näher zu kennen. der zweite abschnitt vereinigt die von oberen geringeren grades ausgegangenen vorschriften über schul- und erziehungswesen, darunter interessante methodische anweisungen in wünschenswerter ausführlichkeit (zb. über methode des sprachunterrichts und der classischen lectüre s. 163 ff, über schriftliche arbeiten s. 252), anordnungen bezüglich der schulcomödien (s. 274 f. 278. 313) ua. für die geschichte des deutschen sprachunterrichts ist nichts zu gewinnen, vieles hingegen für die der classisch-philologischen studien, deren wichtigkeit oft betont wird. der dritte abschnitt enthält allgemeine verordnungen über collegien, stiftungsurkunden berühmter deutscher collegien, die statuten des Germanico-Hungaricum in Rom, endlich verordnungen über convicte und seminarien. JOSEPH SEEMÜLLER.

GJPfeiffer, Klingers Faust. eine litterarhistorische untersuchung. Würzburger inauguraldiss. Würzburg, druck von AMemminger, 1887. 108 ss. 8⁰. — Klingers zuerst 1791 herausgegebener roman: Fausts leben, taten und höllenfahrt ist nicht aus einem gusse hervorgegangen, sondern er enthält noch mehr als andere seiner werke sehr verschiedenartige bestandteile und bezeugt sehr verschiedene erfahrungen und bestrebungen des verfassers. auch wer diese einsicht aus aufmerksamer lesung des romans bereits gewonnen hat, wird doch überrascht werden von der fülle interessanter nachweise, welche der verf. über die entstehungsgeschichte desselben gibt. es finden sich berührungen mit früheren werken Klingers, sowie nachwürkungen eigener erlebnisse. auf die dämonologie haben nicht nur Milton und Klopstock, sondern auch puppenspiel und volksbücher, daneben aber auch schriften wie Cranz, Gallerie der teufel (1776—77) einfluss gehabt; an manchen stellen sind wider anklänge an die Faustdichtungen Lessings und maler Müllers unverkennbar; ebenso aber auch solche an Goethes Faustfragment, die Pfeiffer mit recht auf bekanntschaft mit der noch ungedruckten dichtung zurückzuführen geneigt ist. auch der Götz von Berlichingen würkt noch nach. dann zeigt sich aber auch deutliche nachahmung Wielands, und selbst an Millers Sigwart erinnern einige stellen. für die historischen teile benutzte Klinger aufser den von ihm selbst citierten quellen namentlich Voltaires Essai sur les moeurs et l'esprit des nations. das studium Voltaires (Candide und Zadig) hat auch auf die philosophische richtung des werkes gewürkt; aber während Voltaire, mehr skeptiker als deist, mit kühnem sprunge über die schneidenden dissonanzen des lebens hinwegsetzte, vermochte der herbere — und gewissenhaftere — Klinger die kluft, die er zwischen ideal und würklichkeit gerissen sah, nicht zu überbrücken und liefs die geschichte seines Faust in eine bekräftigung der Rousseauschen grundidee von der verderblichkeit der civilisation auslaufen.

Mit recht stellt Pfeiffer den grösten teil des Klingerschen Faust zwischen die jugenddramen und die frühesten, stark sinnlichen romane. er weist nach dass die wichtigsten benutzten werke vor 1778 erschienen waren, und dass auch die in dem werke angedeuteten eigenen ansichten (namentlich die satire auf das Frankfurter bürgertum und die scharfen ausfälle gegen Lavater und Kaufmann) meist auf Klingers erlebnisse vor der abreise nach Russland zurückgehn. aber einzelnes ist doch sicher erst später entstanden, wie die anspielung auf den 'bayrischen hofpoeten' Matthias Ettenhuber († 1782) und die unzweifelhafte reminiscenz an Schillers Räuber; selbst eigene auf der reise mit dem grofsfürsten gewonnene anschauungen von Italien haben bestimmend eingewürkt. endlich hat doch wol erst die veröffentlichung von Goethes Faustfragment 1790 auch Klinger zur herausgabe seines werkes gereizt.

Unter diesen umständen wird eine sichere entscheidung darüber, wie viel Klinger vom Faust schon vor 1780 zu papier gebracht hatte, aus innern gründen nicht zu gewinnen sein. s. 13 betont Pfeiffer dass Klinger seinen Faust noch als genie zeichnet und dass der teufel selbst ihn ein genie nennt, während Klinger seit 1780 sich bestimmt vom geniewesen lossagte. es kann hier an das merkwürdige 'genie' in Klingers unvollendetem romane Das zu frühe erwachen des genius der menschheit buch IV erinnert werden, welches selbst eine art von teufel ist und wol mit den worten des Mephistopheles in Goethes Faustfragment 1843 f zusammenhängt: *sie fühlt, dass ich ganz sicher ein genie, vielleicht wol gar der teufel bin.* — meine in der Zs. f. d. phil. XIII 382 ausgesprochene, durch Klingers eigene worte bestätigte vermutung, dass der erste entwurf des Klingerschen Faust für ein drama bestimmt gewesen sei, dürfte nicht so unbedingt abzuweisen sein, wie Pfeiffer s. 107 meint.

Auf die veränderungen und zusätze der späteren ausgaben des Faust geht Pfeiffer nicht ein; vielleicht hat er die erörterung derselben für einen zweiten teil seiner schrift oder für eine erweiternde umarbeitung derselben bestimmt. sollte eine solche — was zu wünschen ist — in den buchhandel kommen, so würde der verf. durch teilung des stoffes in besonders überschriebene capitel, sowie durch beigabe von inhaltsverzeichnis und register die benutzung seiner fleifsigen studien dem leser wesentlich erleichtern.

Breslau. OSKAR ERDMANN.

Frau Gottsched und die bürgerliche comödie. ein culturbild aus der zopfzeit von PAUL SCHLENTHER. Berlin, Wilhelm Hertz, 1886. 267 ss. 8°. 5 m. — sowol in den fachzeitschriften wie in der tagespresse ist Schlenthers schrift über die Gottschedin seit ihrem erscheinen gegenstand so eingehender würdigung gewesen, ist unter so verschiedenen gesichtspuncten betrachtet und beleuchtet worden, dass es für einen spät auf dem platze erscheinenden referenten schwer hält, dem buche eine neue seite abzugewinnen. wenn ich mich daher im folgenden kürzer fasse, als ursprünglich meine absicht war, so liegt der grund dafür lediglich in der abneigung, durch widerholung bereits von andern vorgebrachter argumente den leser zu ermüden. ich verzichte also von vorn herein darauf, dem von Schl. bestellten und abgeernteten boden eine nachlese abzugewinnen, und dem verf. aus den ähren, die er seinen nachfolgern gelassen, vorwurfsvoll ein garbenbündel zu schichten. ich halte mich an das, was Schl. würklich geboten, und freue mich daran. je mehr ich selbst gelegenheit gehabt habe, mich näher mit dem Gottschedschen kreise zu beschäftigen, desto freudiger begrüfse ich es, dass es dem verf. gelungen, aus sprödem material das bild der entsagungsreichen frau lebendig herauszuarbeiten und so der über verdienst geschmähten

endlich zu ihrem rechte zu verhelfen. man merkt es dem buche an, dass es mit liebe geschrieben ist, und die menschliche teilnahme an den persönlichen schicksalen der heldin gibt der darstellung eine wärme und frische, die dem werke auch aufserhalb des zünftigen kreises leser verschafft hat und weiter verschaffen wird. es ist recht geeignet, sowol das im grofsen publicum herschende vorurteil gegen die hier behandelte litteraturperiode, wie gegen derartige litterarische monographien überhaupt zu widerlegen. aber so sehr ich das anerkenne und mit freuden begrüfse, will ich doch mit einem bedenken nicht zurückhalten, dessen ich mich gerade bei der lectüre dieser schrift nicht erwehren konnte. ich hoffe, man wird mich nach dem eben gesagten nicht misverstehen, wenn ich trotzdem sage: ich würde es bedauern, wenn das buch schule machte.

Es will mir scheinen, als sei sich der verf. während der arbeit nicht immer bewust gewesen, dass selbst die populärste abhandlung einen andern stil verlangt als ein feuilleton über den gleichen gegenstand. das feuilleton geht darauf aus, den seine zeitung hastig durchfliegenden leser mit einem schlage für den gegenstand zu gewinnen, ihn zunächst zu frappieren und dann mit allen mitteln darauf hinzuarbeiten, in ihm einen nervösen reiz immer von neuem hervorzurufen und so die leicht abziehbare phantasie durch stets neue — ich bitte das wort nicht zu misdeuten — effecte auf den gegenstand zu concentrieren. der character des feuilletons bedingt eine gewisse unruhe der darstellung. anders aber liegt die sache, wird derselbe stoff zum gegenstand einer besonderen abhandlung in buchform gemacht. wer zu einem buche greift, wäre es auch nur um eine müfsige stunde auszufüllen, erhebt von vorn herein nicht den anspruch, durch den aufwand besonderer künstlicher reizmittel beim thema festgehalten zu werden. im gegenteil, dieselben sind eher geeignet, ihm den genuss zu verleiden, eben weil sie die a b s i c h t verraten; die nervöse unruhe des autors teilt sich schliefslich dem leser mit. was anziehen sollte, stöfst ab. was dem feuilletonisten wol ansteht, wird beim litterarhistoriker leicht zur manier. diese manier ist es, deren spuren ich im Schl.schen buche begegne und die ich — und so denken, glaube ich, die meisten — ungern sich in die litterarhistorische darstellung würde einbürgern sehen. die jagd nach bonmots, nach antithesen, nach witzigen aperçus, nach paradoxen schlusswendungen ist nicht notwendig, um eine litterarhistorische schrift lesbar zu machen und das interesse weiterer kreise für unsere studien zu gewinnen; sie könnte aber sehr leicht, wenn sie mehr um sich griffe, zur folge haben, dass eine reaction einträte und im gegensatz zu dem jetzigen bestreben nach geschmackvoller darstellung sich wider ein schwerfälliger zunftjargon einbürgerte, was im interesse der sache aufs äufserste zu beklagen wäre. gerade dass ein an und für sich so gutes

buch wie die Frau Gottsched anlass zu diesen bemerkungen gibt, zeigt dass es zeit ist, einmal solche betrachtungen anzustellen. und obwol ich daran festhalte, dass Schl.s monographie ein gutes buch ist, so bin ich doch der ansicht, sie würde diesen titel in noch weit höherem grade verdienen, wenn der verf. den feuilletonistischen neigungen in seiner darstellung weniger grofsen spielraum gewährt hätte. BERTHOLD LITZMANN.

JOHANN WIRTH, Moscheroschs Gesichte Philanders von Sittewalt. verhältnis der ausgaben zu einander und zur quelle. nebst einem biographischen anhang. inauguraldissertation. Erlangen, druck von EThJacob, 1887. 61 ss. 8⁰. — nach der W.schen, etwas ungeschickt vorgetragenen untersuchung hat M. zuerst nur drei gesichte des 1 teiles o. o. u. j. in 4⁰ herausgegeben und dabei das erscheinen des 4 gesichts *ehist* versprochen. sie sind mit geringen änderungen zu Strafsburg *umb das jahr* 1640, 8⁰, um vier gesichte vermehrt wider erschienen. die nächste ausgabe Strafsburg 1642 ist stark erweitert; dann bleibt der text bis 1650 gleich und erscheint hier in der richtung auf volkstümlicheren ausdruck wesentlich verändert, auch wider erweitert wie abermals 1665. kleinere änderungen ferner zeigt die ausgabe von 1677. für die drei ersten ausgaben gibt W. hinreichende belege der vergleichung, von der 1650er eine knappe characteristik, über die folgenden nur ergebnisse in allgemeiner fassung; ob die änderungen von 1677 auf eine hinterlassene redaction des verf.s zurückgehen und also für die textgeschichte in betracht kommen (wie die anmerkungen, die M.s sohn für die 1678er ausgabe der Insomnis cura aus der vaters nachlass beifügte), erwägt er nicht. es wäre zur entscheidung eine genaue untersuchung des stiles nötig und die art der änderungen müste nach gewissen gesichtspuncten geordnet vorgelegt sein. W. gibt nur die hauptziele der umgestaltungen an, deren wichtigstes die wachsende originalität der Gesichte ist, ohne dass aber die M. fremden gesinnungen des Quevedo völlig verdrängt wurden. auch bei der darlegung des verhältnisses der Gesichte zu ihrer quelle überlässt es W. dem leser fast ganz, aus den beispielen sich ein bild der bearbeitung zu machen. dass M. die von ihm nie genannte französische freie übersetzung der Sueños des de la Geneste benutzt hat, wird aus parallelen klar. dass er daneben auch das spanische original *des ersten vrhebers*, auf das er verweist, einsah, scheint mir nicht ausgeschlossen zu sein, selbst wenn es keine den Visions näher stehende fassung der Sueños gibt, was doch auch erst festzustellen wäre.

Mit dem 2 teil der Gesichte, der, eine vollständige erfindung M.s, keine wesentliche umgestaltung erfuhr, befasst sich W. nur nebenher. die bibliographie desselben ist nicht sicher. seine 1 ausgabe 1643 enthält nach Bobertag (Spemanns Nationallitteratur 15, xv) sechs gesichte; die wie es scheint zwei von

W. eingesehenen exemplare nur vier; ebenso viele verzeichnet Goedeke, Grundriss[2] 3, 233; und nur so viele enthalten auch die beiden nachdrucke, welche ich zur hand habe: der eine *Franckfurt, Bey Anthonio Hummen,* M. DC. XLIV, der andere o. o. *Anno* M. DC. XLV mit dem von der gleichen platte genommenen kupfertitel, der dem titelblatt der 1644er ausgabe vorangeht, nur dass statt I *vnd* II *theil* steht: *Erster v̄* 2 *theil* und statt *Francofurti Anno* 1644: *Francofurti Anno* 1647 (!). beide ausgaben, zweifellos vollständig, zählen die seiten der zwei teile durch; beiden fehlt die dem Strafsburger echten drucke von 1650 vorstehende widmung an *Antoni Herrn von Lützelburg.* diese wird wol erst mit dem 7 gesicht, datiert aus *Strafsburg den* 3 *nach Karls tag* 1650, zu der letztgenannten ausgabe gefügt worden sein. es fragt sich also nur, wann das 5 und 6 gesicht in druck erschienen sind. jedesfalls vor 1646, weil die unechte Leydener ausgabe dieses jahres sie enthält. datiert ist das 6 gesicht nicht, so wenig wie das 3 und 4; unter der widmung des 5 steht: *Geben im Bohnenfeld vff Dägowertstag,* 1643; dies weist an das ende desselben jahres, wie die widmungen von 1: *zur zeit der Schaaffscheer* 1643 und 2: *vff Ganghulffs tag* 1643, aber an einen andern ort, denn 1 und 2 sind *zum Offenburg* unterschrieben. dass nach dem 23 december 1643 — oder gibt es noch einen andern Dagobertstag? — ein buch mit der jahrzahl 1643 in handel kommt, ist nicht wahrscheinlich. auch klingt der letzte satz von gesicht 4 wie ein vorläufiger abschluss: *Mit welchen Reymen auch dieses tags Geschichte vnd Gesichte beschlossen worden,* während vom 3 auf das 4 verwiesen ist. ferner fehlt den vier ersten abschnitten der vermerk *Ende,* der hinter 5 *(Ende defs Fünfften Gesichts)* und 6 *(ENDE* allein, weil hier das werk bis 1650 völlig schloss) steht. auch dies scheint mir auf ein gesondertes erscheinen von 5 und 6 hinzuweisen. ich mache darauf aufmerksam, damit jemand, dem bessere bibliotheken als mir zur verfügung stehen — es fehlt mir hier sogar die Dittmarsche ausgabe —, der sache beachtung schenkt.

Als anhang gibt W. einige briefe des M. mit epigrammatischen beilagen an jenen freund Gloner, dessen tod M. poetisch verherlicht hat (Zs. 23, 72). BERNHARD SEUFFERT.

BRIEFE VON JACOB UND WILHELM GRIMM AN ADELBERT VON KELLER.

MITGETEILT VON PHILIPP STRAUCH.

Zu den folgenden briefen, die ich wie die Anz. XIII 292 *ff mitgeteilten der frau prof. vKeller verdanke, sei bemerkt, dass sie mit ausnahme des zweiten, der auf quart geschrieben ist, octavformat zeigen. herr geh. rat prof. HGrimm war so gütig mir*

auf meine bitte durch hrn dr Ippel 11 *briefe Kellers an JGrimm aus dem bekannten Grimmschranke in der Berliner königl. bibliothek zur benutzung aushändigen zu lassen. mehr hat sich nicht erhalten, doch konnte ich, wo es wünschenswert erschien, die den Grimmbriefen wenigstens in den meisten fällen beiliegenden briefconcepte Kellers, die freilich durch ihre vielen abkürzungen schwer zu entziffern sind, zu rate ziehen. einige reinschriften, die sich bei den concepten finden, lassen vermuten, sie seien würklich an JGrimm abgegangen; es lässt sich jedoch jetzt nicht mehr sicher feststellen, ob Keller etwa einen teil seiner briefe nach JGrimms tode zurückerhalten hat, aber es ist wahrscheinlich, wie hr dr Klüpfel, der auch sonst in zweifelhaften fällen freundlichst auskunft gab, mir sagte. in den anmerkungen habe ich der kürze wegen den Briefwechsel der Grimms mit hessischen gelehrten sowie mit Dahlmann und Gervinus durch einfache namensangabe der herausgeber Stengel und Ippel bezeichnet. den bereits Germ.* 19, 504 *veröffentlichten brief JGrimms (unten nr* 21) *würde man in diesem zusammenhange ungern missen, es ist sein widerabdruck daher wol gerechtfertigt.*

Die Grimms und Keller haben sich persönlich nicht gekannt. als Jacob nach der Frankfurter germanistenversammlung im jahre 1846, *an der Keller nicht teil nahm (vgl. s.* 99 *anm.* 6), *mit Uhland nach Tübingen fuhr, und dort einen tag unter seinem dache zubrachte, waren Uhlands Tübinger freunde abwesend (Uhlands leben — von seiner wittwe s.* 337 *f). später ist JGrimm nicht wider nach Tübingen gekommen (vgl. auch Stengel* 2, 265. *Germ.* 13, 375), *andererseits besuchte Keller Berlin erst mehrere jahre nach dem tode der brüder Grimm* (1869, *vgl. s.* 104 *anm.* 2). *die correspondenz Kellers mit Jacob ist im wesentlichen ein beitrag zur geschichte des Stuttgarter litterarischen vereins, dem seit dem jahre* 1849 *Keller als präsident, JGrimm als ausschussmitglied, und zwar als ein sehr reges angehörte, das sich nicht damit begnügte, sein urteil in ein kurzes ja oder nein einzukleiden.*

1.

Dankbar nehme ich, hochgeschätzter herr, Ihre zusicherung an, uns bei den arbeiten für das wörterbuch[1] beistand

[1] *WGrimm hatte am* 3 *dec.* 1839 *von Kassel aus an Uhland geschrieben:* Die vorarbeiten zu dem deutschen wörterbuch haben guten fortgang, und schon kann ich fast sechzig mitarbeiter zählen, die uns bei den auszügen beistand leisten. ich möchte nicht gerne zudringlich sein, aber wenn es Ihnen möglich wäre, für dieses werk, das seiner idee nach doch ein allgemein vaterländisches ist, etwas zu thun, oder in dem kreis Ihrer bekannten einen und den andern dafür zu gewinnen, so würde ich das dankbar anerkennen. das nähere über die einrichtung will ich gerne mittheilen. *LUhlands leben — von seiner wittwe s.* 281 = *Germ.* 12, 376, *wo auch der brief WGrimms an Uhland vom* 18 *jan.* 1840 *zu vergleichen ist. Uhland forderte ua. auf WGrimms besondern wunsch Keller auf, der sich in einem briefe an WGrimm vom* 4 *febr.* 1840 *bereit erklärte,*

leisten[1], und mit Fischarts glückhaftem schiff zunächst beginnen zu wollen, ebenso freue ich mich der aussicht dafs Sie späterhin noch ein anderes werk Fischarts zu übernehmen geneigt sind. wir haben bereits schöne und umfangreiche arbeiten erhalten, aber bei dem fortgang der sache kommt erst recht an den tag welch ein gebiet wir durchwandern müfsen.

Erhalten Sie mir fernerhin Ihre gütige und geneigte gesinnung, deren werth ich gewifs erkenne. Empfehlen Sie meinen bruder und mich hn professor Fallati[2], und nehmen Sie von uns beiden die versicherung der aufrichtigsten hochschätzung

Ewr. wolgebornen

Cassel 9t Febr. 1840. ergebenster

Wilh. Grimm.

2.

Hochgeehrtester herr professor,

die gütig mir zugeschickten auszüge aus Fischarts glückhaftem schiff habe ich vor kurzem richtig empfangen und bitte Sie meinen aufrichtigen dank für diesen beitrag zu unserm wörterbuch anzunehmen. da ich schon einen sorgfältigen auszug von dem (leider lebensgefährlich erkrankten) Emil Sommer[3] besitze, so bin ich Fischarts wegen gesichert. noch ist nicht alles, was zum wörterbuch gehört eingegangen, doch kann ich mit freuden sagen dafs nicht viel mehr zurück ist.

Als gegengeschenk für die willkommene sage von dem Wirtemberger[4] bitte ich Sie den Athis[5] anzunehmen. es war ein glücklicher zufall dafs ein paar noch unbekannte blätter in meine hände kamen. das gedicht gab zu mancherlei untersuchungen anlafs, ich mufs nun abwarten was sich davon haltbar zeigen wird.

Mit der versicherung der aufrichtigsten hochachtung und ergebenheit Wilhelm Grimm.

Berlin 19t Juli 1846.

Ich hoffe im September zu Frankfurt[6] Ihre persönliche bekanntschaft zu machen.

von den Uhland mitgeteilten vorschlägen zunächst Fischarts Glückhaftes schiff auf die angegebene weise zu bearbeiten. auszüge aus andern werken Fischarts lieferte ASchott (Germ. 12, 377 *f). vgl. noch Germ.* 12, 118. *Wendeler Meusebach-Grimm briefwechsel s.* 416 *ff. Stengel* 1, 121 *f.* 281 *f.* 298 *f.* 300 *ff.* 333. 338. 2, 186. 277. 343. *Ippel* 2, 9. 19. 99. 465 *f.* 482. *Anz.* XI 245. *Germ.* 31, 370. 373. *Frankf. neuphil. beitr. festschrift* 1887 *s.* 61 *f.*

[1] *vor* leisten *ist* zu *ausgestrichen.*

[2] *über den Tübinger professor und oberbibliothekar Johannes Fallati* (1809—1855) *s. Klüpfel ADB* 6, 558.

[3] *vgl. Germ.* 10, 127. *Anz.* XI 243.

[4] *Des von Wirtemberk pueh ed. Keller. Tüb.* 1845.

[5] *vgl. Stengel* 1, 322. 323. 2, 324. *Germ.* 12, 380.

[6] *Keller konnte an der Frankfurter germanistenversammlung* (24—26 *sept.* 1846, *vgl. Ippel* 2, 520) *nicht teil nehmen, da er am* 27 *september die academische festrede über das thema: de legenda germanica poetae*

3.

Hochgeehrter herr professor,
mit recht setzen Sie voraus, dass ich die auf mich gefallne wahl in den ausschuss des lit. vereins nicht ablehne, denn ich stelle mir vor, dass die ermittlung der aufzunehmenden schriften einfach durch mittheilen der vorschläge und abstimmen darüber, ohne grosse mühe, geschehn kann.

Mir scheint der grundsatz festzuhalten, dass vorzugsweise ungedruckte deutsche sachen vom 14 bis 17 jh. in betracht kommen müssen, oder allenfalls von deutschen autoren lateinisch verfasste. ein misgrif war die wahl des ungeniessbaren portug. cancionero[1].

Die bibliotheken zu München und Wien müsten besonders ausgebeutet werden. ich habe schon vor einigen jahren[2] Jeroschin durch Pfeiffer vorschlagen lassen.

Zum gerechten wiederabdruck hätten (s. 2) sich einzelne schriften von Fischart geeignet, deren herausgabe doch nicht leicht einzurichten ist, und in jedem fall anderes aussehn gewinnen müste als sie unter Scheibles[3] und seiner helfershelfer händen erhalten hat.

Zugleich erstatte ich Ihnen und herrn Holland herzlichen dank für die mir oder[4] meinem bruder von zeit zu zeit übersandten seltenheiten.

Freundschaftlich der Ihrige

Berlin 30 sept. 1849. Jacob Grimm.

eine subscriptionsanzeige auf Jonckbloets mnl. dichtkunst[5] lege ich bei.

adresse: Herrn professor Ad. Keller in Tübingen.

4.

Hochgeehrter herr professor,
um nicht bloss zum schein in Ihrem ausschuss zu stehn, erlaube ich mir für die nächste wahl der abzudruckenden schriften folgende bemerkungen und vorschläge.

Des vereins zweck kann kein andrer sein als werthvolle schriften, deren bekanntmachung sonst schwierigkeit entgegenstände, erscheinen zu lassen. was auf dem gewöhnlichen wege des buchhandels herauskommen kann bleibt hier ausgeschlossen.

Natürlich[6] richten wir sodann unsre aufmerksamkeit auf deutsche werke, in deutscher sprache oder von deutschen ver-

anonymi seculi XII *bei dem geburtsfest des königs zu halten hatte. vgl. noch Stengel* 1, 324.

[1] 15. 17 *publ. des litt. vereins.* [2] *Germ.* 11, 115. 116.

[3] *vgl. Germ.* 11, 117. *Ippel* 2, 131.

[4] *für* oder *stand ursprünglich* und, *das dann aber getilgt und durch* oder *ersetzt wurde.* [5] *s. bd.* 1 (1851) *s.* XVI.

[6] *zum folg. vgl. den ersten und zweiten brief JGrimms an Pfeiffer Germ.* 11, 114. 115.

fassern lateinisch geschriebne. Das ausländische muss nachstehn und ich habe schon einmal[1] gestanden, dass mir der Garcia de Resende mit unrecht aufgenommen worden zu sein scheint. die chronik von Metz[2], weil ein deutsches land betreffend, finde ich dagegen passend. auch den Muntaner[3] hätte Lanz besser anderswo untergebracht.

(s. 2) Höchst willkommen war die herausgabe (warum ohne alle noth publication?) der Elis. von Orleans[4], der carmina burana, der livländ. chronik.

Zweifelhaft bin ich wegen der von Chmel und Lanz gegebnen staatspapiere[5], worunter sich manche des drucks unwerthe stücke finden; sorgfältiger gewählt sind Klüpfels urkunden[6]. aber würden nicht alle solche urkunden (späterer zeit) im gewöhnlichen verlag bei publicisten und historikern deckenden abgang finden?

Meiner richtung nach muss ich denkmälern für deutsche sprache und sitte entschiednen vorzug geben.

Ahd. und mhd. schriften werden sonst gedruckt und gehören (abgesehen von der löblichen sicherung der Weingartner und Heidelb. liederhs) nicht zum kreise des vereins.

Ganz geeignet für ihn scheinen deutsche bücher des 14. 15. 16 jh.

z. b. Hadamars von Laber jagdgedicht, das Schmeller vorbereitet; Jeroschin habe ich früher genannt.

Ich schlage jetzt vor: die gedichte des Altschwert (cod. pal. n° 313. 355. 358), die man in Heidelberg abzuschreiben und einfach zu ordnen hätte. bloss die von Mone in Aufsess anz. 1833 p. 192 ausgehobne (s. 3) stelle über spiele[7] zeigt wie viel hier zu schöpfen ist.

Erwünscht wäre, dass der verein einen mann gewönne, der geschickt wäre die deutschen chroniken des 14. 15 jh. zu sammeln und anzuordnen. Eberhard Windecks leben Sigismunds steht bei Menken schlecht und unbequem; der verstorbne Schöppach[8] zu Meiningen hatte eine neue ausg. vorbereitet, die vielleicht in seinem nachlass steckt. aber auch die Flörsheimer[9], die Limburger chronik, die Bremer von Schene (Rankes reformation 6, 423[10]) und manche andre verdienten ordentliche ausgaben.

[1] *im vorigen briefe.* [2] *Philipps von Vigneulles gedenkbuch,* 24 *publ. des litt. vereins.* [3] 8 *publ. des litt. vereins.* [4] 6 *publ. des litt. vereins.* [5] 10. 11 *publ. des litt. vereins.*
[6] 14 *publ. des litt. vereins.*
[7] 21 *publ. des litt. vereins s.* 89, *vgl. s.* v *der vorrede.*
[8] *Karl Sch., der herausgeber des Hennebergischen urkundenbuchs; vgl. Germ.* 11, 115. *Nachrichten von der königl. gesellsch. d. wissensch. zu Göttingen* 1883 *s.* 133. 1886 *s.* 221 *f. übersetzung von Hagen, lfg.* 79 *der Geschichtschreiber der deutschen vorzeit, Leipzig* 1886.
[9] *Zorns Wormser chronik mit zusätzen Franz Bertholds von Flersheim,* 43 *publ. des litt. vereins. s. brief* 14.
[10] *Sämmtliche werke.* 2 *gesammtausg.* 6, 252.

Ich glaube dass dem verein dadurch grössere theilnahme erwachsen wird.

Die einzelnen vorschläge laufen wol unter den mitglieden *(sic)* des ausschusses um, damit abgestimmt und durch stimmenmehrheit entschieden werde?

Nehmen Sie meine äussrungen geneigt auf; ich beharre hochachtungsvoll Ihr ergebenster Jacob Grimm[1].

Berlin 13 merz 1850.

adresse: Herrn Dr. Keller
Professor und Oberbibliothecar
Tübingen.

5.

Verehrter freund,

die fastnachtspiele[2] ziehen mich an und Sie werden sehn, dass ich auch fürs deutsche wörterbuch, in das ich jetzt[3] versenkt bin, gewinn daraus schöpfe. es ist eine sehr geeignete bekanntmachung und gerade für unsern verein. die dummen leute werden über die roheit und den schmutz schreien, aber diese muss man auch kennen lernen, wo sie sich so frisch und lebendig äussern. eine geschichte des deutschen schauspiels lässt sich erst nach diesen fastnachtsp. schreiben, ganz anders als nach den langweiligen mysterien; zumal sind die eingänge und schlüsse beachtungswerth. HSachs und Ayrer sind erst nach ihren vorgängern, denen sie oft an raschheit und kraft nachstehn, zu beurtheiln.

In Giessen liegt eine handschrift fastn. spiele, über die Ihnen Weigand auskunft geben kann, wenns nicht zu spät ist[4].

[1] *in Kellers antwortschreiben vom palmsonntag* 1850 *heifst es:* Der nächste fall, wo wir uns die vollmacht vom ausschusse einholen werden, wird ohne zweifel den herzog Ernst betreffen, auf dessen herausgabe Uhland grosses gewicht legt. sodann sind Rosenplüts werke von Schletter *(vgl. Naumanns Serapeum* 2 (1841), 358) vorbereitet, auch auf HFolz haben wir unser augenmerk. *die herausgabe des Altswert erklärt Keller selbst übernehmen zu wollen. in einem briefe vom* 13 *april* 1851 *dankt Keller für übersendung von academischen abhandlungen. mit bezug auf den aufsatz Über eine tierfabel (Kl. schriften* 5, 400) *heifst es:* Die deutung der Bonerischen fabel ist allerliebst. auch mir wollte die personification des fiebers immer nicht hinunter, bei H. Sachsens zipperlein dacht ich wol auch schon in meiner kindheit an ein thier, aber die wie mir jetzt vorkommt so nahe als ein Columbusei liegende übertragung auf Boners rite kam mir nie in den sinn und nun fallen mir die schuppen von den augen. *am* 25 *oct.* 1851 *dankt Keller für übersendung der abhandlung vom liebesgotte.*

[2] *in gleicher weise äufsert sich JGrimm Weigand gegenüber am* 10 *jan.* 1852, *Stengel* 1, 331.

[3] *vgl. Stengel* 1, 332. 2, 319. 320 *nr* 14. 17.

[4] *am* 12 *dec.* 1851 *antwortet Keller:* Weigand hat leider in Giefsen nichts gefunden und vermuthet, die von Ihnen erwæhnte hs. möge vor der vereinigung der Senkenbergischen mit der univ.-bibliothek abhanden gekommen sein *(vgl. Stengel* 2, 333. *Keller, Fastnachtspiele* 1477). *JGrimms äufserung beruht wol auf verwechslung mit der Giefsner hs. von Hans Rosenblüts schwänken (Stengel* 2, 331).

Wird auch der Lud. v. Suchen[1] gedruckt?

Ihr
28 nov. 51. Jacob Grimm.

6.

Da Sie, werthester freund, schon 82[2] fastnachtspiele beisammen, jetzt aber erst 42, also die hälfte abgedruckt haben, so bin ich beruhigt und darf gerade in dem noch unerschienenen theil einige wichtige stücke bestimmt erwarten, namentl. die worin der willetzknaben[3] (Schmeller 4, 58) erwähnung geschieht. nach ihm, der hier[4] den Münchner cod. 714 bl. 383 auszieht, sollen sie von Rosenblüt sein, was vielleicht unsicher, überhaupt bin ich begierig, wie Sie in der vorrede das eigenthum der namenlosen spiele zw. Rosenblüt und Folz vertheilen. Ihr G. soll wol die Wolfenbüttler und M die Münchner hs. anzeigen? es ist doch keine andre als jener cod. 714? und wiederum, auch wol die ehmals Roth in Nürnberg gehörige[5]?

Ich thue etwas überflüssiges, Sie auf Roths im fünften band der liter. blätter 1805 n° 21. 22 enthaltne beschreibung[6] zu weisen. darin finden sich 20 spiele von ungenannten, 29 von Schneper (Rosenbl.), zus. also 49 stücke verzeichnet. das müste die hauptsammlung unter allen beiszen.

Mir steht vor gelesen zu haben, dasz vor etwa 20—25 jahren die sammlung ganz oder grossentheils in München gedruckt erschien, ohne je in den buchhandel zu kommen. nie sah ich diesen druck, nie konnte ich mir ihn verschaffen. existiert er aber, so würde Ihnen Schmeller ein exemplar mindestens leihen.

Unter den nichtrosenblütischen ist n° 2 mönch Pertolt, *(s. 2)* 4 der alte hanentanz, 16 der könig von Schnockenland, 20 der Wieletzkinder fasnacht[7]. diese Wieletzkinder[8] erscheinen also anderswo als die Willetzknaben.

Was im 8 bande[9] von Haupts zeitschrift Folzisches mitgetheilt wurde, kennen Sie ohne zweifel. aber auch diese merkelsche hs. verdiente dasz Sie sich darum bewürben. Da Sie einmal die anstrengung gemacht haben, sollten auch alle vor Hans Sachsischen fastnachtspiele in einem bande vorgelegt werden.

Ich hätte lust über die art und weise der fastnachtsp. eine akademische vorlesung zu halten, was in zeit von 4—6 wochen

[1] 25 *publ. des litt. vereins.*
[2] *Keller an JGrimm am* 12 *dec.* 1851: Im ganzen habe ich nun 82 stücke aus hss in Wolfenbüttel, München, Weimar und aus drucken in Halle und Hamburg.
[3] *vgl. Stengel* 1, 333. 2, 332. *Keller, Fastnachtsp. s.* 689. 1535.
[4] hier, *nämlich im BWB.*
[5] *Fastnachtsp.* 1373. 1534.
[6] *der aufsatz führt den titel: Sprüch- und Vasnachtspil.*
[7] *die genannten stücke tragen bei Keller die nrn* 66. 67. 79. 83.
[8] *vgl. Fastnachtsp.* 688. 1381. 1535. *nachlese* 348.
[9] *Zs.* 8, 537. *Fastnachtsp.* 1477.

geschehen musz. bis dahin werde durch Ihre güte ich noch manchen aushängebogen empfangen habn.

Steckte ich nicht so tief in der wörterbucharbeit, so würde ich die gedruckten bogn gern grammatisch durchgehn. jetzt kann ich die zeit nicht darauf wenden. 32, 11 l. pentig f. peutig. ocker[1] für penis 101, 7. 15. 27. 122, 9. 243, 19. 249, 3. 259, 13 leidet keinen zweifel, ist mir aber sonst nicht vorgekommen.

Fröliche weihnachten Jac. Gr.

20 dec. 1851[2]

[1] *zu* ocker *s. DWB* 7, 1140.

[2] *auf diesen brief antwortet Keller am Silvesterabend* 1851; *darin heifst es:* Allerdings ist meine absicht von anfang an dahin gegangen, alle fastnachtspiele vor H. Sachs zusammen zu bringen und in einem bande zu vereinigen. Leider aber ist mir Nürnberg ganz verschlofsen. Aufsefs soll dort solche denkmäler besitzen, aber meine bitte an ihn ist bis jetzt unerhört geblieben. Ebenso hat mir Pertz, den ich um die betreffenden meusebachischen sachen bat, bis jetzt nicht geantwortet; unter Wilken hat man mir aus Berlin handschriften und drucke hierher geliehen. *nun folgt eine aufzählung der nummern, die aufser den an JGrimm abgegangenen* 25 *bogen noch aufgenommen werden sollen und zwar aus den hss. G, M, X, N. von der hs. M heifst es:* diefs ist ohne zweifel die von Roth beschriebene hs.; die beschreibung ist mir aber nicht zugänglich geworden. Rosenblut ist in M und G nicht genannt, wie mir überhaupt kein einziger fall bekannt ist, wo Rosenblut als verfasser eines fastnachtspiels in einer hs. genannt wäre. Die untersuchung über die autorschaft wird hiernach vorerst auf die inneren merkmale beschränkt und noch unsicher bleiben. — Zweifelhaft bin ich, ob ich noch das von Wackernagel bei Haupt 8, 530 *(vgl. Fastnachtsp.* 1209*f)* abgedruckte freihartsstück (ein spiel, wenn man den eingang dem praecursor in den mund legt), sodann die frau Jutte *(= Fastnachtsp. nr* 111) bei Gottsched, dessen buch ohnehin nicht mehr zu kaufen ist, endlich das neujahrsspiel bei Mone (2, 378 *= Fastnachtsp. nr* 107) der vollständigkeit wegen mit abdrucken lafsen soll. Wegen des Münchner druckes habe ich bei Schmeller angefragt: er wusste aber nichts von seiner existenz. Die merkelische hs., welche Uhland hier hatte, enthält nach seiner versicherung nichts dramatisches. *für die von JGrimm geplante behandlung der fastnachtspiele in der academie bietet Keller ihm sein noch ungedrucktes material an.* Also das wörterbuch dürfen wir bald erwarten? *zwischen Grimms* 6 *und* 7 *brief scheint einer zu fehlen. am* 14 *jan.* 1852 *schreibt nämlich Keller an JGrimm:* Hochverehrter herr, Ist es doch, als ob Meusebach seine schätze auch noch nach dem tode im bann hielte! Es schmerzt mich, dafs mein credit bei der Berliner bibliothek seit zehen jahren so tief gesunken ist, dafs man mir jetzt verweigert, was ich damals unbedenklich erhielt. Selbst kommen wære freilich das beste, aber zeit, geld und feste gesundheit zur reise fehlen: und doch wie viel hätte ich in dem noch nie betretenen Berlin (1869 *hat Keller Berlin zum ersten und letzten male aufgesucht)* zu sehen und zu lernen! Das gedenkbuch an den künstlermaskenzug zu München, von RMarggraff (Nürnberg 1840) kenne ich: es enthält nur ein fastnachtspiel, bei mir st. 74 *(vgl. Fastnachtsp.* 1467). Den artikel im Serapeum 1841 von Schletter habe ich benützt. — Auf das wörterbuch freue ich mich sehr: es wird in vielen dingen richtschnur und aufklærung geben. Ist einmal die sache im gang, so werden Sie vielleicht für die weitere ausführung andere kräfte eintreten lafsen können *(ein gleiches wünschte Gervinus vgl. Ippel* 2, 102. 118. 548) und sich anderem (etwa den hausalterthümern?) zuwenden. Reyschers berufung nach Kiel ist seit dem herbst im gange, aber jetzt abgelehnt, da er den dortigen zuständen zu wenig vertraut. Er hat sich in Stuttgart als

7.

Verehrter her und freund,

hierbei sende ich eine abhandlung über den ursprung der sprache, zugleich mit der bitte, drei andere exemplare an Uhland, Meier[1] und Holland abzugeben.

Als es diesen winter zu meiner angekündigten vorlesung über die fastnachtspiele kommen sollte, sah ich ein, dasz ich sie nicht wagen dürfte, bevor Ihre ausgabe beendigt wäre, und wählte einen andern gegenstand. aufgeschoben ist aber nicht aufgehoben, und ich werde später damit vortreten.

Durch übersendung der aushängebogen haben Sie, wie der anblick lehrt, dem wb. grossen vorschub gethan und ich wiederhole meinen herzlichen dank.

Mit hochachtung und freundschaft

Ihr

11 juni 1852. Jac. Grimm[2].

8.

Verehrter freund,

mich freut dasz Ihnen Gervinus hier[3] noch einige fastnachtspiele auftreibt, für welche raum bleiben wird. hier sende ich sieben thaler als meinen schuldigen beitrag, die überschlagenden groschen

rechtsconsulent niedergelafsen und lebt jetzt dort zunächst mit landständischen angelegenheiten beschäftigt. Voll dank für Ihre bemühungen und fortgesetzte theilnahme für meine bestrebungen Ihr treuer verehrer AKeller. *über ALReyscher s. dessen Erinnerungen aus alter und neuer zeit, Freiburg u. Tüb.* 1884, *s.* 208. 209. *Ippel* 2, 464. 520. *Stengel* 2, 294.

[1] *Ernst Heinrich Meier, prof. der orientalischen sprachen in Tübingen, gestorben* 2 *märz* 1866, *s. ADB* 21, 189; *mit den im nächsten briefe erwähnten sagen sind Meiers Deutsche sitten, sagen und gebräuche aus Schwaben, Stuttg.* 1852, *gemeint.*

[2] *am* 14 *juni* 1852 *schreibt Keller:* Hochverehrter herr, mit lebhafter theilnahme haben wir hier den anfang des lange ersehnten wörterbuchs begrüfst und ich besonders bin stolz darauf die fastnachtspiele vielfach aufgeführt zu sehen. möge der himmel Ihnen kraft geben, das grofse werk zu vollenden! der kleine druck macht mir aber für Ihre augen bange. Wie sehr würde michs freuen, wenn ich Ihnen aufser meinen zetteln über das glückhafte schiff noch etwas zu der arbeit beisteuern könnte! wüsten Sie mir eine bestimmte aufgabe, so verfügen Sie über meine geringe kraft! Die fastn. spiele wären wohl längst fertig, wenn ich durch einige auswärtige beiträge nicht hingehalten wäre. Pertz spendet nun seine schätze (und sicher verdanke ich difs vor allem Ihrer gütigen fürsprache) aber in so kleinen lange unterbrochenen tropfen, dafs ich nur sehr langsam fortschreite. Verbindlichen dank für die abhandlung über die Morsaciourkunde! Ziatesson s. 16 (= *Kl. schriften* 2, 350) erinnerte mich an unser Grofs- und Klein Süfsen beim Hohenstaufen. Neben Nudunc s. 21 (= *Kl. schriften* 2, 356) werden Sie vielleicht jetzt auch den Hillprant aus fastn. sp. 682, 18 gestellt haben. Mit treuer verehrung Ihr AKeller. *am* 25 *sept.* 1852 *dankt Keller für die übersendung der abh. über die frauennamen.*

[3] *Gervinus reiste am* 30 *sept.* 1852 *nach Berlin ab und verweilte daselbst mehrere monate, um für die neubearbeitung seiner Gesch. der deutschen dichtung, deren* 4 *aufl.* 1853 *erschien, die meusebachischen bücherschätze zu benutzen. er schreibt am* 10 *dec. an Dahlmann über die lästige 'arbeit des buchflickens'. vgl. Stengel* 2, 299. *Ippel* 2, 339. 117.

lassen Sie mir zu gut schreiben. ich bitte aber, dasz der cassierer nach sieht, ob ich nicht noch mehr schulde, dann melden Sie mirs gelegentlich.

Meiern[1], wenn Sie ihn sehn, sagen Sie doch, dasz ich die sagen mit groszer freude empfangen habe und herzlich danke, aber leider nicht zum schreiben komme.

Ihr

25 oct. 1852. Jac. Gr.

9.

Lieber freund,

ich habe lange nichts von mir hören lassen; um mich zu entschuldigen, müssen Sie zu der arbeit, in welcher ich unausgesetzt stecke, denken, dasz ich seit einem vierteljahre kränkle und alle besseren stunden mir durch diesen hintergrund von unbehagen verdorben werden. seit einigen wochen, mit dem warmen frühling scheint es sich doch anders anzulassen; dasz ich dem gebot des arztes, der nichts zu rathen weisz als spaziergänge und enthaltsamkeit von der arbeit, allzu viel weder nachgab, noch nachgeben werde, können Sie sich von selbst denken[2].

Die fastnachtspiele sind nun fertig und reich ausgerüstet; es wird allmälich noch viel daraus zu lernen sein. auch die herausgabe der krone[3] ist mir höchst willkommen und unser Gervinus[4], der den alten dichtern seine ansichten zumutet, thut diesem gewandten und begabten Heinrich möglichst unrecht. die fabel ist überhäuft und verworren (nur vom mnl. Lancelot *(s. 2)* wird sie noch überboten), aber jene zeit vergnügte sich an andern dingen, als wir heute, und die dichtung bewegt sich verständig und lebhaft genug. auch Scholl hat seine pflicht gethan und diese herausgabe gehört mit den fastn. sp. zu den wichtigsten und werthvollsten des vereins.

Ihr Walther von Rheinau verlangt allmälich aufmerksamkeit. davon entbehre ich das erste buch ganz, Sie hatten es nur an meinen bruder gesandt. das zweite besitze ich vollständig, das dritte bis zu p. 72, beide übel zugerichtet von poststempeln und aufgeklebten marken. sollten Sie noch ein exemplar des ganzen entbehren können, und mir durch buchhandel schicken, so wäre das ein willkommnes geschenk, das ich bedacht sein werde zu erwidern.

Über das wörterbuch haben sich nach schamlosen[5] stimmen doch nun auch verständige vernehmen lassen. ich meine, sein hauptvorzug, die *(s. 3)* genaue heranziehung der schriftsteller und

[1] *s. s.* 105 *anm.* 1.

[2] *ähnlich schreibt JGrimm am gleichen tage an Weigand (Stengel* 1, 334 *f).* [3] 27 *publ. des litt. vereins.*

[4] *Gesch. der deutschen dichtung* 1[4], 459 *ff.*

[5] *gemeint sind die recensionen von DSanders (Hamburg* 1852. 3) *und ChFLWurm (München* 1852. 3), *vgl. DWB* 1, LXVIII. *Stengel* 1, 314. 352. 355. 357. 367. 371. 372 *f.* 2, 301. 351 *f. Ippel* 2, 135. 550.

dichter und die beabsichtigte fülle der belege ist noch unerkannt. Uhland wird wol Göthen[1] übermäszig ausgezogen finden, ich lerne aber Göthes sprachgewandtheit über der arbeit erst recht erkennen. das wörterbuch soll allen dienen, nicht blosz der schule oder dem geschäftsmann und ästhetiker, auch von frauen[2] in die hand genommen werden mit dem recht unzimpferlich zu überschlagen, was ihnen nicht behagen kann.

Grüszen Sie Holland von mir. Jac. Grimm.
25 mai 1853[3].

10.

Endlich, mein verehrter freund, komme ich zum antworten; Uhland hat wol recht[4], dasz er mich einem gefangnen vergleicht, er könnte mich dazu noch einen kranken nennen, denn seit einem jahr tritt ein schon älteres herzübel[5] nachdrücklicher vor. dazu[6] sollte nun der erste band des wb. auf des verlegers wunsch die vorrede bringen, woran sich auch ein quellen verzeichnis hieng; beides, können Sie sich denken, war schwerer als die gewöhnlich fortrückende arbeit, und ich muste mich nach allen seiten hin bedenken. es soll mich freuen, wenn Sie allem dem die mühe nicht allzusehr ansehn. zum wahren erstaunen sehe ich wie viel noch ungelesen ist, was alles hätte gelesen und in saft verwandelt werden sollen.

Sie haben diesmal sehr reichhaltige, anziehende vorschläge, ich bin für 1[7] (nur keinen auszug, wie Feder[8] früher wollte,

[1] *vgl. Weigand an JGrimm* 9 *juni* 1852: von allen neuern schriftstellern scheint mir Goethe am sorgfältigsten ausgezogen *(Stengel* 2, 339 *f. vgl.* 371). *bekanntlich wurde Goethe von JLKlee excerpiert, DWB* 1, LXVII.

[2] *vgl. Anz.* x 280.

[3] *in seiner antwort vom* 31 *mai* 1853 *schreibt Keller:* In nächster woche wird Sie Uhland besuchen *(Uhland war juni und juli* 1853 *in Berlin, vgl. Uhlands leben — von seiner wittwe s.* 427). Ihm gebe ich den Rheinauer mit, wenn mich der buchbinder nicht im stiche läfst. Aber rüsten Sie sich dafür doch ja mit nachsicht und geduld! Die behandlung ist bei den drei büchern eine ganz ungleiche, da ich die gute aber unvollständige Karlsruher hs. beim ersten gar nicht, beim zweiten zu spät benützen konnte. Das 4te und letzte buch wird, so gott will, im nächsten jahre folgen. Meine hauptarbeit ist jetzt der Simplicissimus. — Daneben lafse ich mir aber nicht nehmen, in nebenstunden noch einige kleine bausteine zum wörterbuche zu sammeln, welche ich allmählich folgen zu lafsen mir erlauben werde.

[4] *Keller hatte am* 11 *februar* 1854 *an JGrimm geschrieben:* Am 4ten januar saszen wir Tübinger germanisten, Uhland, Fallati, Klüpfel, Holland, Gerber (1851—62 *prof. und kanzler der univ. Tübingen, seit* 1871 *sächs. cultusminister)* und ich, beisammen und gedachten Ihrer mit den wärmsten wünschen. Uhland sagte: J. Grimm kommt mir jetzt immer vor, wie wenn er auf einer festung säfse mit dicken wällen; ich wünschte aber oft, dafs er entwischte oder dafs ihn wenigstens die schildwacht manchmal heraufsliefse, um sich wieder frei zu ergehen.

[5] *über dieses leiden klagt JGrimm in dieser zeit widerholt auch Weigand gegenüber; s. noch Ippel* 1, 529.

[6] *zum folg. vgl. Stengel* 1, 335. *Ippel* 1, 528. [7] *Karl Meinet, s. brief* 15. [8] *Karl Aug. Ludw. Feder* † 9 *jan.* 1856. *ADB* 6, 597.

sondern ganz). 4[1] und 14; wenn aber anstand obwaltet, auch für andere. wo gibt es bereits einen druck von 9[2]? ich kenne ihn nicht.

Habe ich denn schon den empfang des W. von Rheinau gemeldet? ich undankbarer.

Grüszen Sie Holland und Uhland.

2 merz 1854. Ihr Jac. Grimm.

11.

Verehrtester freund,

eben komme ich von einer ausreise nach Danzig, Marienburg und Posen zurück, die ich alle noch nicht gesehen hatte; doch würde man von jedem punct in Süddeutschland aus besser belohnt worden sein, als in diesen ebenen sandstrichen, nur Danzig bildet eine art oase und hat etwas lübeckisches, holländisches. literarische beute war hier noch viel weniger zu holen, auch strebe ich ihr nicht mehr nach, seit ich in dem unabsehbaren gebiet des wörterbuchs wate.

Ihren Simplicissimus[3] hab ich noch nicht gekostet, denn er liegt noch beim buchbinder, weil leider im zweiten band bogen 49 fehlt. vielleicht sind Sie so gut mir diesen zugehn zu lassen.

Was ich noch auf eine vereinsanfrage zu antworten habe, weisz ich nicht recht mehr, da sich der brief verlegt hat. doch ist mir aus dessen lesung noch erinnerlich, dasz ich Ihrem vorschlag beipflichte. welchem buch hat sich jetzt Ihre unrastende thätigkeit zugewandt? die fastnachtspiele schlage ich immer mit dem dankbaren *(s.* 2) gefühl auf, dasz wir ohne Sie eine so wichtige quelle ganz entbehren würden. Neulich las ich auch wieder einmal den Diocletian von vornen bis hinten zu meiner groszen belehrung durch und merkte recht, wie dumm man bei der vorletzten lesung geblieben war. Sie sollten mein exemplar des wb. ansehn, wie viel ich schon darin nachgetragen habe.

Mit herzlicher ergebenheit

Ihr

Berlin 23 sept. 1854. Jac. Grimm[4].

Grüsze an Uh und Holland.

couvertadresse: Herrn Professor Ad. Keller.

Tübingen.

[1] *nach* 4 *ist* 9 *ausgestrichen.*

[2] *die antwort hierauf findet sich wol in dem briefe Kellers an JGrimm vom* 7 *märz* 1854, *in dem es heiszt:* die gedichte der grafen Gotfried Werner u. Wilhelm von Zimmern stehen abgedruckt hinter Ruckgabers Geschichte der grafen von Zimmern, Rottweil 1840. *es wäre also die Zimmerische chronik gemeint, vielleicht handelte es sich urspr. nur um den abdruck einzelner partien derselben; eine herausgabe des werks plante der litt. verein seit seinem bestehen, vgl. Barack in seiner ausg.* 4 (1869), 441. [3] *Germ.* 11, 116.

[4] *in der antwort vom* 4 *oct.* 1854 *spricht Keller die bitte aus, JGrimm möchte, da sein erster anteil am wörterbuche bald erledigt sein*

12.

Verehrter freund,

ich beantworte ihre eben erhaltne zuschrift auf der stelle. aus allen kräften und mit ganzem herzen stimme ich für den auch zuerst genannten trojan. krieg von Frommann[1] und Roth, den wir längst entbehrn. er wird zwei bände füllen nicht einmal von der stärke der krone, wenn der druck ebenso ein gerichtet wäre. der zweite theil von Grimmelshausen wird gern warten, ein wiederabdruck des ziemlich verbreiteten Götz von Berl. scheint mir entbehrlich, auch eine auswahl aus Alberus, und seine altfranz. abschriften kann Conr. Hofmann auf andre art erscheinen lassen.

Wunderschön[2] ist aber dasz Sie ein schwäbisches wb. bereitet haben. dem Schmeller machte ich immer einen vorwurf darausz, dasz er unter die bairischen wörter schwäbische mengt und gar rheinische. sie werden sich anders vorsehen.

Ihr Simplicissimus und die sorgsamen anmerkungen stellen sehr zufrieden. ich hätte (s. 2) dabei noch folgendes zu erinnern, falls ich nichts übersehen habe was meine bemerkungen abschneidet.

Den Grimmelshausen hätte ich nicht zu einem catholischen schriftsteller gestempelt[3], alles was er schrieb sieht sich protestantisch an, wenn er auch wild in den tag gelebt haben sollte, seine anschauungen waren in protestantischer luft geschöpft und es ist dafür gleichgültig, dasz er selbst die schwachheit hatte, in den letzten jahren seines lebens überzutreten.

Früher nahm ich an, dasz die erweiterungen von andrer hand eingeschaltet worden seien, ihr stil schien mir matter und unbeholfner. Sie halten dafür[4], dasz sie vom vf. des alten Simplicissimus[5] selbst herrühren. ich glaube, darüber ist noch genauer zu forschen.

Sie[6] gehen an Mömpelgart und Fillion vorbei; das ist lautere erdichtung so gut als Freiburg und Fillion im franz. Simplicissimus. ich denke, dasz die ersten ausgaben von 1679[7] nirgends anders gedruckt sind als auch in Nürnberg bei Felsecker, der in Fillion stecken mag.

(s. 3) Mir[8] verschlägt die beibehaltung der groszen anfangs-

würde, doch auch einmal einen beitrag für die publicationen des litt. vereins beisteuern. [1] *Germ.* 12, 120. 121. 372.

[2] *in seiner antwort vom* 10 *nov.* 1854 *führt Keller aus, dass er von früh auf zwei mundarten — sein vater war aus Esslingen (s. ADB* 15, 582), *seine mutter Augsburgerin — um sich habe reden hören. seit der schulzeit habe er den gedanken an das schwäb. idiotikon gehegt und zeitweise dafür gesammelt.* [3] *vgl. Keller, Simplic.* 4, 907 *f.*

[4] *zu* dafür *hat Keller mit bleistift am rande bemerkt* nicht doch! s. S. 1161. 1177 f. [5] Simplicissimus] Siplcs *am zeilenschluss.*

[6] *Keller, Simplic.* 4, 911. *vgl. Germ.* 11, 116.

[7] 1679 *von Keller mit bleistift in* 1669 *gebessert.*

[8] *Keller, Simplic.* 2, 1178 *f. Germ.* 11, 248 *f.*

buchstaben und der tz, ff und y nichts, nur leuchtet mir der grund nicht ein, dasz man die bessere schreibung einem schriftsteller des 17 jh. nicht aufdrängen dürfe. sie drängen ihm ja lateinische typen auf und manches andere, was dem Grimmelshausen noch seltsamer geschienen haben würde, als die kleinen buchstaben, die er in vielen büchern sah. läge etwas an der bewahrung alles unraths des 17 jh., so hätten sie auch müssen deutsche typen wie die alten nürnberger schneiden lassen. wäre denn das wortspiel verloren, wenn gEsell gedruckt stände? oder war es nicht schon fühlbar, wenn man bloszes gésel statt gesell läse? Doch, wie gesagt, alles das ist mir beinahe gleichgültig und ich ereifere mich nur dogmatisch.

Berlin 6 nov. 1854. Freundschaftlich ihr Jacob Grimm.

pereant Russi, vincant Angli cum Gallis, man verliert aber die geduld, so lange währts schon[1].

13.

Verehrter freund,

hierneben habe ich meine stimme gegeben. dank bin ich Ihnen noch zu sagen schuldig für die rasche zusendung Ihrer alten erzählungen[2], die mich sehr erfreuen, ich bewundere Ihren glücklichen samlerfleisz. für sprache und geschichte dieser sagen ist viel daraus zu lernen, ich könnte Ihnen grosze anmerkungen da zu schreiben, wenn ich die zeit hätte. durch die fastnachtspiele, wozu Sie nachlese verheiszen, und diese erzählungen haben Sie der literargeschichte des 14—16 jh. einen gröszeren vorschub geleistet, als es geistreiche und fleiszige schriftsteller, die nur gedruckte bücher nutzen konnten vermochten.

Zu dem eifrig herbeigebrachten material fürs schwäb. idioticon wünsche ich herzlich glück. doch werden wol einige jahre verstreichen, ehe Sie ausarbeiten. mir haben zu meinen samlungen fremde beiträge immer weniger geholfen als was ich mit eignem aufwand von mühe erreichte[3].

Gut dasz der herzog Heinr. Julius gedruckt ist, unter seinen sachen ist doch viel schlechtes, z. b. das elende (s. 2) stück vom ungerathnen sohn. überhaupt aber hatte ich eine gröszere vorstellung von ihm. bei Moscherosch und Grimmelshausen sind doch reichere gedanken. warum hat Frischlin nicht deutsch geschrieben und gedichtet statt lateinisch!

Leben Sie wol und bleiben freundschaftlich eingedenk

Ihres ergebensten

Jac. Gr.

[1] *am* 25 *juli* 1855 *dankt Keller für die empfangenen abhandlungen über die runen in Frankreich (Kl. schriften* 7, 355) *und über die Marcellischen formeln (Kl. schriften* 2, 152). — Von meinem Walther von Rheinau hoffe ich in kurzem das letzte buch Ihnen vorlegen zu können. — Der stoff zum schwäbischen wörterbuch wächst massenhaft heran.

[2] 35 *publ. des litt. vereins.* [3] *s. s.* 98 *anm.* 1.

(neues blatt) Abstimmung über die in dem ausschreiben vom 20 october 1855 vorgeschlagenen werke.

Zumeist wünschenswerth scheint mir der druck von Conrads von Würzb. troj. krieg, welcher, wenn die[1] einrichtung wie bei der krone des Heinr. von d. T. gemacht wird, in einen starken band und jedenfalls in zwei bände gebracht werden kann. ich fürchte nur Roth und Frommann werden mit dem manuscript nicht sogleich fertig sein.

Auszerdem stimme ich für die nachlese zu den fastn. spielen und für Vilmars bienenkorb[2]. es ist freilich seltsam, dasz dieser schriftsteller mit diesem werke Fischarts auftritt, er wird aber den text sorgsam behandelt und gute anmerkungen dazu geliefert haben. schade, dasz die herausgabe des Garg.[3] aus Meusebachs nachlasz nicht im kreise des vereins erfolgen kann und Haupt schon mit einem andern verleger abgeschlossen hat. sobald dieser Garg. und der bienenkorb critisch herausgegeben sind wird man auch einen maszstab für andere schriften Fischarts gewinnen.

Ich bin auch für die Repkowische chronik[4], vorausgesetzt dasz Maszmann abrede getroffen hat mit dr Friedr. Wilh. Pfeiffer zu Breslau, der in einer dissertation und dann einer eignen schrift[5] groszen eifer für dieses werk kundgab.

Nächstdem habe ich nichts gegen Friedrich von Schwaben, der für sage und sprache auszubeuten ist.

(s. 2) Auch nichts gegen die reimchronik Ulrichs von Würtemberg[6], die wahrscheinlich von geringem umfang ist.

Den Neidhart nach dem alten druck darf man jetzt nicht wiederholen, bevor Haupts ausgabe der alten gedichte erschienen ist.

Zurückschieben würde ich vor der hand:

die pölmannschen distinctionen[7].

das leben Schertlins, das in[8] der gar nicht seltnen ausg. von 1777[9], wozu neulich Herberger[10] die briefe bekannt gemacht hat, zu gebot steht.

den Moscherosch, es sei denn dasz aus hss. neue beiträge zu seinen schriften geliefert werden können.

die alte verdeutschung des Amadis habe ich nie gelesen und urtheile nicht über die sprache, wodurch sie vielleicht werth hat.

Berlin 10 novemb. 1855. Jac Grimm.

[1] *vor* die *ist* der *ausgestrichen.*
[2] *ist nicht erschienen, nur vorarbeiten hat Vilmar* 1865 *veröffentlicht: Zur litt. Fischarts s.* 1 *ff.*
[3] *vgl. Stengel* 1, 315.
[4] 42 *publ. des litt. vereins.*
[5] *Breslau* 1854, *vgl. Germ.* 1, 381.
[6] 74 *publ. des litt. vereins.*
[7] *ein von dem notar Albert Pölmann* 1547 *ediertes rechtsbuch, s. Homeyer, Die deutschen rechtsbücher des ma.s, Berlin* 1856, *s.* 36.
[8] in *über ausgestrichenem* aus.
[9] *lebensbeschreibung, Frankf. u. Leipzig.*
[10] *ThHerberger, Sebastian Schertlin von Burtenbach und seine an die stadt Augsburg geschriebenen briefe, Augsb.* 1852.

14.

Schönsten dank, verehrter freund, für die neusten sendungen. geht denn die Repkowchronik hübsch in einen band? ich fürchte Maszmann hat, seiner art nach, in die schachtel eine menge schächtelchen gesetzt und dadurch die herausgabe erschwert.

Wie[1] rührt es mich, dasz Sie meiner gedenken. Ihr schwäb. wb. gelingt sicher und wird bei der traulichkeit des dialects noch mehr als das bairische anziehen. folgten doch auch die Schweizer mit einer neuen ausg. des Stalder nach.

Im laufe dieses jahrs soll Ihnen einiges neue, unerwartete von mir zugehen.

Zu Hannover[2] wollen sie auch einen liter. verein, innerhalb engerer schranke, beginnen. das kann nichts schaden, wie ja[3] in England mehrere societies nebeneinander gedeihen.

Stets ergeben Ihr

Berlin 9 mai 1856. Jac Grimm.

thun Sie mir den gefallen, für meinen bruder ein exemplar des troj. kriegs abdrucken zu lassen, es liegt ihm daran, das werk zur hand zu haben und den preis des bandes wird er gern entrichten.

Abstimmung über die in dem ausschreiben vom 28 *april* 1856 *vorgeschlagnen werke; JGrimm hat das folg. gutachten direct auf dem Kellerschen circular (s.* 3. 4) *abgegeben:*

Das ms. des Dalimil[4] wird in Dobrowskys gesch. der böhm. sprache Prag 1818 s. 147 angeführt. das böhm. original enthält heftige ausfälle gegen die Deutschen, die also auch in der übersetzung wiederkehrn werden. Das kann uns nicht abhalten es drucken zu lassen und vielleicht ist es für die sprache wichtig.

Da Strausz neulich ein schätzbares buch über Frischlin veröffentlicht hat und diese dichtungen als anhang dazu betrachtet werden können, so sehe ich nicht, was gegen ihren *(s.* 4) druck wäre. als sprachdenkmäler können dem beschränkt confessionellen[5] standpunct anstössige schriften am leichtesten durch-

[1] *am* 23 *april* 1856 *hatte Keller geschrieben:* Mein schwæbisches wörterbuch wächst zu einem immer dichteren walde lustig heran. Meine gedanken sind tæglich bei Ihnen und begleiten Ihre thætigkeit mit den besten wünschen.

[2] *vgl. Petzholdts Neuen anz. f. bibliogr. u. bibliothekwissensch.* 1856 *s.* 330. 1857 *s.* 33. *Keller antwortet am* 2 *mai:* Die nachricht von einem hannöverischen bibliophilenvereine hat mich überrascht. Dafs zwei solcher vereine in Deutschland auf die länge neben einander bestehen können, bezweifle ich nach meinen erfahrungen. wir haben nicht den zahlreichen begüterten und für wissenschaftlichen glanz spendenden adel, wie England, und unsere gelehrten sind meist zu arm, um in solcher weise einen aufwand zu machen. [3] ja *über ausgestrichenem* auch.

[4] 48 *publ. des litt. vereins.*

[5] *mit bezug auf das circular, in dem es heifst:* Ich *(Keller)* gebe dem verehrten ausschusse anheim, ob die rücksicht auf die dermaligen confessionellen zustände in Deutschland diese herausgabe für unsern verein als ausführbar erscheinen läszt.

gebracht werden. Nic. Fr. war ein so ausgezeichneter kopf, der leider zu viel lateinisch schrieb, dasz alle deutschen sachen von ihm gunst verdienen. ich würde ihn dem Dalimil und den befragten chroniken[1] sogar vorziehen. wahrscheinlich sind jedoch diese beiträge nicht von groszem umfang und alle diese schriften können in der neuen publication, wenn der druck des troj. kriegs, wie ich fürchte, nicht gleich beginnen wird[2], platz finden.

Die Martina hätte, wenn zwei spalten gesetzt worden wären, fast nur die hälfte der bogenzahl erfordert. doch macht dies wol nur in bezug auf pap. unterschied, da für den satz der zwei spalten das doppelte gezahlt werden wird. auf allen fall[3] sieht man, dasz die 40000 verse des troj. kriegs recht gut in einen octavband gebracht werden können.

Berlin 9 mai 1856. Jac. Grimm[4].

15.

Verehrter freund,

die mir gesandte rührende beschreibung von dem verlust[5], der sie betroffen hat, läszt mich zugleich einige blicke in ihr leben thun, da wo es mir noch verdeckt war. der grosze trost der kinder bleibt ihnen.

ich bin beinahe drei jahre älter als Uhland und sehr auf der abschüssigen bahn. in diesen tagen starb mir einer meiner ältesten freunde, burgermeister Smid[6] zu Bremen, den ich vorigen herbst noch besucht hatte. er hat es freilich in seiner rüstigkeit zehn jahre weiter gebracht und ist 84 alt geworden.

Von Karlmeinet[7] wollte der verstorbne Feder erst einen abdruck, hernach einen auszug machen, konnte aber mit nichts fertig werden. in der darstellung und mundart des gedichts ist merkwürdiges genug, das sein auszug schwerlich befriedigend erfaszt hätte. das ganze aber ist, glaube ich, weitläuftig.

[1] *gemeint sind die Flersheimer chronik, zu deren bearbeitung dr Klüpfel sich bereit erklärt hatte, und Zorns Wormser chronik, mit der seit längerem prof. Arnold in Basel beschäftigt war. beide werke erschienen zusammengearbeitet als* 43 *publ. des litt. vereins; dr Klüpfel trat von der bearbeitung zurück, als er von den umfassenden vorarbeiten des prof. Arnold erfuhr.*

[2] *vor* wird *ist* kann *ausgestrichen.* [3] fallen, en *ausgestrichen.*

[4] *am* 28 *april* 1857 *dankt Keller für die academischen monatsblätter,* die mich auch darum besonders interessierten, weil sie die funde Helfferichs eines jugendfreundes und nahen verwanten berichten *(Kl. schriften* 5, 416). — ich bin ernstlich mit der Darmstädter hs. des Karlmeinet beschäftigt. Am Sonntag haben wir Uhlands 70stes geburtsfest begangen. *gemeint ist dr ChAHelfferich, geb.* 1813, *seit* 1842 *privatdocent der philos. in Berlin,* 1862 *prof. an der kriegsacademie zu Berlin, zog* 1866 *nach München, jetzt geisteskrank.* [5] *gemeint ist der im juli* 1856 *erfolgte tod von Kellers erster frau, vgl. Zur erinnerung an AvKeller, Tüb.* 1883, *s.* 16.

[6] *vgl. Briefwechsel zwischen J. und WGrimm aus der jugendzeit s.* 539*. Frankf. neuphil. beitr. festschrift* 1887 *s.* 57. *Stengel* 1, 163*f.* 196. 2, 224. 398. *Ippel* 2, 466 *anm. zu* 1, 119.

[7] *s. s.* 107 *anm.* 7. 8. 45 *publ. des litt. vereins s.* 855. *vgl. noch Ippel* 2, 136. *Germ.* 11, 251.

Der troj. krieg wird so gut, wenn er rascher fortschreitet.

Sollten sie aus ihren samlungen den ausdruck hochdeutsch[1] im funfzehnten jh. mir nachweisen (s. 2) können, so geschähe mir ein gefallen. ich habe bereits zwei belege aus dieser zeit, brauche aber noch mehrere. nun gar, wenn ihnen einer aus dem vierzehnten jh. zu gebot stände!

Der Amadis ist mir der sprache wegen ganz lieb; ob sie mit dem Schwaben[2] entschieden recht haben weisz ich noch nicht.

Da die person ihres cassierers[3] gewechselt hat und ich den namen des gegenwärtigen verlegt habe, erlaube ich mir hier zehn pr. thaler beizulegen, was mehr ist als ich beizutragen habe, so dasz das übrige mir gutgeschrieben werden kann.

mit herzlicher empfehlung

Berlin 10 mai 1857. Jac. Grimm.

16.

Meine schuldige antwort auf das schreiben vom 17 juli ist durch zufall verspätet worden, was ich bitte zu entschuldigen.

Durch besorgung des troj. kriegs, wobei Roth[4] im stiche liesz, hat sich herr[5] von Keller eine grosze last aufgebürdet und ein desto gröszeres verdienst erworben, wofür ihm alle dankbar bleiben müssen.

Ich freue mich dasz Karlmeinet im vollen drucke ist und die nachlese zu den fastn. sp., desgl. Dalimil seien willkommen.

Gegen Federmann[6] und H. Stade ist nichts einzuwenden, der dargebotne Martius[7] de incognitis wird hoffentlich nicht von zu groszem umfang sein.

Herrn von Keller lasse ich ein paar akad. abhandlungen zugehn, die er freundlich annehmen wolle. Berlin 3 sept. 1858.

Jac. Grimm.

17.

Berlin 29 nov. 1858.

Lieber freund,

Ihr letztes circular forderte zu vorschlägen auf, ich will also einen thun. man sieht jetzt immer deutlicher ein wie nothwendig es ist, in die sprache des 14. 15 jh. besser einzudringen.

[1] *Keller wuste laut antwort vom* 29 *juli* 1857 *nichts beizubringen; vgl. noch Stengel* 1, 344. 394 *f.* 2, 349. *Germ.* 11, 128. *es handelt sich um vorstudien zu JGrimms aufsatz Über hochdeutsch, mittelhochdeutsch, mitteldeutsch (Kl. schriften* 7, 441). [2] *vgl.* 40 *publ. des litt. vereins s.* 465.
[3] *cassier des litt. vereins war bis* 1856 *reallehrer Huzel, bis* 1864 *prof. dr Zech.* [4] *Germ.* 12, 124.
[5] *der brief war demnach an Keller in seiner eigenschaft als präsident des litt. vereins gerichtet.* [6] 47 *publ. des litt. vereins.*
[7] *dr Klüpfel erinnert sich, dass der bekannte botaniker KFPhvMartius (ADB* 20, 517) *dem litt. verein etwas von seinem vater, der hofapotheker und prof. honorarius zu Erlangen war, angeboten hatte, vermutlich ein älteres werk, dessen veröffentlichung aus einer hs. oder dessen neudruck diesem zweckmäfsig erschienen sein mochte. weiteres war nicht zu ermitteln.*

in der vorr. zum wb. LXXXVIII habe ich bereits auf den werth der steinhöwelschen übersetzungen hin gewiesen, sehr erwünscht wäre, dasz der verein den ganzen Decamerone lieferte, der für sprache weit lehrreicher als Amadis, und auch seinem inhalte nach ungleich anziehender ist. das ganze würde in einen starken band gehn, oder zwei gewöhnliche füllen. Nur musz die ausg. nach dem ältesten druck s. l. et a. (aber aus den 1470ger jahren, und wahrsch. pressen von Ulm oder Augsburg) erfolgen, s. Panzer p. 49. 51. alle spätern drucke modernisieren unaufhörlich. hier ist nur ein defectes exemplar, aber zu Stuttgart, Heidelberg werden andere sein.

Wie machten Sies mit Amadis? vertrauten Sie dem setzer das druckexemplar, ohne vorgängige abschrift? die alten ausg. des decam. sind in schwerem folio, da würde das kaum zulässig sein. abschriften aber sind mühsam u. kostspielig. überlegen Sie; es wäre ein wahrs denkmal fürs 15 jh., der lebendigsten worte und bilder voll.

Höchst ärgerlich für mich fällt es aus, dasz der Karlmeinet schon 14 tage hier, und noch nicht in meinen händen ist. aus welcher fatalen ursache[1]? mir kommt der gedanke, dasz Ihr verwalter und rechnungs-(s. 2)führer mir mein exemplar vorenthält, weil mein zu entrichtender beitrag vielleicht nicht in ordnung ist. ich weisz wahrlich nicht, wie viel ich schuldig bin, habe doch stets gezeigt, dasz ich zahlung leiste, ein zettel ins buch gelegt, hätte mich alsobald erinnert und bereit gemacht. auf allen fall sende ich eingeschlossen zehn pr. thaler und bemühe Sie damit die sache zu ordnen. Wilhelm läszt grüszen und hätte auch gern das buch[2]. würden beide exemplare bezahlt sein, so können sie mit fahrpost anher gehen, fehlt noch geld, so solls nachfolgen.

Wird Ihr anhang zu Conrad noch einen ganzen band füllen? gegen Wackernagels aufsatz[3] hätte ich doch manches bedenken.

Dies schreibt ein ins joch des wb. gespannter[4] ziemlich eilfertig Jacob Grimm[5].

[1] Nach dem bericht des kassiers ist der Karlmeinet am 10 nov. für Sie an SHirzel in Leipzig abgegangen und wird nun, wie ich hoffe, richtig eingetroffen sein. das zweite exemplar — gehört Ihrem herrn bruder. *Keller an JGrimm* 8 *dec.* 1858. [2] *über die geschichte des WGrimmschen Karl Meinet-exemplares s. Stengel* 2, 357. 372. [3] *Germ.* 3, 257, *vgl. auch Germ.* 11, 245. 12, 125. *Stengel* 1, 314. 2, 302. *Ippel* 2, 136.

[4] *vgl. JGrimm an Dahlmann* 14 *april* 1858: ich werde also den hals wieder unter das joch beugen *mit bezug auf die arbeit am wörterbuch (Ippel* 1, 540), *und an denselben* 29 *aug.* 1858: ich bin jetzt von neuem eingespannt und habe bereits acht bogen zu einem heft aus dem E geschrieben *(ebenda* 1, 541), *an Pfeiffer in fast wörtlicher übereinstimmung mit unserer stelle am* 5 *sept.* 1858: leider bin ich wieder ins wörterbuchjoch gespannt *(Germ.* 11, 242), *an Weigand* 9 *juni* 1861: sonst aber pflüge ich im F *(des wörterbuchs, Stengel* 1, 374).

[5] *am* 5 *juni* 1859 *dankt Keller für die abhandlung über Tanfana und das schlummerlied (Kl. schriften* 5, 418, *vgl. Germ.* 11, 243. 246): Es

18.

Verehrter freund,

Lappenberg[1] Fleming und Lauremberg verdienen die aufnahme in hohem grade, was Dietrichs ausfart[2] betrift, so kann mich der titel teuschen. ist es aber das in Hagens heldenbuch eben 1855 veröffentlichte gedicht von Dietrich u. seinen gesellen th. 2 s. 103—513, so schiene mir der wiederabdruck unpassend. Sie und Holland haben sicher nachgesehen!

Ich lege meine rede auf Schiller[3] bei mit der bitte sie freundlicher anzusehen als es Cotta thun wird.

Ihr ergebenster

1 decemb. 1859. Jacob Grimm.

19.

Abstimmung über die in dem ausschreiben vom 12 *februar* 1860 *vorgeschlagenen werke; auch hier sind wie bei brief* 14 *JGrimms bemerkungen unmittelbar dem circular angefügt.*

ich stimme gern für Nicl. von Wile, habe auch nichts gegen die von Bartsch vorgeschlagne samlung[4], wenn sie nicht allzu

war mir von grofsem werthe, Ihre ansicht über dasselbe *(das schlummerlied)* zu vernehmen; denn ich leugne nicht, als mir diesen winter eine abschrift des liedes zu gesicht kam, stiegen mir allerlei zweifel an der echtheit auf. — der plan die boissereeischen *(von Simrock dem litt. verein vorgeschlagenen)* steinmetzurkunden zu drucken muste verlafsen werden, da Wackernagel sich so entschieden dagegen aussprach. Er kannte das manuscript von früher und war damit gar unzufrieden. *am* 16 *aug. dankt Keller für die abhandlung über die göttin Freia (Kl. schriften* 5, 421).

[1] 73. 82. 83. 58 *publ. des litt. vereins.*

[2] 52 *publ. des litt. vereins. Keller erwidert* 3 *dec.* 1859: Ihre einsprache gegen Dietrichs drachenkämpfe kommt leider zu spät, da der druck bereits begonnen hat. da Sie auf das rundschreiben vom 16 october, das Sie doch wohl erhalten haben, nicht widersprachen, dagegen alle 9 abstimmenden mitglieder sich für den druck erklärten, nahm ich an, die 3 schweigenden stimmen gleichfalls zu. übrigens ist es nicht genau Hagens gedicht. Bei dem vorschlage habe ich mich nach Uhland und Pfeiffer gerichtet, welcher mir schrieb: 'wichtig ist der Wiener text deshalb, weil er eine neue, nur in einzelnen strophen mit der Heidelberger in Hagens Heldenbuch abgedruckten stimmende recension enthält, dieselbe, die des sogenannten Kaspart von der Rhön bearbeitung zu grunde lag und bisher für verloren galt. ich bin mit Holzmann der ansicht, dass dieser text recht bald gedruckt zu werden verdient. abgesehen davon, dass alles unsere heldensage betreffende unserer aufmerksamkeit werth ist, ist das gedicht an sich nicht uninteressant und auch nicht so schlecht und roh, als man nach dem unverständlichen text des Heidelberger codex glauben mochte. ist dieser neue text gedruckt, so wird das gedicht wohl mehr beachtung finden und ohne zweifel manche untersuchung weiter führen. ich hatte erst im sinn, selbst eine ausgabe zu besorgen.'

[3] für Ihre herrliche Schillerrede — meinen herzlichen dank. darf ich bitten, auch meine Schillerfestschrift *(Beitr. zur Schillerlitteratur als einladungsschrift zur Schillerjubelfeier der univ. Tübingen, Tüb.* 1859) freundlich aufzunehmen? mich freut dafs unsere ansichten und wünsche über das schönste aber noch fehlende Schillerdenkmal zusammenstimmen *schreibt Keller am* 3 *dec.* 1859. *vgl. noch Stengel* 1, 365. 2, 380. *Ippel* 1, 543. 2, 434. *Germ.* 11, 247.

[4] *Mitteldeutsche gedichte,* 53 *publ. des litt. vereins.*

stark ist, auch nichts gegen Jean de Condé[1] (wol der Jehan de Condeit bei Roquefort) bei dem geringen umfang. 21 febr. 1860

Jac. Grimm.

ich bin so frei 7 thaler beizulegen, deren empfang mir der herr cassier bei nächster sendung bescheinigen wolle.

20.

Abstimmung über die in dem ausschreiben vom . . . . 1861 *vorgeschlagenen werke.*

Ich stimme

für 1[2] spiel von Meinrad
3 Bartsch ausz. aus Meisterl. wahrscheinlich aus dem Colmarer, jetzt Münchner codex.
4 Cifar, bei dem geringen umfang
5 Charles Meinet
10 Wilh. von Oesterreich
gegen 2 Ferd. v. Öster.
6. 7. 8. 9.

Jac Grimm
Berl. 30 dec. 1861.

21[3].

Lieber freund, schnell durch alle zeitungen flog die trauerbotschaft, doch bin ich Ihnen herzlichen dank schuldig für das mir mitgetheilte[4] nähere. ich bin zwei, drei jahre älter als Uhland, mithin schnittreifer, wozu kommt, dasz er fast immer, bis auf die letzte krankheit gesund war, ich seit einigen jahren vielfach kränkle, obschon die arbeit fortgeht, die lust daran unversiegt ist. solange mir das leben anhält, soll hoffentlich die kraft zu wirken währen. wahrscheinlich erfreuen uns alle noch untersuchungen, die Uhland über sage und lied ausgeführt hinter-

[1] 54 *publ. des litt. vereins.*

[2] 1. 3. 4 = 69. 68. 112 *publ. des litt. vereins.*

[3] *dieser brief wurde bereits Germ.* 19, 504 *veröffentlicht, teilweise auch in Kellers aufsatz Jacob Grimm im Staatsanz. f. Württemberg* 1863 *s.* 2002 *(separatabdr. s.* 7 *f); die stelle über Renaus de Montauban auch in Uhlands Schriften zur gesch. der dichtung und sage* 4, 337 *n.* 2, *wo noch auf JGrimms brief an FPfeiffer vom* 27 *febr.* 1863 *(Germ.* 11, 255) *verwiesen ist.*

[4] *Keller hatte am* 14 *nov.* 1862 *an JGrimm geschrieben:* Hochverehrter herr! ich habe Ihnen eine schmerzliche nachricht zu bringen: ich komme vom totenbette unseres Uhland und habe es übernommen sogleich im namen der witwe Sie von dem hinscheiden des edlen mannes zu benachrichtigen. er starb gestern abend 9 uhr nach langem schweren leiden an der wassersucht, die sich aus einem argen katarrh entwickelt hatte. die innige liebe und verehrung, die der vollendete für Sie hatte ist Ihnen wohl bekannt. noch in den letzten wochen, wo Sie in unserer nähe in München waren, sprach er viel davon, wie sehr es ihn freuen würde, Sie nochmals zu sehen und äusserte den wunsch, wenigstens Ihr lichtbild zu erhalten. Lassen Sie mich abbrechen, denn meine hand bebt noch: ich habe einen unersetzlichen verlust zu beklagen, er war mein lehrer, verwandter *(durch Kellers zweite frau, geb. Weifser)* und wahrer freund. Gott erhalte Sie frisch und kräftig. mit grosser verehrung Ihr ergebenster AKeller.

läszt, wie verlautet auch ungedruckte gedichte; wenn er also vor den leuten schwieg, dichtete er für sich immerfort. melden Sie der trauernden witwe mein beileid, woran sie nicht zweifeln wird. es zeugt vom warmen schlag des volksgefühls dasz man gleich nach dem tod die errichtung eines standbildes beschlossen hat, wie lange musten Schiller und Göthe darauf warten. mein beitrag soll nicht ausbleiben.

Dieser tage empfieng ich die neusten ausgaben des vereins. von Michelants[1] zueignung war Uhland wol lange unterrichtet und hat wahrscheinlich schon die aushängebogen in händen gehabt. Riegers Walther von der Vogelw. langte aber nicht mehr zeitig an. der[2] Renaus de M. ist die edelste blüte des französ. epos und in vielem betracht, nach inhalt wie form, ein herliches werk. ich freue mich der reinlichen ausg., die alles übertrift, was an den alten dichtern jetzt zu Paris geleistet wird. Mich ziehen zwar alle an, es herscht darin eine grosze einförmigkeit, sie wird aber durch das einzelne vergütet, sind noch ein paar fehlende werke gedruckt erschienen, so wird sich über die kerlingischen gedichte fruchtbar schreiben lassen. was davon zu uns über den Rhein drang bedeutet weniger, manches bild, manchen zug mögen aber die Franken in ihrer brust schon aus der heimat hin nach Gallien getragen haben.

Sie werden froh sein, den Simplicissimus nun abschütteln zu können. wo haben Sie die beilage vom Simpl. arzt[3] aufgetrieben? ich wuste gar nichts davon.

Aus der andern beilage sehe oder meine ich zu sehen, dasz (s. 2) die hülfe zum schwäbischen wörterb. oft versagt hat. wer solchen arbeiten sich unterzieht, weisz dasz die hauptsache auf die eigne kraft gewiesen ist. endlich habe ich zu München[4] durchgesetzt, dasz Schmellers ergänzungen[5] gedruckt werden.

Es fuhr mir wol durch den kopf über Stuttgart und Tübingen heim zu reisen. was ich aber von Stälin[6] und andern mehr hörte, war[7], dasz keiner zu dem kranken gelassen werden solle. jetzt bereue ichs zu spät.

hier füge ich meine photographie bei.

Berlin 29 nov. 1862. ganz der Ihrige Jac. Grimm.

22.

Verehrter freund, mit bezug auf mein letztes schreiben sende ich hierbei 25 *Rt.*, meinen beitrag zu Uhlands denkmal.

[1] *Renaus de Montauban*, 67 *publ. des litt. vereins; vgl. L.Uhlands leben — von seiner wittwe s.* 478. [2] *s. s.* 117 *anm.* 3.

[3] *Keller, Simplic.* 4, 918*f und s.* 119 *anm.* 1 *gegen ende.*

[4] *bei der jahresversammlung der hist. commission, oct.* 1862, *vgl. Stengel* 1, 383. [5] *zum Bayerischen wb., vgl. Frommanns ausg.* 2, x. *Stengel* 2, 373. *Ippel* 2, 134.

[6] *dr ChFvStälin, director der königl. öffentl. bibliothek in Stuttgart, war mitglied der hist. commission in München.*

[7] *vor* war *ist* da *ausgestrichen.*

beigelegt sind 5 Rt. für den litt. verein, der herr cassier ist wol so gefällig mir quittung zu senden und zu bemerken, ob ich zu wenig oder zu viel gezahlt habe.

in eile Ihr Jac. Gr.[1]

8 dec. 1862.

eingelegt ist ein zettel mit dem vermerk: Grimm ist weit voraus, während wir noch im xvten Jahrgang sind hat er mit der überschickten Summe für den xviiten Jahrgang noch 7 f. 49 kr. pränumeriert.

[1] *hierauf antwortet Keller am* 13 *dec.* 1862: Hochverehrter herr! für zwei wertvolle sendungen habe ich Ihnen zu danken. vor allem soll ich im auftrage des vereins für Uhlands denkmal Ihnen den wärmsten dank für den grossen beitrag aussprechen, wodurch Sie unser vorhaben unterstützen mochten. mich jedoch haben Sie noch besonders hoch erfreut durch das bildnis, das mir stets ein theures andenken bleiben wird, so wie durch den brief, aus dem ich Ihre mich wahrhaft beglückende güte für mich und Ihre wohlwollende teilname an meinen arbeiten von neuem erkenne.

Uhlands nachlass enthält einige kleinere abhandlungen, die er für die Germania *(vgl. Germ.* 8, 65. *Uhlands leben — von seiner wittwe s.* 476) bestimmt hatte, nahezu fertig. er hatte sie nach Jaxtfeld mitgenommen, um dort die letzte hand anzulegen, war aber nicht im stande noch etwas daran zu thun. doch werden sie gedruckt werden können. sonst ist wohl noch verschiedenes dieser art da, z. b. die abhandlung über Odhin und die rede über herzog Ernst. in den 50er jahren kam Uhland lange regelmässig donnerstag abends zu mir, wo ein kleiner kreis von freunden eine gesellige unterhaltung abwechselnd durch wissenschaftliche vorträge einleitete, die herren Rapp, Klüpfel, Reuchlin, Holland, Wildermuth *(vgl. Uhlands leben s.* 279. 447). von Uhlands mittheilungen in diesen zusammenkünften ist schon einiges bei Pfeiffer gedruckt, anderes könnte wohl nachfolgen. aus seinen vorlesungen, die ich mit ausnahme der ersten, vor meine studentenzeit fallenden alle gehört und sorgfältig nachgeschrieben habe, würde eine auswahl vielfach anziehend und fruchtbringend sein. dagegen erhebt sich freilich das bedenken, ob eine herausgabe im sinne Uhlands wäre, der vor der öffentlichkeit immer nur in vollendeter, sorgsam gefeilter form erscheinen wollte, der nicht einmal, um was wir oft baten, einen wiederabdruck des aufsatzes über das altfrz. epos duldete, der über die publication von nachlässen immer sehr streng urtheilte. der herausgeber würde jedesfalls eine schwere verantwortung übernehmen. so hat denn auch die wittwe noch nicht zum entschlüss darüber kommen können. überhaupt habe ich erst in den letzten tagen zum ersten male das verlassene arbeitszimmer wieder betreten mögen, um nach und nach die papiere zu mustern. was in den reichen collectaneen steckt, muss sich alles erst noch zeigen.

Die widmung von Rieger und Michelant hat Uhland wenigstens noch gesehen. den druck der Haimonskinder hat er mit besonderer theilnahme verfolgt und fast bei jedem besuch in der krankenzeit kam unsere rede darauf. Walther v. d. Vogelweide war ihm brieflich angekündigt und so fragte er an einem der letzten hellen morgen, ob das buch noch nicht da sei, fing an, darin zu blättern, legte es aber bald wieder schweigend bei seite: er konnte es sich nicht mehr aneignen *(vgl. Uhlands leben s.* 478).

Das bisher unbekannte flugblatt Grimmelshausens ist zufällig in einem vor einiger zeit für unsere bibliothek erworbenen buche zu tage gekommen.

Für das schwäbische wörterbuch habe ich reiche sammlungen und kann ich über die mir regelmässig gewordene unterstützung mich nur freuen. — — — der kassier des litt. vereins legt die quittung bei. Sie haben darnach nicht nur den für 1 jan. folgenden jahres verfallenden betrag, sondern noch von dem für 1 jan. 1864 4 fl 14 kr vorausbezahlt.

23.

Verehrter herr und freund,

ich musz bitten meine späte antwort zu entschuldigen. ich bin vorigen monat durch den tod meines letzten bruders Ludwig[1] sehr betrübt worden und stehe nun von allen 9 kindern meiner eltern allein noch da.

für das schöne und treffende lichtbild sage ich dank.

erst dieser tage kam mir die sendung von den Kolmarer meisterliedern und der teufelssegi[2] zu: beide bücher verdienten auf alle weise den druck und sind mir besonders willkommen. man wird recht gewahr, wie viel und groszes der lit. verein geleistet hat, eine menge wichtiger werke hätte ohne ihn gar nicht erscheinen können.

Ich bin noch nicht für den druck des Ayrer[3]. Hans Sachs müste doch erst vorausgegangen sein.

für Val. Bolz[4] und die darstellungen des bauernkrieges[5] wie sie Stälin im sinne hat, stimme ich.

den Alberus[6] zu edieren wäre Weigand[7] in Gieszen der rechte mann, soll ich ihn darum angehen? es ist ebenso gut, dasz Sie es selbst thun.

über Oheims[8] chronik habe ich kein urtheil, doch wird sie nicht von groszem umfang, also aufnehmbar sein.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Jac. Grimm.

2 mai 1863.

Gott gebe Ihnen für das neue lebensjahr, in das Sie bald eintreten, was Ihr herz wünscht und lasse uns noch lange Ihrer kraft und thätigkeit und mich Ihrer freundschaft und güte froh werden. mit inniger verehrung Ihr ganz ergebener AKeller.

[1] *gest.* 4 *april* 1863. *Ippel* 2, 461. [2] 70 *publ. des litt. vereins.*
[3] *der druck des Ayrer hatte damals schon begonnen laut Kellers brief an JGrimm vom* 6 *mai* 1863. [4] *Goedeke* 2², 348. *ADB* 3, 114.
[5] *wol die späteren* (129. 139) *publ. des litt. vereins.*
[6] *nach* Alberus *ist* in G *ausgestrichen.*
[7] *Weigand excerpierte für das DWB z. t. des Alberus schriften, vgl. Stengel* 1, 316 *f.* 2, 339 *f.* 346. [8] 84 *publ. des litt. vereins.*

Hr dr AvWeilen hat sich als privatdozent für neuere deutsche litteraturgeschichte an der universität Wien habilitiert; desgl. für deutsche philologie hr dr ASocin an der universität Basel.

Am 21 september 1887 verschied zu Oberstdorf im Algäu, 48 jahre alt, der besitzer der Weidmannschen buchhandlung, Hans Reimer. der leiter und die mitarbeiter der Zs., um deren gedeihen er sich durch seine umsicht und tatkraft die grösten verdienste erworben hat, werden ihm alle zeit ein dankbares gedächtnis bewahren.

Zu Göttingen starb am 28 october Karl Goedeke im vierundsiebenzigsten lebensjahre.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XIV, 2 MÄRZ 1888

Reimar der alte. die Nibelungen. Österreichs anteil an der deutschen nationallitteratur. geschrieben von Max Ortner. Wien, Konegen, 1887. VIII und 356 ss. 8°. — 6 m.

Wider einmal wird der arme Kürenberger seiner wolverdienten grabesruhe entrissen und verurteilt, als wesenloser schatten am hellen tage vor den augen der leute umherzuwandeln. alles ernstes gibt sich hr Ortner dem wahne hin, es sei ihm gelungen, die bekannte Pfeiffersche hypothese von der abfassung des Nibelungenliedes durch hrn von Kürenberg, nachdem sie bereits in recht bedenklichem grade löcherig geworden, so zurechtzuflicken, dass sie in ihrem frischaufgebügelten glanze für eine majestätische wahrheit gelten könne; er ist so fest von der unumstöfslichkeit seines ergebnisses überzeugt, dass ihn die Waltherlorbeeren der Tiroler nicht ruhen lassen und dass er am schlusse des werkes bereits zu gunsten eines dem Kürenberger als dem nationalsten deutschen dichter zu errichtenden denkmals plaidiert. wahrscheinlich soll die gute stadt Linz damit verschönert werden. bei mir wurzelt leider die verstocktheit so tief, dass weder der verschwenderische gebrauch gesperrten satzes noch die effectvollen rhetorischen fragen und ausrufe noch endlich das brillantfeuerwerk des nationalen pathos, welches immer als letztes mittel gegen die unbufsfertigen sünder in anwendung kommt, mich zu bekehren vermochten. denn meines erachtens ist das buch, dem ich zwar keine belehrung aber einige höchst heitere stunden verdanke, ohne jede stütze in die luft gebaut.

Um dies principiell ablehnende urteil zu begründen, bin ich genötigt, auch meinerseits über die vielfältig, manchem wol längst zum überdruss, erörterte str. MF 8, 1 *Ich stuont mir nehtint spâte* in tunlichster kürze mich zu erklären. ich gehe dabei von der interpretation aus, welche Bartsch Germ. 13, 243 entwickelt und 19, 356 auch nach dem erscheinen von Scherers abhandlung festgehalten hat. er sagt: 'die frau steht bei später nachtzeit an der zinne und hört einen ritter singen; der ritter ist, wie aus der vierten zeile sich ergibt, der mann, den sie liebt. sie kann ihn nicht sehen, aber sie erkennt ihn an der weise, die er singt, und diese weise ist Kürenbergs weise; die einzig natürliche auffassung der stelle ist also: der ritter, den sie singen hört, muss der Kürenberger sein, die liebende erkennt ihn an der von ihm gesungenen weise. welchen sinn hätte sonst überhaupt hier die

nennung einer bestimmten weise, wenn es nicht die weise des geliebten ritters ist, die sie nicht zum ersten male heute vernimmt, die sie im dunkel der nacht ihn aus der menge heraus erkennen lässt! es wäre sonst wahrlich die situation wenig geeignet für die liebende frau, ihre litterarischen und musikalischen kenntnisse anzubringen.' der erste satz dieses résumés ist richtig, aber auch nur der erste. denn im weiteren verlaufe seiner argumentation ersetzt Bartsch stillschweigend die worte 'den sie liebt' durch 'den sie längst geliebt hat.' zu solcher unterstellung berechtigt aber in der ganzen str. keine silbe, vielmehr müste man, sollte der sinn der von Bartsch hineingelegte sein, irgendwo in z. 3—6 ein *aber* oder etwas ähnliches erwarten. besagten übrigens z. 1—6 nichts weiter als: 'gestern nacht habe ich meinen geliebten Kürenberger wider einmal singen hören', so wäre all das detail, welches die dame in z. 1. 2. 6 vorbringt, recht müfsig, weil auf die situation, in welcher die dame diesmal die oft gehörte weise vernimmt, nichts ankommt, wäre ferner der gewaltsame, jähe ausbruch der liebesglut in den beiden schlusszeilen wenig begreiflich. denn dass das lied des ritters nicht der dame habe gelten können, erhob Paul (Beitr. 2, 407) über allen zweifel. auch bleibt Zupitzas argument (Über Pfeiffers versuch s. 6), das Bartsch zu widerlegen gar nicht versucht hat, in kraft, dass nämlich der ausdruck *ich hôrte einen ritter singen in Kürenberges wîse* über die mafsen ungeschickt sei, wenn er nichts anderes ausdrücken solle als *ich hôrte den Kürenberc singen in sîner wîse;* dasselbe argument spricht auch gegen die erklärung, welche Paul aao. s. 412 vortrug. ich halte es für absolut unmöglich, die str., falls man nichts ihr fremdes künstlich in sie hineinlegen will, anders zu deuten als schon Vollmöller tat (Kürenberg und die Nibb. s. 40): die dame hat den gesang eines ihr unbekannten ritters gehört und ist darüber in helle leidenschaft zu ihm geraten. dabei packt sie nun keineswegs, wie Bartsch vermeint, ihre litterarischen und musikalischen kenntnisse in ungehöriger weise aus. man hat vielmehr, wie mich dünkt, bei der interpretation von 8, 1 bisher zu wenig rücksicht genommen auf str. 9, 29 *Nu brinc mir her vil balde,* welche ohne widerspruch als die antwort des ritters auf den antrag der dame betrachtet wird. dort antwortet jedoch der ritter der frau nicht direct, sondern er kleidet seine ablehnung in einen befehl, den er einem dritten, seinem knappen, der bisher von dem werben der dame keine kunde hatte, erteilt. auf welchem wege hat aber der ritter selbst die liebesneigung der frau erfahren? etwa von ihr persönlich, wie es sich Scherer und Burdach (Reinmar der alte s. 77. 79) vorzustellen scheinen? dagegen hat schon Paul s. 417 mit recht protestiert, denn diese auffassung wäre unpassend, sowol wenn man sich die strophen vor gröfserer versammlung wie wenn man sie sich bei verschwiegenem stelldichein vorgetragen dächte. im

ersten falle, weil damit die liebe der dame allgemein bekannt würde, im anderen falle, weil alsdann der ritter nicht indirect antworten dürfte. also bleibt nur übrig: die dame lässt durch einen dritten, von ihr beauftragten, dem ritter ihre gefühle mitteilen.[1] dann aber, wenn wir str. 8, 1 ebenso als einen auftrag der dame an ihren boten fassen, wie str. 9, 29 tatsächlich einen solchen des ritters an seinen knappen enthält, ergibt sich ein vortrefflicher parallelismus beider str., welcher auch darin hervortritt, dass ihre situationen sich entsprechen: nicht die eigentliche werbung wird vorgetragen, nur ihre vorgeschichte und ihr resultat, ihr erster anlass und ihr letzter ausläufer sind mitgeteilt. und nun erweisen sich jene von der dame str. 8, 1 angegebenen details nicht nur nicht als überflüssig, vielmehr als geradezu notwendig. sie kennt den sänger nicht, ihr bote ebenso wenig, es sind somit merkmale erforderlich, durch welche der gesuchte von ihr bezeichnet, an welchen der gesuchte von dem boten erkannt zu werden vermag: er hat gestern ganz spät, er hat in Kürenberges wîse sehr schön, er hat weithin vernehmbar gesungen. auf dies signalement folgt am schluss z. 7. 8 der auftrag an den boten wie umgekehrt 9, 29. 30 mit der weisung an den knappen anheben. verhält sich dies alles wie vorgeschlagen, so geht daraus, wenigstens für mich, hervor, dass die Kürenberges wîse **nicht** die Nibelungenstr. ist. denn sollte sie als specielles erkennungszeichen fungieren, so muste sie etwas besonderes, unhäufiges oder neues sein, und dann würde die dame selbst sich ihrer schwerlich bedient haben oder als sich ihrer bedienend fingiert worden sein.[2] gerade dass die Kürenberges wîse ausdrücklich genannt wird — und auf dieser nennung liegt doch ein entschiedener ictus, die plötzlich auflodernde leidenschaft der frau kann nur in z. 4. 5 ihre begründung finden — spricht gegen ihre identität mit der Nibelungenstr. wir haben nur zu constatieren, dass wir nicht wissen, was man unter Kürenberges wîse verstand; denn ich brauche nach dem vorausgehenden kaum zu bemerken dass ich die überschrift *Der von Kúrenberg* in C für lediglich aus 8, 5 gefolgert halte und ihr jeden wert abspreche. man sieht, ich gelange auf anderem wege zu ähnlichen ansichten, wie sie in Heinzels feinsinnigen erwägungen (bei Scherer, Deutsche stud. 2, 17) entwickelt sind.[3]

[1] damit befinde ich mich, wie ich nachträglich sehe, in wesentlicher übereinstimmung mit den besonnenen ausführungen FBrachmanns Germ. 31, 461 ff.

[2] ich lasse es nämlich dahingestellt, ob 8, 1 eine frau zur urheberin hat, oder ob beide strophen — was mich ihres oben nachgewiesenen parallelen baues wegen wahrscheinlicher dünkt — von dem ritter verfasst sind, der dann sowol ein würklich erlebtes wie ein ganz oder teilweise fingiertes ereignis besungen haben kann: für die interpretation macht das keinen unterschied.

[3] der versuch, die sämmtlichen unter des Kürenbergers namen überlieferten str. in der hslichen ordnung als etappen eines liebesverhältnisses zu begreifen, insbesondere str. 8, 9 in engste beziehung zu 8, 1 zu setzen,

Beiläufig aber sei noch eine frage an diejenigen fachgenossen — viel sind ihrer kaum mehr, nachdem Bartsch Germ. 19, 354 f und Becker Alth. minnesang s. 225 ff die vertretung der theorie aufgegeben haben — gestattet, welche mit Pfeiffer des glaubens leben, dass in der frühzeit und der blüteperiode der mhd. lyrik eine art polizeiverordnung existiert habe, dahin gehend, dass niemand in dem tone eines andern singen dürfe: wie denken diese über die mhd. sogenannten wechsel? selbst angenommen, es habe niemals frauenstrophen gegeben, welche würklich von frauen verfasst worden wären, so beabsichtigten doch zweifelsohne die poeten, welche im namen einer frau dichteten und dieselbe ihre gefühle, ihre wünsche oder befehle aussprechen liefsen, die fiction durchzuführen, dass in solcher weise die dame sich geäufsert habe. aber auch diese fiction wäre ein ding der unmöglichkeit gewesen, wenn man es damals als eine unanständigkeit, ja als einen diebstal verurteilt hätte, sobald jemand die strophenform eines anderen acceptierte.

Aus vorstehenden betrachtungen ergibt sich, dass für mich alle versuche, den Kürenberger in ein autorschaftsverhältnis zum Nibelungenliede zu setzen, undiscutierbar sind. aber ich will doch nicht zu berichten unterlassen, wie hr O. sich die sache weiter denkt. was nämlich in jener strophe MF 8, 5 der Kürenberger nachts sang und was die dame so entzückte, war ein stück aus seiner bearbeitung des Nibelungenliedes. dabei ist freilich die kleinigkeit zu beweisen vergessen (denn die bemerkung s. 218 enthält eine petitio principii), dass das Nibelungenlied, welches nur das sagen kennt (Lachmann Kl. schriften 1, 467 — oder falls hr O. einen ihm sympathischeren forscher vorziehen sollte, Becker Alth. minnesang s. 64 f —), auch gesungen wurde. diese bearbeitung hat der Kürenberger auf grund roher volks- und spielmannslieder des 12 jhs., welche in der Moroltstr. abgefasst waren, hergestellt: daher erkläre es sich, wenn so häufig die schlusszeilen der str. leer und nichtssagend seien (s. 335 f, vgl. s. 205: 'kann der dichter nicht inhaltslose schlussverse haben ansetzen müssen, weil er den inhalt der str. schon mit den ersten drei versen vollkommen erschöpft hatte?'). und diese alten von dem Kürenberger überarbeiteten spielmannslieder lassen sich sogar im allgemeinen reconstruieren (vgl. s. 331 f), die unseren hss. gemeinsamen âventiurentitel zeigen sie dem unbefangenen noch heute an. es wird niemandem entgehen, wie liebenswürdig der Kürenberger dabei für künftige kritiker vorsorgte, indem er auch die von ihm selbständig ohne unterlage alter lieder gedichteten partien, wie solche hr O. verschiedentlich annehmen muss, mit überschriften ausstattete. jedesfalls aber hat der Kürenberger

dieser versuch, welchen ein hr Hermann Neubourg in der Germ. 30, 81—83 sich geleistet hat, geht über mein fassungsvermögen. auch über dasjenige anderer, wie aus Germ. 31, 445 anm. erhellt.

damit eine grofse nationale tat vollbracht, über deren wert und bedeutung man die verzückte exstase des verf.s s. 220 ff nachlesen möge; er schuf die 'eine grofse tragödie der deutschen liebe, das hohelied der deutschen treue', 'gleichsam als ob er mit diesem ehernen denkmale der alten Germanengröfse dem strome der cultur, der fremden bildung und verderbtheit, ein halt gebieten wollte' (s. 228).[1]

Also nun wissen wirs: die Nibelungen waren eine pädagogische warnschrift, ein in flammenzügen dem entarteten deutschen volke vorgehaltenes mene tekel! das tat damals not, denn die verrottung, die unsittlichkeit, der luxus der höfischen gesellschaft des 12. 13 jhs. überstiegen jedes mafs, die französische hypercultur hatte alles echt deutsche wesen zerfressen und brüchig gemacht. dies darzulegen sind die ersten 122 ss. des buches bestimmt, sie sollen ein schreckenerregendes bild von der sittlichen versunkenheit jenes zeitalters entwerfen. die gelehrsamkeit, welche da entfaltet wird, stammt nicht gerade weit her: sie ist aus Schultzs Höfischem leben, einigen recensionen dieses werkes und mehreren landläufigen mhd. gedichten zusammengetragen, wobei es an ergetzlichen misverständnissen und flüchtigkeitsversehen nicht mangelt: weil Wilmanns Anz. VII 273 anm. auf Wilwolt von Schaumburg exemplificiert, wird dieser s. 46 flugs zu einem zeitgenossen des Lichtensteiners gestempelt. hätte sich hr O. etwas weiter umgetan, wäre ihm der freie blick nicht hier wie überall durch die scheuklappe der tendenz behindert, so würde er eingesehen haben, wie wenig mit dieser wüsten masse der disparatesten zeugnisse anzufangen ist und dass das 13 jh. nicht schlechter und nicht besser war als ein anderes. denn nach seiner methode müsten auch die ahd. beichtformeln auf mindestens die gleiche sittenlosigkeit in ihrer zeit, die bufsordnungen des abendlandes aus dem 6—8 jh. auf eine entsetzliche häufigkeit widernatürlicher laster schliefsen lassen. wundersam verkehrte schlüsse beliebt der hr verf. zu ziehen, wenn er in der ganzen didactik, in dem preise von treue, beständigkeit und keuschheit nur symptome dafür erblickt, dass tugend und zucht der welt des 12 und 13 jhs. abhanden gekommen waren; wenn ihm (s. 12) 'das wachsende gebäude der gesetzgebung beweist, dass in der verfeinerung und spaltung des gesellschaftlichen lebens die vergehen und verbrechen immer ärger und zahlreicher werden.' dass die letztangeführte folgerung fehlgreift, liegt auf flacher hand: nicht die menschen

[1] übrigens hatte der nationale erlöser seinen vorläufer, seinen Johannes, an Reinmar dem alten. dieser, dem der kurze zweite abschnitt (s. 123—156) gewidmet ist, 'kämpfte den kampf der sittenstrenge und tugend der guten alten zeit gegen die sittliche laxheit und tugendlosigkeit der neuen minnezeit' (s. 154). ich erwähne das nur, damit man den titel des buches verstehe; den nachweis, wie hier der inhalt der Reinmarschen lieder, die in der folge von MF durchgenommen werden, verdreht oder auf den kopf gestellt ist, überlasse ich anderen.



sind schlechter geworden, sondern der moderne staat beschränkt und beschneidet mehr und mehr die subjective freiheit des einzelnen in handel und wandel zu gunsten der allgemeinheit. was aber den erstgenannten schluss betrifft: sollen wir uns würklich weis machen lassen, dass solche zeiten, in denen die didactik keine oder geringfügige früchte zeitigt, unendlich diejenigen an moralität übertreffen, welche sie als vielgepflegte litteraturgattung kennen? dass also beispielsweise das gegenwärtige jahrhundert so sehr viel sittlicher sei als das vorige? wie winzig manches mal die tatsächlichen grundlagen für die weitreichenden hypothesen des hrn O. sind, mag man aus s. 28 entnehmen. dort ist nach Schultz die rede davon, dass es für eine dame der höfischen gesellschaft nicht anständig war, allein auf reisen zu gehen oder auszureiten: wie lasterhaft also muste die zeit sein, welche dabei gleich böses dachte! nun, wenn heute unsere damen, verheiratete oder unverheiratete, theater, concerte, bälle ohne begleitung besuchen, so finden auch wir das nicht angemessen, ohne uns doch deshalb besonderer lasterhaftigkeit bewust sein zu können. das sind eben dinge der standesetiquette, welche zu allen zeiten auf gesteigerte wahrung des decorum hält. s. 25 steht am schlusse einer geharnischten philippica gegen die kleidermoden zu lesen: 'man erfasse die mode im zusammenhange mit allen übrigen zweigen des lebens, der bildung und sitte, und man wird das wahre bild des gleifsenden, innerlich hohlen minne- und ritterwesens vor augen sehen, jenes aristocratischen genusslebens, als dessen ideale UvLichtenstein 587, 1 ff bezeichnet: *diu vil reinen wîp, guot lîpnar, schœniu ros, guot gewant und schœn gezimier.*' ich muss billig bezweifeln, ob heutigen tages die ideale eines durchschnittslieutenants oder -junkers erheblich andere sind. unter die schweren unsittlichkeiten der mädchen der höfischen zeit rechnet der hr verf. es s. 41 f, dass sie, wie Walther und der Veldeker klagen, einen jugendlichen liebhaber einem ergrauten vorzogen; ich glaube, wenn sie vernünftig waren, haben sie es immer so gehalten, seit die welt steht.

Ich verzichte darauf, weitere züge aus diesem zerrbilde der mittelalterlichen cultur mitzuteilen, zb. den 'alkoholismus' des 13 jhs. — waren die heidnischen Germanen etwa temperenzler? ich denke, die Deutschen haben immer 'noch einen' getrunken — zu einem excurse zu verwerten. nur einen passus berühre ich noch, da er die litteraturgeschichte angeht und zugleich für die methodischen grundsätze des hrn O. characteristisch ist. er betrifft Gottfried von Strafsburg. dieser poet scheint, so heifst es s. 117, 'den Tristan deswegen nicht vollendet zu haben, weil die tragik des schlusses, der unglückliche ausgang jener fatalen liebesgeschichte Gottfrieds theorie von der berechtigung der ehebrecherischen liebe lügen gestraft hätte. . . . hat nun Gottfried nach dem unvollendeten Tristan nichts mehr gedichtet? ist der standpunct,

auf dem Gottfrieds gesinnung im Tristan steht, der abschluss seiner entwickelung gewesen? . . . Gottfried, der schöpfer des Tristan, hat in späteren jahren den Lobgesang auf Christus und Maria gedichtet, der extremste vertreter der irdischen minne wurde fanatischer sänger der gottesminne.' nicht um hrn O.s willen, der seinen principien zu folge, die man alsbald kennen lernen wird, auf solche quisquilien nur mit verachtung blicken dürfte, sondern weil neuerlichst von Baechtold (Gesch. der deutschen litt. in der Schweiz s. 129 vgl. anm. s. 39) eine revision der Pfeifferschen untersuchung über den Lobgesang gefordert ist, will ich Pfeiffers zahlreichen und meines erachtens unwiderleglichen argumenten gegen die echtheit noch die beobachtung hinzufügen, dass weder das adj. *gemeit* (Lobges. 26, 3), welches sonst den allerwenigsten älteren deutschen poeten mangelt, bei Gottfried sich vorfindet, noch auch die im Lobgesang höchst beliebte flickphrase *âne (allen) wanc* (10, 13. 18, 13. 33, 2. 60, 7. 85, 9. 86, 13) im Tristan begegnet. die stelle der Goldenen schmiede 94 ff auf unseren oder einen verlorenen, von Gottfried abgefassten Lobgesang zu beziehen, daran hindert mich ua. der ausdruck v. 100 *ân alle vorhte,* welcher nur in hypothetischer verwendung angemessen ist ('er würde, ohne sich scheuen zu brauchen' oder 'mit zuversicht' (WGrimm); Pfeiffers übersetzung 'ohne allen zweifel' (Fr. forsch. 143) kann ich nicht billigen), während er im historischen referat, namentlich mit *baz* verbunden, abgeschmackt erscheinen würde. dass Gottfried *guldîn getihte worhte,* wie es ohne artikel oder nähere bestimmung v. 99 heifst, nimmt bezug auf den v. 1—3 ausgesprochenen wunsch Konrads *Ei kund ich wol enmitten in mînes herzen smitten getihte ûz golde smelzen,* wo dann aber die specielle angabe *dir, hôhiu himelkeiserîn* v. 6 folgt.

Und warum kehrt hr O. zu Watterichs phantasien zurück? weil er alle formalen momente für gleichgiltig erklärt, weil er es für durchaus möglich hält, dass Gottfried 'mit dem sündigen menschen zugleich auch den dichter ausgezogen hat; denn der dichter ist nur ein teil, eine seite des menschen', weil sein glaubensbekenntnis lautet: 'die wissenschaftliche kritik überschritte das gebiet ihrer competenz, wenn sie auf grund der vers- und reimuntersuchung dem dichter des Tristan den Lobgesang mit solcher entschiedenheit absprechen wollte, wie es Pfeiffer getan' (s. 119), kurz weil philologische kritik ihm ein greuel ist: 'unsere wissenschaft steht der älteren deutschen dichtung ganz anders gegenüber als der neueren, ich meine viel mehr und viel zu sehr mit dem verstande, als mit dem gemüte und herzen' (s. 10), 'das mhd. volksepos ist nicht für die nüchterne verstandeskritik des 19 jhs., sondern für den jugendlich-empfänglichen sinn der Deutschen des 12 jhs. geschrieben' (s. 213), 'der geist sollte in der litteraturgeschichte nicht die letzte rolle spielen,

am wenigsten in der würdigung der dichtkunst. hier hat sich der nüchterne verstand dem freien geiste zu fügen. das Nibelungenlied ist vom Kürnberger im 12 jh. nicht für die brillen des modernen stubengelehrten geschrieben worden' (s. 180) usw. wir bedanken uns für diesen freien geist, denn das ist ein zuchtloser geist, ein geist der unwissenheit, ein geist der phrase. erklärung und kritik sind die einzigen leuchten, welche uns das dunkel der vergangenheit erhellen helfen; wer sie misachtet, dem ist es nicht um die geschichtliche wahrheit zu tun, vielmehr um tendenziöse erfindung. der wahlspruch jeder historischen wissenschaft, insbesondere der der philologie, muss immerdar mit dem credo des alten vaganten übereinkommen: *in secta nostra scriptum est: omnia probate!* St.

Ausgewählte dichtungen von Wolfhart Spangenberg. Ganskönig — Saul — Mammons sold — Glückswechsel (Elsässische litteraturdenkmäler aus dem XIV—XVII jh. hg. von Ernst Martin und Erich Schmidt IV). Strafsburg, Trübner, 1887. XVI und 349 ss. 8°. — 6 m.

Diese von Martin besorgte auswahl aus Wolfhart Spangenbergs werken wird vielen willkommen sein. sie ist so getroffen, dass sie wol geeignet ist, ein anschauliches bild von dem liebenswürdigen dichter zu gewähren. wir lernen aus ihr den epiker Spangenberg kennen wie den dramatiker und übersetzer lateinischer dramen. sie enthält neben dem anmutig-witzreichen Ganskönig den gewaltigen Saul, an dem Spangenberg als übersetzer tätig gewesen ist, und von den originaldramen die beiden in tendenz und haltung ziemlich ähnlichen Mammons sold und Glückswechsel. — die verlockung, hier schon im anschluss an diesen neudruck einiges wenigstens über den Ganskönig zu bringen, dessen so durchsichtige entstehungsweise — äufsere wie innere — einen selten tiefen einblick in die werkstatt eines nicht leicht, aber doch mit einer gewissen behaglichkeit arbeitenden dichters gestattet, diese verlockung ist für mich nicht gering, ich widerstehe ihr aber, um nicht der in vielen partien schon ausgearbeiteten monographie vorzugreifen, und beschränke mich, die abgedruckten stücke auf den text hin zu prüfen.

Der originaldruck des G a n s k ö n i g ist im gegensatz zu dem des Saul ziemlich genau. dennoch sind fehler stehen geblieben, die nicht alle in dem neuen abdruck verbessert sind. I v. 289 ist st. *mustu* zu lesen *müste,* II 294 l. *vorhanden,* III 222 st. *Selig* l. *Seligkeit.* schon der sinn erfordert die änderung, sie drängt sich aber noch aus einem anderen grunde auf. die grausame härte in der metrik, die den Spangenbergschen dichtungen bis zur zweiten ausgabe der Anbind- und fangbriefe eignet, ist bekannt, vgl. darüber Scherer Anz. I 195 f. dennoch herscht auch in ihr ein gesetz und zwar ein sehr strenges: der vers verlangt stets acht bezw. bei klingendem ausgang neun silben. Spangenberg wird

dieser forderung auf kosten der wortbetonung, zuweilen auch der flexion in einem mafse gerecht, dass wir, wo ein nach diesem gesetz zu kurzer oder zu langer vers vorliegt, unbedingt berechtigt sind, einen druckfehler oder eine flüchtigkeit des dichters anzunehmen. auch findet diese strenge in der verszählung eine genügende erklärung in dem nahen verhältnisse Spangenbergs zum meistergesang. so gibt also auch die metrische unzulänglichkeit anlass, III v. 222 zu ändern. v. 247 l. *das*, v 95 wird st. *auff ein fufse stohn* wol *auff eim* zu lesen sein. die syncopierte form des pronomens ist bei Spangenberg überaus häufig. VI 339 l. *uns Fürgebild* vgl. v. 396. neu eingeschlichen haben sich in den abdruck aufser den von Strauch DLZ 1887 sp. 1477 bemerkten fehlern: II 55 l. *Bäbstisch*, III 803 l. *so wol Fernt als Heür* vgl. DWB 3, 1540, IV 309 l. *So*, V 351 l. *Wie*, VI 110 l. *het*.

Schlimmer als beim Ganskönig steht es in textlicher beziehung beim Saul. wie er nicht unerhebliche lücken aufweist (vgl. darüber die vorr. s. x), so steckt er auch voll von druck- und schreibfehlern. offenbar verderbt ist v. 1719, wo eine silbe fehlt und auch der sinn des satzes unklar ist. dürfte zu lesen sein: *Klag nicht gen Deim Vatter* usw.? auch v. 1811 f ist verderbt. zunächst ist st. *Sein* zu lesen *Dein Mutter*, dann aber macht *Gebehren* im folgenden vers schwierigkeiten. zwar zeigt sich in der sprache des 16 jhs. eine vermischung von mhd. *gebern*, *gebæren* und *gebârôn*, vgl. DWB 4, 1, 1638 f, aber doch ist ein starkes particip *gebehren* unmöglich. man wird also wol *Gebehret* zu lesen haben. dass v. 2085 verderbt ist, lehrt der reim *bewegt : klebt*. denn in derselben weise, wie Spangenberg in der metrik streng auf die richtige anzahl der silben hält, sieht er auch im reim auf vollkommen genaue bindung. es kommt dazu, dass die construction *Dass Er mein Breutgam werd bewegt* ungewöhnlich ist. dem reim und sinne nach möchte man an das particip *erhebt* st. *bewegt* denken, das auch v. 3137 erscheint, doch werden damit die schwierigkeiten der construction nicht beseitigt. kleinere versehen sind folgende: v. 1024 st. *mein Vattern* l. *Deim*, v. 1048 st. *Uber* l. *Uben*, v. 1848 st. *nit regier* l. *mit regier*, v. 2590 l. *des*, v. 3090 st. *Ihr Soldaten* l. *Die Soldaten*. dem erwähnten metrischen gesetze zu liebe sind zu ändern: v. 440 l. *Eur*, v. 704 l. *gfalt*, v. 948 l. *ohne*, v. 956 l. *Treue*. dagegen ist v. 1050 nicht zu lang. *Ehebruch* ist zweisilbig zu lesen. Spangenberg schreibt auch v. 2031 *Ehelich* und epilog der Argumenta v. 41 und 48 *Eheleut*, obwol die worte dem verse nach zweisilbig zu lesen sind. v. 1231 l. *gfehrde*, v. 1505 l. *Gsetzs* vgl. v. 1496 *widers Gsetz*, v. 1730 l. *eur* vgl. v. 2147. 2993 uä. Mammons sold 859. v. 1775 l. *Könge* vgl. v. 1788 *Eingen* und v. 1868 *Könglicher Würd*, v. 1808 l. *gschwinder*, v. 1849 l. *bgehrt*. v. 1915 ist zu lang. es wird st. *jetzund* zu lesen sein *jetzt*, zumal das *jetzund* in v. 1917 die annahme eines schreibfehlers nahe legt. v. 1971 l. *Angsicht*,

v. 2028 l. *meinen*, v. 2183 l. *bist*, v. 2351 l. *Sünd*, welche apocope bei Spangenberg durchaus statthaft ist vgl. v. 1717. v. 2436 l. *entschuldgen*, v. 2723 l. *ins Todes* vgl. 2388. 2840 usw., v. 2826 l. *Bgert*, v. 2956 l. *diejengen*, v. 2998 l. *wölln*, v. 3022 l. *Gottsdienst* vgl. prolog der Argumenta v. 111. prolog v. 133 l. *bwilligt*.

Von den im neudruck hinzugekommenen fehlern sind mir, abgesehen wie immer von ganz unwesentlichen orthographischen varianten, zb. kleinen anfangsbuchstaben statt grofser udgl., folgende aufgestofsen: v. 476 l. *des*, v. 695 l. *fein*, v. 873 l. *Jesse*, v. 1020 l. *deins*, v. 1142 l. *Ja recht*, v. 1194 l. *zundel*, v. 1476 l. *Des*, v. 1747 st. *was* l. *uns*, v. 1910 l. *aldo*, v. 2199 l. *meins*, v. 2275 l. *ein gwisser*, v. 2342 l. *unruwige*, v. 2483 l. *Die dich*, v. 2620 l. *Wörtlin*, v. 2636 l. *Schliest*, v. 2642 l. *meim*, v. 2668 l. *Er wol*, v. 2687 l. *Ambtschildlein*.

Im Mammons sold sind metrisch anfechtbar v. 51, wo *wolan* oder ein *herbey* zu streichen sein wird, v. 146, wo das zweite *nein* oder *der* zuviel ist, v. 157, wo wol *eurr* zu lesen ist, v. 162, wo es *all* heifsen muss, v. 172, wo *Manns* oder *bhend* zu lesen ist; v. 236 l. *gschwind* wie 239, wo es im druck auch *gschwind* lautet, nicht *geschwind* wie bei Martin. v. 246 l. *bdanck*, v. 421 l. *hola her* oder st. *hola hoh* vgl. v. 814. 848. v. 431 ist zu kurz. man könnte leicht ein *gar* oder *wol* einsetzen. auch v. 516 ist zu kurz. vielleicht *pfleget* st. *pflegt?* ebenso v. 784, wo *heut* nur in *heute* zu ändern ist. v. 979 l. *Jetzt*, v. 1030 l. *Grethl*, v. 1055 ist um eine silbe zu lang. ich denke, man tilgt *ein* vor *Fewr*. neu eingeschlichen haben sich fehler v. 239 l. *last*, v. 308 l. *deiner*, v. 342 l. *diese*, v. 1061 l. *die*.

Im Glückswechsel ist zunächst fehlerhaft v. 692, wo st. *uns* wol *nun*, v. 696, wo st. *den* zu lesen ist *dem*. aus metrischem grunde sind zu ändern v. 105 l. *ungschlagen* vgl. v. 181 *zsammen*, v. 218 *bscheid*, v. 605 *gstorben* usw. v. 413 l. *Pfaff*, v. 648 l. *Lande?*, v. 670 wol *dir* zu tilgen, v. 737 l. *Liendle*, dagegen v. 825 wie 964 *Agnesl* (zweisilbig), v. 885 l. *Leute*, v. 1070 wol das zweite *hast* zu streichen. in dem abdruck hinzugekommene falsche lesarten sind v. 426 l. *jhn*, v. 503 l. *mein*, v. 612 st. *Er* l. *Es*, v. 716 l. *Liendle*.

Berlin. OTTO PNIOWER.

Goethes Minchen. auf grund ungedruckter briefe geschildert von KARL THEODOR GAEDERTZ. mit dem bisher unbekannten, von Johanna Frommann gemalten portrait Wilhelmine Herzliebs und facsimile. Bremen, Müller, 1887. XI und 153 ss. kl. 8°. — 2,80 m.

Ein glücklicher zufall gestattete es dem verf., vier bisher unbekannte briefe zu veröffentlichen, die Wilhelmine Herzlieb in den jahren 1806—1808, also z. t. in der zeit ihres regsten verkehrs mit Goethe, an eine freundin in Lüneburg richtete. daneben konnte er noch zwei andere gleichfalls unbekannte publi-

cieren, die von Wilhelminens pflegemutter Johanna Frommann herrühren und uns von dem späteren schicksale des mädchens nachricht geben. man durfte besonders von jenen ersten briefen eine reiche auskunft über das so sehr verhüllte verhältnis Goethes zu Minna Herzlieb erwarten. aber die erwartung wird geteuscht. nur ein einziger von ihnen gedenkt des dichters und in einer weise, dass von seinem aufenthalt in Jena nur wie von einer flüchtigen episode in dem winter 1807 auf 1808 die rede ist. der sonette wird nicht mit einem worte gedacht.

Dennoch sind diese briefe, auch so wie sie sind, für uns von wert. bekanntlich haben Adolf Stahr (in seinen Frauengestalten) und nach ihm August Hesse (Virchow-Holtzendorffs Vorträge nr 297) die fabel von einem tief leidenschaftlichen verhältnisse Goethes zu Minna Herzlieb und dieser zu dem dichter, das für das mädchen die traurigsten folgen gehabt hätte, zu vertreten gesucht; ua. behauptet der eine, dass Minna von den pflegeeltern für einige jahre aus Jena entfernt wurde, um nur aus Goethes gesichtskreis zu kommen, der andere gar, dass schon im jahre 1806 die beziehungen Goethes zu ihr so weit gediehen waren, dass jener in aller eile seine vermählung mit Christiane betrieb, um nur so einem schweren conflict aus dem wege zu gehn. dieses letztere sollte dann das erlebte sein, das in den Wahlverwandtschaften dichterische gestalt gewann, da ja nach Goethes äufserung zu Eckermann (9 febr. 1829) auch dieser roman erlebtes enthalte. beide behauptungen werden nun durch die briefe auf das bündigste widerlegt. nicht nur erfahren wir aus ihnen, dass im jahre 1806 ein ganz anderer als Goethe (nämlich ein hr vManteuffel) das herz des mädchens erfüllte, sondern auch dass Minna Jena verliefs, um eine schwester in Züllichau, die sich verlobt hatte, zu besuchen, und dass ihre heimkehr ohne zutun, ja eher wie es scheint gegen den willen ihrer pflegeeltern sich verzögerte, lediglich darum, weil die heirat der schwester wider und wider hinausgeschoben wurde.

Hätte sich nun G. begnügt, an der hand dieser briefe die von Stahr und Hesse ersonnenen märchen zurückzuweisen und ihre nichtigkeit darzutun, er würde sich um die Goethephilologie würklich verdient gemacht und zugleich den dank aller derjenigen erworben haben, denen es am herzen liegt, das Goethestudium von unfruchtbaren klatschereien gereinigt zu sehen. leider aber liefs er sich verleiten, die par briefe zu einer vollständigen characteristik Minna Herzliebs zu verarbeiten und, da sie für eine solche aufgabe viel zu wenig boten, sich verlocken, mehr in ihnen zu sehen als sie tatsächlich enthalten. so geriet er schliefslich trotz gelegentlicher polemik gegen seine vorgänger in dieselbe bahn, die jene schon beschritten hatten, und machte auch seinerseits den versuch, ein leidenschaftliches verhältnis des mädchens zu Goethe wie Goethes zu ihm zu erweisen. zu dem zweck

benutzt er, um zunächst Minnas leidenschaftliche gefühle darzutun, einige briefstellen, die auch wir, wenngleich so kurz wie möglich, ins auge fassen müssen.

Die hauptstelle, auf die G. seinen beweis gründet, steht in einem schreiben vom febr. 1808, in dem Minna verschiedene erlebnisse des winters, ua. auch Goethes besuch in Jena erzählt: *er wohnte im schlosse,* heifst es da, *zu unserer grofsen freude, denn wenn wir seiner wohnung nicht so nahe gewesen wären, wer weis ob wir ihn dann jeden abend gesehen hätten, denn er muss sich doch auch ein bischen nach seiner gesundheit richten, die zwar jetzt im sehr guten gleise ist. er war immer so heiter und gesellig, dass es einem unbeschreiblich wohl und doch auch weh in seiner gegenwart wurde. ich kann dir versichern, liebe, beste Christiane, dass ich manchen abend, wenn ich in meine stube kam und alles so still um mich herum war, und ich überdachte, was für goldene worte ich den abend wieder aus seinem munde gehört hatte, und dachte was der mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in thränen zerfloss und mich nur damit beruhigen konnte, dass die menschen nicht alle zu einer stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das schicksal hingeführt hat, würken und handeln muss wie es in seinen kräften ist, und damit punctum.* aus den beiden im druck hervorgehobenen stellen baut G. nun zunächst sein luftschloss von der tiefen leidenschaft Minnas zu Goethe auf. er erblickt in ihnen 'ein bekenntnis ihrer gewaltsam niedergekämpften liebe zu Goethe', 'eine würkliche liebe, deren feuer sie mit geradezu bewunderungswürdiger energie löschte'. man wird erstaunt fragen, wie G. aus diesen worten auf eine tiefe neigung des mädchens schliefsen kann, und vor allem, wie er von einem heldenmütigen seelenkampfe zu sprechen vermag, den das unglückliche mädchen in ihrer brust zu bestehen hatte. aber wer so fragt, der kennt eben die ingeniösen mittel nicht, mit denen die philologie heut zu tage zu arbeiten weifs. der brief sagt zwar nichts von jenem entsagungsvollen kampfe, wol aber tritt die überlieferung für ihn ein. Fritz Frommann erzählt in seinem buch: Das Frommannsche haus, dass ihn Minna damals mit dem ewigen absingen des Goethischen liedes Trost in thränen 'weidlich gelangweilt' habe, und citiert dabei den vers:

die sterne, die begehrt man nicht,
man freut sich ihrer pracht,
und mit entzücken blickt man auf
in jeder heitern nacht.

'um vollständig den damaligen seelischen zustand Minchens erfassen zu können', meint nun G., 'muss man das ganze gedicht sich vergegenwärtigen' und citiert es darauf. indem er dann den zustand des mädchens dem in dem liede dargestellten völlig gleich

setzt und ihn natürlich durch die liebe zu Goethe hervorgerufen sein lässt, hat er nach seiner meinung die stimmung des entsagens gefunden, die Minna bei der aussichtslosen neigung zu dem dichter damals erfüllen muste. darum kümmert er sich nicht, dass, wie ihr erster brief zeigt, wenigstens im jahre 1806 hr vManteuffel und nicht Goethe ihr herz besafs und dass die unglückliche liebe zu jenem sie in der tat in eine wehmütig-entsagungsvolle stimmung versetzte. und darnach fragt er nicht, ob diese nicht auch das nächste jahr überdauert haben könnte, wenn nun einmal von einer solchen stimmung gesprochen werden soll, obgleich er nachher selbst sogar für eine viel spätere zeit, wie wir sehen werden, auf jene neigung Minna Herzliebs zurückgreift. doch ich will nicht ungerecht sein. wir wunderten uns eben über die zumutung, dass der brief etwas von einem entsagungsvollen kampfe enthalten solle. aber eine andeutung darüber findet sich doch in ihm, wenigstens ist sie für G. vorhanden, der sie in der zweiten von uns hervorgehobenen stelle erblickt, in den worten: *dass die menschen nicht alle zu einer stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das schicksal hingeführt hat, würken und handeln muss, wie es in seinen kräften ist....* 'Goethe steht für sie', meint G., 'so erhaben da, — und was ist sie, sie, die früher schon an eine verbindung mit dem jungen Manteuffel nicht zu denken wagte, blofs weil er von adel?! ruhe greift in ihrer seele raum, klarheit und entschluss.' . . . .

Neben diesen briefstellen kommen noch einige andere in betracht, von denen die eine wenigstens eine gewisse aufgeregte stimmung Minnas verrät, die andere eines von ihr selbst begangenen unrechts erwähnt, eine dritte endlich in einem briefe der Johanna Frommann an ihren gatten in einer für uns rätselhaften weise von der 'nähe eines unrechts', 'der so unentschiedenen und gepressten lage' usw. spricht. jene erste stelle — sie steht am anfang desselben briefes vom febr. 1808, der auch Goethes gedenkt — bringt selbst G. in keinen zusammenhang mit der vorausgesetzten liebesleidenschaft Minnas, sondern sieht in dem heftigen herzenserguss, der leidenschaftlichen selbstanklage nichts weiter als den ausdruck der reue über — schreibfaulheit. jedesfalls bezieht sich das vergehen, wegen dessen Minna sich so bewegt äufsert, auf die adressatin, wie aus dem wortlaut deutlich ersichtlich ist.

Die zweite stelle befindet sich in einem briefe vom october 1808, der von Züllichau aus datiert ist, wohin Minna sich, wie wir wissen, zum besuch ihrer verlobten schwester begeben hatte. sie lautet: *die Frommann weifs es aus eigner erfahrung, wie schwer man sich unter allen umständen von geschwistern trennt, sie hat mir also auch recht gern erlaubt noch länger hier zu bleiben; ich geniefse auch die zeit recht, und alles was mich trübe machen*

könnte, verbanne ich aus meiner seele, wer weifs ob ich nicht ganz geheilt werde, und dann ist mir geholfen, wenn ich nur mein begangenes unrecht wieder gut machen könnte! was für ein unrecht gemeint ist, wissen wir nicht. dass damit irgend auf die beziehungen zu Goethe angespielt wird, ist durchaus unwahrscheinlich, jedesfalls unbeweisbar. G. selbst bringt diese stelle in verbindung mit einer anderen, jener als dritten angeführten, die in dem briefe steht, den frau Frommann im oct. 1812, also vier jahr später, einen tag nach Wilhelminens heimkehr, an ihren in Leipzig weilenden gatten richtete. ich setze ein stück des briefes her.

Ihre (dh. Minna Herzliebs) *freude ist so wahr — ich teile sie; sie überdeckt und verhehlt mir oft unsere bis jetzt doch so unentschiedene und gepresste lage. du weist, wie unwohl mich die nähe eines unrechts macht. es ist mehr wie ein unrecht geschehen, ich kann weder mit gedanken noch mit worten schelten, denn ich kenne die gefühle eines jugendlichen herzens. manchmal ist mirs, als wünschte ich diese Helena zu verdoppeln, um dem schönen Paris das blendwerk zu geben, damit er den wunsch seines herzens erfüllt glaubt. erwacht, im reiferen besinnen würd er mirs vielleicht danken. das würkliche häusliche sittliche weib scheint mir bei dem andern noch immer recht und gut angebracht. aber es kann auch sein, dass die erste liebe ein treues herz bewahrt, wie ist man dann befugt, wozu soll man etwas stören, was so schön und heilig ist! doch ich muss, ich kann mit dir noch nicht über eine sache sprechen, die mir selbst noch nicht klar ist. wir haben uns wenig allein gesprochen, wills gott, heute mehr! schnell entscheiden kann ich gar nichts, wenn ich auch wollte — und ich kann ja nicht wollen.* — auch diese worte sind für uns recht dunkel und schwer zu deuten. wir wissen nur, dass Wilhelmine Herzlieb kurz vor ihrer abreise von Züllichau ihr herz einem manne versprach, ohne von neigung zu ihm erfüllt zu sein, und dass sie nicht lange darauf das verhältnis löste. es scheint somit, wie wenn Frommanns dem mädchen zu der heirat zuredeten, ohne eine ältere neigung von ihr zu berücksichtigen. ansprechend vermutet G., jene ältere neigung sei ihre liebe zu dem erwähnten hrn vManteuffel. nur nimmt er ohne grund an, 'dass diese liebe mit aller kraft wider erwacht sein muss', etwa indem hr vManteuffel ein lebenszeichen von sich gab, vielleicht eine anfrage nach dem geschick Minnas an sie richtete. er muss das freilich tun, weil er sonst keinen raum für seine vermutung von der leidenschaftlichen zuneigung des mädchens zu Goethe findet. denn diese war ja doch so, dass sie jede andere verdrängen und vergessen machen muste, also muss jene alte liebe durch einen anstofs von aufsen wider erweckt sein. wir aber meinen, dass gerade in dem hier hervortretenden gegensatze einer älteren neigung zu einer heirat ohne liebe ein symptom

mehr dafür da ist, dass Wilhelminens herz nach wie vor an jenem genossen der jugend hieng und niemals von einem anderen, auch nicht von Goethe, ernstlich erfüllt gewesen ist.

Das ist das resultat unserer prüfung jener stellen, von denen auch die letzte, die für einen unbefangenen betrachter ja nichts auf Goethe bezügliches enthält, besprochen werden muste, weil selbst in ihr, namentlich von Hesse, anspielungen auf des dichters verhältnis zu Minna Herzlieb erblickt worden sind. so wurde, um nur eins anzuführen, *jenes würkliche häusliche sittliche weib* auf Goethes frau, *der andere* auf den dichter selbst gedeutet, während mit ihnen offenbar Minna und jener verlobte gemeint sind. somit dürfen wir wol G.s annahme von einer leidenschaftlichen neigung Minnas zu Goethe in derselben weise 'zum alten eisen werfen', wie er es mit Stahrs und Hesses behauptungen getan hat. wir dürfen das um so eher, als noch ein moment in betracht kommt, das G. gar nicht berücksichtigt hat, das aber bei der beurteilung dieser briefe nicht aufser acht gelassen werden darf. Minna Herzlieb war eine sehr sensible, reizbare natur, wie es — man kann es fast ohne übertreibung sagen — jeder satz in diesen briefen erkennen lässt. man bleibt noch unter der richtigen bezeichnung des geistes, der in ihnen atmet, wenn man ihn mit dem worte Wertherstimmung zu characterisieren sucht. von einem empfange eines briefes der freundin schreibt sie (s. 84): *wie soll ich dir meine unaussprechliche freude bezeichnen, meine liebe beste freundin, die du mir durch deinen brief gemacht hast? gewis sie war gröfser als die deine, wenn ich dir schreibe! mein herz und meine hände zitterten so, dass ich kaum lesen konnte, und doch hätte ich jedes wort verschlingen mögen.* und wo sie ihre erste begegnung mit dem bräutigam ihrer schwester schildert, heifst es (s. 87): *noch hatte ich Müllern, ihren künftigen mann, nicht gesehen, endlich klopfte jemand, und er trat in die türe; ich fühlte, wie mir die knie zitterten, ich nahm mich aber zusammen und gieng ihm so unbefangen wie möglich entgegen.* erwägt man diese heftige erregbarkeit und berücksichtigt dazu Minnas spätere ehescheu, ferner ihr schliefsliches unglückliches ende in einer heilanstalt für gemütskranke, so wird man kaum irren, wenn man schon für jene zeit einen gewissen grad von hysterie bei ihr voraussetzt. erscheint aber so der überschwang in ihrer ausdrucksweise als die folge einer nicht ganz normalen reizbarkeit, so hat man gewis kein recht, die versicherung dass es ihr in Goethes gegenwart *unbeschreiblich wohl und doch auch weh wurde* für den nachklang eines heftigen liebesschmerzes zu halten.

Wie steht es nun aber mit G.s behauptung von Goethes leidenschaftlicher liebe zu Wilhelmine Herzlieb? und worauf gründet er diese? nachdem er einen um Goethe erduldeten seelenkampf bei Minna Herzlieb als erwiesen annimmt, sagt er,

dass sich allerdings nicht mit sicherheit constatieren lasse, ob daraus auch für den dichter die annahme eines 'würklich leidenschaftlichen kampfes gegen die neigung zu Minna' folge, 'wenn wir nicht den inhalt der sonette für bare münze nehmen wollen'. und nun sucht er aus dem inhalt einiger sonette jene liebesleidenschaft Goethes zu erweisen. wir folgen ihm auf dieses heikle gebiet nicht, da ein bekenntnis des dichters über diese seine liebe in einem brief an Zelter ja vorliegt — *ich liebte das mädchen mehr wie billig,* schrieb er am 15 januar 1813 — und es hier darauf nicht ankommen kann, den grad seiner neigung zu bestimmen. nur gegen die art, wie G. für seinen zweck den inhalt einzelner sonette ausnutzt, müssen wir uns wenden, weil er dabei nicht nur die entstehungsweise des cyclus aufser acht lässt, die art, wie der dichter in diesem fall producierte, die umstände, unter denen die gedichte entstanden sind, sondern auch nicht einmal den character des sonetts überhaupt in anschlag bringt.

Es ist bekannt, wie ablehnend sich Goethe anfangs gegen das sonett verhielt und wie wenig geeignet es ihm schien, *das beste, was gefühl ihm gab, zu reimen*, wie er sich aber nachher doch entschloss, auch in dieser beengenden kunstform sich dichterisch auszusprechen. gerade in Jena, eben im winter von 1807 fasste er für die gedichtform ein unerwartetes interesse, sodass er selbst im Frommannschen kreise Schlegelsche sonette vorlas, gleichzeitig auch ausgesprochener mafsen an denen von Zacharias Werner gefallen fand. als er dann auch Riemer und Gries in der production dieser gedichte wetteifern sah, begann er endlich selbst, an dem kampf sich zu beteiligen. es ist nun nicht zu bezweifeln, dass wir diese so plötzlich erwachte schaffungslust, diesen drang, sich in einer bis dahin ihm unbequemen form dichterisch zu betätigen, nicht lediglich einer ästhetischen anregung verdanken, sondern dass daran auch das wolgefallen, das ihm die liebliche erscheinung Minnas einflöfste, ja seine neigung zu ihr anteil hatte. aber es ist doch bezeichnend für die art der dichterischen begeisterung, die er von dem mädchen empfieng, und für die art, wie Goethe damals überhaupt die würklichkeit dichterisch verwertete, dass das erste nachweislich von ihm gedichtete sonett jenes cyclus seinem motive nach den erlebnissen des dichters mit Bettina verdankt wird. es ist dies das vierte in der sammlung, welches *Das mädchen spricht* überschrieben ist und, was seinen inhalt betrifft, eine begegnung des dichters mit seiner geliebten darstellt in einem raume, in dem sich eine büste von ihm befindet. da nun, wie vLoeper (Goethes ged. 2 bd., Berlin 1883, s. 294) sehr richtig bemerkt, bei Frommanns oder sonst wo in einem hause zu Jena sich schwerlich schon damals eine büste Goethes befand, andrerseits aber Bettina erzählt, der dichter stelle in dem sonett einen mit

ihr in der bibliothek zu Weimar erlebten vorfall dar, so ist es mehr als wahrscheinlich, dass Goethe hier in der tat eine ihm mit Bettina begegnete episode verwertet hat.

Aber auch das fünfte, *Wachstum* überschriebene sonett, von dem Minna Herzlieb im jahre 1857 hrn vLoeper gegenüber äufserte, es drücke ganz ihr verhältnis zu Goethe aus, und das G. für seine zwecke auch redlich auszubeuten sucht, auch dieses sonett scheint mir seinem inhalte nach nicht ausschliefslich der einwürkung Minnas zugewiesen werden zu dürfen. die beiden quartette scheinen freilich aus dem verkehr mit Minna geschöpft zu sein und drücken ganz das verhältnis aus, in dem der dichter jahre lang zu dem mädchen gestanden hat — vgl. den oben erwähnten brief an Zelter: *seine braut* (Minna) *fieng ich als kind von acht jahren an zu lieben* —, ob aber in den versen des zweiten terzetts:

doch ach! nun muss ich dich als fürstin denken:
du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
ich beuge mich vor deinem blick, dem flücht'gen

Goethes verhältnis zu Minna Herzlieb seinen ausdruck gefunden hat, scheint mir doch mehr als zweifelhaft. ich stehe daher nicht an, mit hrn vBiedermann und anderen in diesen worten — aber zum unterschied von ihnen nur in diesen — eine beziehung auf die prinzessin Karoline von Weimar zu erblicken (Loeper s. 294). das sonett wäre dann in seinen motiven contaminiert und man hätte hier für das kleine gedicht anzunehmen, was für den Werther längst beobachtet ist: eine mischung zweier modelle zu einer dichterischen gestalt.

Die annahme eines derartigen verfahrens gerade bei den sonetten wird nicht unerhört erscheinen, wenn wir andere auf ihre motive hin prüfen. es zeigt sich, dass Goethe beim producieren dieser gedichte in ganz besonderem mafse die poesie commandiert hat.

Gleich das in der sammlung erste sonett, *Mächtiges überraschen*, weist eine entschiedene verwandtschaft mit Mahomets gesang und dem gedicht: Gesang der geister über den wassern auf. schon das motiv: die wandlung eines flusses zu einem see liegt in nuce in Mahomets gesang vor, wo ein vers: *ein hügel hemmet uns zum teiche* lautet; im einzelnen vergleichen sich noch

Mahomets gesang: *nach der ebene dringt sein lauf*
schlangenwandelnd
mit sonett: *er wandelt unaufhaltsam fort zu tale,*
ferner die bezeichnung des oceans als des *vaters:*
Mahomets gesang: *nimm die brüder von den bergen*
mit, zu deinem vater mit
oder vorher: *nimm die brüder mit*
mit zu deinem alten vater
und am schluss: *und so trägt er seine brüder*

dem erwartenden e r z e u g e r
freudebrausend an das herz
mit sonett: *gehemmt ist nun zum* v a t e r *hin das streben.*
dem: *jünglingfrisch*
tanzt aus der w o l k e
auf die marmor f e l s e n *nieder*
vergleicht sich: *ein strom entrauscht* u m w ö l k t e m f e l s e n *saale,*
während der schluss des sonetts:

sie schwankt und ruht, zum see zurückgedeichet;
gestirne, spiegelnd sich, beschaun das blinken
des wellenschlags am fels, ein neues leben

an die stelle im Gesang der geister erinnert, wo es heifst:

und in dem glatten see
weiden ihr antlitz
alle gestirne.

Genau aber wie in diesem sonett alte motive in neue form gekleidet erscheinen, so zeigt auch das dritte *Kurz und gut* verwandtschaft mit einem lied aus der Lilizeit, dem gedicht Neue liebe, neues leben. auch hier der gedanke, eine unterredung mit dem eigenen herzen darzustellen, und auch hier schon der conflict zwischen der absicht, heute vom liebchen fern zu bleiben, und dem heftigen drange, zu ihm zu eilen. dem reizenden schluss des sonetts: *allein was nun? — ich dächt im ersten feuer*
wir eilten hin, es vor ihr selbst zu singen
vergleichen sich in jenem jugendliede die worte:

will ich rasch mich ihr entziehen,
mich ermannen, ihr entfliehen,
führet mich im augenblick
ach! mein weg zu ihr zurück.

So wird es deutlich, dass Goethe für die neue form die motive sich gewisser mafsen erst heranholte und in ihr das auszudrücken suchte, was ihm geläufig oder in seiner phantasie so vorbereitet war, dass es sich der dichterischen gestaltung leicht fügte. die beobachtung stimmt auch ganz zu dem verhältnis, in dem Goethe zu ihr überhaupt gestanden haben wird, als er sich daran gab, ihr auch seinerseits tribut zu entrichten. denn abgesehen von seiner abneigung gegen das sonett in formaler beziehung, die er ja überwunden haben muste, als er von ihm in p o s i t i v e r weise gebrauch zu machen anfieng, muss Goethe auch mit der wahl der stoffe, die man in ihm vorzugsweise darzustellen beliebte, nicht einverstanden und sich bewust gewesen sein, dass er in dieser beziehung anders verfahren würde, wenn er es einmal anwenden sollte. und in der tat, während die um Goethe dichtenden meister des sonetts, AWSchlegel an der spitze, es meist mit betrachtungen philosophischen, ethischen, didactischen inhalts, also mit nur gedankenmäfsigen motiven füllten (vgl. darüber Welti Gesch. des sonetts s. 166 ff), suchte er die form für

die lyrik zu gewinnen und zwar für seine lyrik, deren principien: handlung, fortschritt, lebendige anschauung auch hier zur geltung kommen sollten. und dass er, um diese tendenz durchzuführen, gleichsam bei sich selber anleihen machte und in der eigenen erinnerung grub, um prägbares metall zu finden, ist leicht begreiflich.

Verfuhr Goethe aber so, dann sieht jeder selbst, wie bedenklich es ist, wenn G. aus dem inhalt der sonette beweise zu erbringen sucht für die leidenschaft, von welcher der dichter erfüllt war. es ist um so bedenklicher, als er dabei noch den character der form, ihren einfluss auf die darstellung aufser acht lässt. das sonett fordert zur steigerung geradezu heraus und Goethe hat diesem in der form liegenden drange auch durchaus nachgegeben. nicht nur sucht er jeder strophe einen möglichst für sich abgeschlossenen inhalt zu geben, er ist auch bemüht, die einzelnen nach möglichkeit gegen einander zu contrastieren, sei es durch steigerung, sei es sonst durch verschärfung des gegensatzes. den schluss versieht er dann wol auch mit einer pointe. wie unkritisch ist es daher, von einem verse wie: *ich fühl im herzen heifses liebestoben* (sonett *Wachstum)* schlüsse auf die würklichkeit zu ziehen und ihn für 'baare münze' zu nehmen! es kommt dazu, dass G. auch für seine zwecke mehr sonette ausbeutet, als in würklichkeit, soviel wir nachweisen können, der unmittelbaren einwürkung jener beziehungen zu Minna zuzuschreiben sind. Düntzer hat noch immer recht, wenn er nur die sonette 12. 16 und 17 auf Minna Herzlieb bezieht (vgl. Burkhardt Grenzboten 1879 I nr 11). von diesen hat HGrimm eines (16) in seinem schönen aufsatz: Goethe, Minna Herzlieb und Bettina (Preufs. jahrbücher 1872, novemberheft) sehr geistreich ausgelegt und gezeigt, dass auch hier ein schluss auf directe realität des inhalts unstatthaft ist. zugleich brachte er es in einen überraschenden zusammenhang mit der conception der Wahlverwandtschaften.

Auf die ausführungen Grimms in diesem aufsatz sei überhaupt verwiesen. sie liefern die beste beurteilung des versuches, den G. weiterhin macht, die characteristik Minnas zu bereichern, dadurch dass er sie durch Ottilie und diese wider durch jene darzustellen unternimmt. indem sie dartun, dass Minna Herzlieb Goethe für seine Ottilie nur hilfsmodell gewesen ist, zeigen sie, wie verfehlt es ist, beide gestalten, die würkliche wie die poetische, schlechtweg zu identificieren. doch seien zur würdigung jenes versuches von G. einige proben daraus mitgeteilt. nachdem er aus den Wahlverwandtschaften die schilderung citiert hat, die Goethe von Ottilie als darstellerin der himmelskönigin entwirft, fährt er fort s. 142: 'wir können aus Minchens leben freilich eine derartige scene nicht nachweisen, aber wir fühlen, dass bei dieser schilderung dem dichter ihre erscheinung, ihre eigen-

art vor augen schwebte'. von der katastrophe im roman, dem unglücke, das Ottilien auf dem see widerfährt, sagt G. s. 145 wörtlich: 'natürlich und gottlob ist dieser hochtragische unfall keine würkliche begebenheit, indessen unzweifelhaft ausgesonnen von des dichters phantasie mit dem hinblick auf Wilhelmines unsägliche liebe zu kindern'. — von dem motiv der ähnlichkeit der handschriften Eduards und Ottiliens, das Goethe so schön verwendet, glaubt G., es sei aus dem tatsächlichen verhältnisse Goethes zu Minna Herzlieb geschöpft, indem er auf die jeden frappierende ähnlichkeit verweist, 'die sich zwischen der namensunterschrift Minnas mit der von Goethes hand findet, als er den namen Herzlieb gelegentlich der vier widmungszeilen bei schenkung seiner gedichte an sie im jahre 1817 niederschrieb'. wäre die beobachtung richtig, dann wäre uns für die erkenntnis der entstehung der Wahlverwandtschaften in der tat ein schätzenswerter beitrag geliefert, leider wird aber niemand G. diese ähnlichkeit zugeben.

Nach diesen proben kann man den wert bemessen, der dem ganzen versuche G.s beizulegen ist. trotzdem kann man ihm recht geben, wenn er zum schlusse behauptet: 'nicht nur die grundzüge von Minna Herzliebs persönlichkeit ihrer äufseren erscheinung und ihrem inneren wesen nach hat Goethe als original zur schilderung seiner Ottilie genommen, sondern er hat auch seine eigene liebesgeschichte zu ihr frei in den roman hineinverwoben'. nur wird es gestattet sein, sich das wort 'frei' anders auszulegen als es G. beliebt hat. wie er anzunehmen, dass Goethe den roman schrieb, nachdem er selbst 'einen leidenschaftlichen kampf bestanden hatte gegen die neigung zu Wilhelmine, deren herz selbst unter diesem verhältnisse gelitten', dazu sind wir nicht berechtigt. denn wenn G. auch nach seiner eigenen versicherung den beweis für diesen kampf erbracht zu haben glaubt, in wahrheit hat er ihn nicht geliefert.

Noch sei darauf hingewiesen, dass dem buch ein bisher unbekanntes, überaus liebliches portrait Minna Herzliebs beigegeben ist, das uns ganz den bestrickenden reiz ahnen lässt, den sie auf so viele ihrer zeitgenossen ausgeübt hat.

Berlin, im october 1887. OTTO PNIOWER.

Lateinische hymnen des mittelalters. als nachtrag zu den hymnensammlungen von Daniel, Mone, Vilmar und GMorel aus hss. und incunabeln hg. von FWERoth. nebst beschreibung der benützten hss. und drucke und alphabetischem register der liederanfänge. Augsburg, BSchmid, 1888. x und 165 ss. gr. 8°. — 3 m.

Es ist immer eine unangenehme obliegenheit, ein buch zur anzeige zu bringen, an dem der fleifs und allenfalls die vortreff-

liche absicht des verfassers das einzige ist, dem man, ohne es an der dem publicum schuldigen aufrichtigkeit fehlen zu lassen, rückhaltlose anerkennung zu zollen vermag. rücksichtlich des hier in rede stehenden werkes könnte ich mich, dies odium einiger mafsen auf andere schultern abzuwälzen, auf die soeben erschienene besprechung einer ähnlichen sammlung im Bulletin critique (du 15 nov. 1887 p. 426) beziehen, tue es indes nur, um zu bemerken, dass die Rothsche hymnenlese zwar nicht jenes wunderliche chaos der Milchsackschen darstellt, dass aber alles in allem letztere so übel mitgenommene sammlung sich als sehr viel brauchbarer erweisen dürfte denn die vorliegende. zwar beabsichtigte unser herausgeber laut vorwort 'vor allem ungedrucktes' zu liefern, hat aber sein versprechen schlecht gehalten, da er geradezu verschwindend wenig neues bietet, dafür aber sachen aufnimmt, deren abdruck in solcher weise und aus solchen quellen absolut zwecklos erscheinen muss. so ist zb. die widergabe des ganzen s. g. Mariale Anselmi s. 62—81 nach der Londoner ausgabe von Ragey doch völlig überflüssig. R. scheint keine ahnung davon zu haben, in wie vielen handschriften diese reimgebete vorhanden sind. gesetzt, diese hundert und aber hundert hss. fielen ebenso vielen forschern in die hände, die deren inhalt nach dem beispiele R.s sofort abdrucken liefsen, so müste das hymnologische publicum geradezu zur verzweiflung getrieben werden.

Ebenso unbegreiflich finde ich es, wenn für hymnen des Ambrosius, Sedulius, Fortunatus lesarten aus brevieren des 15, ja des 16 jhs. zusammengetragen werden. was soll man ferner mit den vielen hymnenköpfen (aus einer einzigen hs. sind deren beinahe ein halbes hundert angeführt)? es wäre das zu viel zum sterben und zu wenig zum leben, wenn man nicht glücklicher weise den wenigen mitgeteilten zeilen ansähe, dass die 48 gebete der hs. 1037 gar keine hymnen im wahren sinne des wortes, nicht einmal orationes rhythmicae, sondern ergüsse in s. g. reimprosa sind, ähnlich der sprache der Imitatio Christi. dass in der hs. die bezeichnung *hymni* gebraucht ist, verschlägt ebenso wenig, als wenn — was auch vorkommt — eine schöne *oratio rigmata et rimata* als von *Joseph ab Arimathea, nobili centurione compilata* angepriesen wird.

Ähnlich unangenehme empfindungen verursacht es wider, nr 191 f ein stundengebet, das jedesfalls in der ersten hälfte des 15ten entstanden ist, in einer miserabeln überarbeitung aus einer hs. des 18 jhs. abgedruckt zu finden.

Übrigens wird sich über diese und ähnliche dinge derjenige schwerlich verwundern, der das vorwort aufmerksam gelesen. da wird zb. s. IV gesagt, Mone habe sein material sehr vielen bibliotheken Deutschlands, Belgiens, der Schweiz und Italiens entnommen, während nach s. VII derselbe Mone fast nur lieder der Konstanzer, Baseler, Speierer und Strafsburger diöcese geliefert

haben soll.[1] s. v heifst es: 'der erste, der benutzung von hss. und alten drucken mit einander verband, war der Einsiedler stiftsbibliothekar Gall Morel'; s. III hat derselbe autor geschrieben: 'Daniel benützte zwar eine kleine anzahl manuscripte, darunter sehr wertvolle, eine reihe von incunabeln usf.' s. v: 'ich glaube, dass durch planmäfsige benutzung von hss. und guten alten drucken die sammlung Mones mit verhältnismäfsig geringem zeitaufwand eine ausdehnung erhalten hätte, die wenig mehr als unbekannt übrig gelassen'; s. IX dagegen sollen allein in den ritualdrucken vor 1550 über 300—400 unbekannte lieder enthalten sein.

Das überhebt mich wol der mühe, den übrigen verirrungen des herausgebers an diesem orte im detail nachzugehen. derartige 'hymnologische' leistungen zeigen erst, wie grofs unbeschadet mancher kleinen schwäche vor allem Mone dasteht. solcher 'nachträge' bedarf es, soll man ihn recht würdigen lernen.

[1] wenn ebenda unter den lateinischen hymnensammlungen auch OSchades Geistl. lieder von Niederrhein genannt werden, so hat der autor sie entweder nicht gesehen oder aber vergessen, was dieselben an lateinischem material bieten.

München, 3 december 1887. GUIDO M. DREVES S. J.

LITTERATURNOTIZEN.

Über stoffe altdeutscher poesie von dr SGELBHAUS, rabbiner und prediger zu Nordhausen. Berlin, Stuhr, o. j. (1886). II und 83 ss. 8⁰. 3 m. — ein wunderliches büchlein. weil der 'könig Messias' in einer höhle in der stadt Luz lebt, ist die sage vom schlafenden kaiser jüdischen ursprungs — heifst doch eine bergspitze am Kiffhäuser der Judenkopf; weil die sage von einem ins jenseits entrückten menschen, den bei seiner rückkehr niemand mehr kennt, auch im Talmud sich findet, stammt die sage vom schlafenden hirten am Kiffhäuser dorther; obgleich sich eine jüdische parallele zum könig Guntram, dessen seele in schlangengestalt aus seinem munde schlüpft, nicht nachweisen lässt, beruht die sage doch auf den vorstellungen jüdischer kreise usf. die kenntnisse des verfassers in sagen und märchen sind sehr geringfügig, und dass es über sagen und märchen eine litteratur gibt, scheint er gleichfalls fast nur vom hörensagen zu wissen. hier und da bringt er eine analogie bei, welche den alten satz bestätigt, dass mythologische verbreitungsbezirke sich nicht mit sprachlichen und ethnologischen verwandtschaftsgebieten decken; so zum 'schweren kind', wobei aber der Sceáf-mythus (vgl. Mannhardt Korndämonen s. 29) nicht hätte vergessen werden dürfen. oft aber sind die vergleichungen schief und unzutreffend. s. 22 f wird eine Talmudlegende angeführt, die weit mehr als zu der in parallele ge-

stellten deutschen sage zu Gonzenbach nr 46 stimmt. die geschichte von dem greise, den sein vater geschlagen, weil er den grofsvater hat fallen lassen, spielt nach s. 25 an einem ort, wo der tod keine gewalt hat, und ist jüdischer herkunft, weil die Hebräer einen solchen ort kennen; über die litteratur vgl. Clouston, Popular tales and fictions 2, 96 ff. in dem abschnitt über Reineke fuchs ist OKellers aufsatz gar nicht erwähnt; nach s. 40 kommt in Frankreich und Deutschland vor dem 10 jh. keine tiersage vor. neu ist die bemerkung s. 45, der blitz werde erst nach dem donner sichtbar. der 'treue Johannes' entstand, als Deutschland christianisiert ward (s. 48). auch der 'wunderliche spielmann' ist ein verkappter jude, denn der levit Higros spielte so ergreifend, dass die priester zu boden stürzten (s. 49); zu vgl. Cosquin 1, 28 ff. 'läuschen und flöhchen' treten s. 56 verschämt als milbchen und grillchen auf und werden mit dem jüdischen osterlied, worüber Germania 5, 463 ff. Cosquin 2, 32 ff zu vgl., in zusammenhang gebracht, da doch diesem vielmehr der 'jockel' entspricht (Cosquin 1, 201; 2, 304); auch Clouston 1, 289 ff ist zu vgl.; über die angebliche priorität des osterliedes s. GParis bei Cosquin 2, 38. der 'gevatter tod' (s. 62, unter der falschen überschrift 'der herr gevatter') hat zwar keine directe rabbinische entsprechung, aber der flammende zweig in der hand des jüdischen todesengels ist nichts anderes als die brennenden lichter in der wohnung des gevatter tod. prachtstücke der vergleichungskunst finden sich auch s. 65 ff; 67 ff; zu jenem halte man Orient und occident 2, 297, zu diesem Clouston 1, 381. der gewinn, der sich aus dem schriftchen ziehen lässt, ist überaus mäfsig.

LUDWIG LAISTNER.

Magister Friedrich Friese, weiland conrector am Friedrichsgymnasium zu Altenburg, Historische nachricht von den merkwürdigen ceremonien der altenburgischen bauern. 1703. neudruck, mit einleitung und anmerkungen versehen [von dr MGEYER], mit einer nachbildung des trachtenbildes bei Friese und einem modernen trachtenbilde. Schmölln, Bauer, 1887. 39 ss. 8°. — Friedrich Friese, geb. 1668, seit 1691 am Altenburger gymnasium angestellt, gestorben 1721, ist, wie die vorrede zu obiger schrift ausführt, der verfasser zahlreicher für seine schüler geschriebener lustspiele, einer physik, eines vielgedruckten lehrbuches der geschichte, einer art pädagogik Schulgespräche betitelt, insbesondere aber einer gröfseren reihe von schriften — es sind 20 an der zahl —, die sich mit den ceremonien der verschiedenen handwerkerstände befassen. ein ähnliches sittengeschichtliches thema behandelt auch jenes büchlein, von dem Geyer den vorliegenden neudruck besorgt hat, doch sind die von Friese zum vergleich herangezogenen ceremonien anderer völker sowie die angehängten moralischen nutzanwendungen, weil für den heutigen leser wertlos, fortgelassen worden, womit man sich einverstanden erklären kann. was

von den durch Friese aufgezeichneten bräuchen und sitten der altenburger bauern bei hochzeiten, brautheimführung, kindtaufen, gesindemieten, beerdigungen, in kleidung sich bis in die jüngste zeit erhalten hat, wurde vom herausgeber in beigefügten anmerkungen notiert. auch hier machen wir wie überall auf dem gebiet der sittenkunde die erfahrung, dass die guten alten bräuche mehr und mehr in vergessenheit geraten. um so dankbarer begrüfsen wir daher die erneuerung des älteren schriftchens, dessen verf. durch seine liebe zum volk, durch sein versenken in dessen eigenart uns ehrfurcht abnötigt. zu den capp. über hochzeit und heimführung liefse sich natürlich manches vergleichen, ich verweise zb. auf JAEKöhler Volksbrauch, aberglauben, sagen und andere alte überlieferungen im Voigtlande usw., Leipzig 1867. Alemannia 14, 188 ff. Zs. 6, 463 f. Weinhold Deutsche frauen 1, 409. 412 f, zu s. 20 anm. 2 auf DWB 7, 1161. was Friese s. 33 ff über das wesen der altenb. mundart verlauten lässt, verrät den dilettanten, aber gerne empfangen wir die mitteilung eines kleinen im dialect geschriebenen lustspieles, das 1687 *zum beschlusz des gewöhnlichen Gregorii-festes, da man des Leopoldi Sieg wider den Türcken bey Wien praesentiret,* aufgeführt wurde; der hg. hat zur erleichterung des verständnisses auch diesen drei in frischem ton verfassten bauernscenen anmerkungen beigegeben. hervorgehoben seien noch die beiden vergangenheit und gegenwart veranschaulichenden trachtenbilder. PHILIPP STRAUCH.

Bemerkungen zu Notkers bearbeitung des Boethius von dr PSONNENBURG. programm des gymn. zu Bonn 1887. 12 ss. 4⁰. — diese abhandlung ergänzt in willkommener weise die grundlegenden arbeiten von Kelle, Wunderlich ua., welche im gegensatz zu der älteren auffassung die einheitlichkeit der Notkerschen übersetzung nachgewiesen haben. zu dem, was s. 6 f über die deutsche widergabe von *sacer* und *sanctus* gesagt ist, wäre namentlich die ausführung von Kelle Zs. 30, 303 ff zu citieren gewesen. in der auffassung der Notkerstelle, die von dem unter abt Burkhart angefertigten globus handelt, stimmen S. und ich (Gesch. d. d. litt. in der Schweiz s. 66) völlig überein. die abschnitte II und III sind nach meinen bemerkungen über den magister Ruodpert selig (Zs. 31, 189 ff), die S. noch unbekannt blieben, gröstenteils hinfällig. zu s. 12, die quellen der Rhetorik betreffend, die hier als unsicher dargestellt werden, vgl. meine Gesch. d. d. litt. in der Schweiz s. 72. J. BAECHTOLD.

Gastmähler und trinkgelage bei den Deutschen von den ältesten zeiten bis ins neunte jh. ein beitrag zur deutschen kulturgeschichte von FASPECHT. Stuttgart, Cotta, 1887. 61 ss. 8⁰. 1,20 m. — mit guter kenntnis der einschlägigen litteratur ausgerüstet entwirft der durch seine Geschichte des unterrichtswesens in Deutschland rühmlichst bekannte verf. in gewählter sprache ein fesselndes bild, dessen einzelne züge unter dem texte urkundliche

beglaubigung empfangen. gegenüber der elendigkeit, welche die heutige popularisierende schriftstellerei nicht gerade ehrenvoll auszeichnet, gereicht es mir zu besonderer freude, dies kleine büchlein warm empfehlen zu können: es vereinigt wissenschaftlichen wert und gemeinverständliche darstellung. St.

Die flexionslehre in Notkers ahd. übersetzung von Boethius: De consolatione philosophiae. ein beitrag zur ahd. grammatik von dr Oscar Wolfermann. Göttinger diss. Altenburg, Bonde, 1886. 74 ss. 8°. 1,20 m. — als specimen diligentiae mag die abhandlung passieren, ein höherer wert wohnt ihr nicht inne. denn das sammeln an sich, auch das fleifsigste, bedingt noch kein um die wissenschaft erworbenes verdienst, es muss damit ein zweck verfolgt, ein ziel erreicht werden. solche zwecke und ziele, mögen sie nun grammatischer oder litterarhistorischer natur sein, mangeln hier gänzlich. wollte der verf. durch eine monographie die ahd. grammatik fördern, so durfte er sich nicht auf éin werk Notkers beschränken, sondern hatte eine gesammtdarstellung der flexionslehre dieses schriftstellers zu liefern; wollte er die litterarhistorische frage nach der einheit oder mehrheit der autoren des Boethius entscheiden, so muste er ebenfalls vergleichend verfahren. nach letzterer richtung hin war freilich alles nötige schon durch Kelle getan, und wenn hr W., trotzdem dieses gelehrten Boethiusstatistik ihm während seiner arbeit zukam und vorlag, seine zusammenstellungen nicht zurückhielt, so lässt das kaum eine andere erklärung zu, als dass es sich für ihn ausschliefslich um raschesten erwerb der doctorwürde handelte. denn der wesentlichste unterschied seiner sammlungen von denen Kelles besteht darin, dass er nach Pipers statt nach Hattemers ausgabe citiert. St.

Zu Reinbot von Dorn.

1. *FPfeiffer machte in der N. Jenaer litteraturzeitung von* 1842 *s.* 1002 *auf eine urkunde des grafen Heinrich von Ortenburg für SNicolaus zu Passau vom* 7 *april* 1240 *aufmerksam, an deren ende es heifst:* data apud Straubing per manum Reimbotonis notarii in curia solempni, quam ibidem dominus Otto dux Bavariae celebravit, *und fügte hinzu: 'ort, jahr, die beziehung zu Otto, auf dessen veranlassung der Hl. Georg gedichtet ward, stellen aufser zweifel, dass dieser Reimbot mit unserem dichter [RvDorn] ein und derselbe ist.' das widerholte fast mit den gleichen worten HHolland, Gesch. der altd. dichtkunst in Bayern s.* 356, *und Gervinus*[5] II 99 *sowol wie Goedeke*[2] I 128 *sehen es als eine mehr oder minder ausgemachte tatsache an, dass der dichter des Georg geheimschreiber Ottos des erlauchten gewesen sei. hätte es aber Pfeiffer gefallen, als er Hunds Metrop. Salisb.* 2, 399 (= *MB* 4,

339 f) jene notiz entnahm, seinen blick auch auf die vorangehende seite des buches zu richten, so würde er sich seine bemerkung gespart haben. s. 398 nämlich steht eine urkunde Heinrichs vOrtenburg aus dem j. 1235 abgedruckt, unter deren zeugen Rimboto notarius eiusdem comitis erscheint. ferner schliefst die urkunde vom 25 aug. 1237 MB 4, 335 f: datum per manum magistri Rembotonis notarii ipsius domini comitis Heinrici, und eine andere vom 19 mai 1236 MB 4, 445 f wird mitbezeugt durch Reinboto et Gozwinus notarii comitis. nur das actenstück von 1237 bei Ried, Codex chron. dipl. episc. Ratisb. 1, 381 nennt ihn kurzweg Reimpoto notarius. wir können also diesen magister Reinboto als notar und begleiter des grafen Heinrich vOrtenburg († 1241) von 1235—40 verfolgen: 'ort, jahr, die beziehung zu Otto' kommen somit in wegfall, es bleibt nur der gleiche name; dieser aber, als ein nicht unhäufiger, besitzt keine beweiskraft.

2. Soviel ich sehe, hat nur Docen in seiner noch immer lesenswerten recension von vdHagens und Büschings Deutschen gedichten des ma.s (Schellings Allg. zs. von Deutschen für Deutsche 1813 I 216) v. 14. 15 des Hl. Georg für dessen genauere datierung verwertet. so unzweifelhaft freilich, wie er meinte, ist die beziehung der zeilen auf die vermählung könig Konrads IV mit Elisabeth von Baiern (1246) nicht. allerdings gieng diesem ereignis die eheberedung zwischen ihrem bruder Heinrich (I von Niederbaiern) und Elisabeth, der tochter des Ungarnkönigs Bela, voran oder folgte bald (die chronisten schwanken zwischen 1244 und 1247), und in so fern würde Docens annahme nichts entgegenstehen, da die stelle des Georg ausdrücklich von mehr als einem kinde Ottos und seiner gemahlin Agnes spricht. aber der wortlaut: si (das herzogliche par) lebent in solhem werde Daz die hœhsten ûf der erde Mit triwen ir beider râts gelebent Und ir kint ir kinden gebent[1] fordert keineswegs vollzogene ehebündnisse, sondern passt ebenso gut oder des angewendeten präsens wegen besser auf stattgefundene verlobungen. nun wurde eine tochter Ottos, deren namen wir nicht kennen und welche nach der angabe der Annales SRuperti Salisburg. (Riezler, Gesch. Baierns 2, 65 anm.) bald (jedesfalls vor dem 17 oct. 1244, vgl. den urkundenextract bei Böhmer, Wittelsbachische regesten s. 21, in dem Otto alle seine kinder nennt) starb, 1235 mit kaiser Friedrichs sohne Konrad, und am 6 januar 1236 Ottos ältester sohn Ludwig mit Maria, der tochter Heinrichs II von Brabant, versprochen. alsdann würde das gedicht in die jahre 1236 oder 1237 fallen, dh. ehe von neuem entfremdung, ja offene feindschaft zwischen Otto und dem kaiser eintrat. gegen diese datierung, welche nur als möglich, nicht als sicher in betracht zu kommen beansprucht, darf man nicht einwenden, dass der herzog von Brabant

[1] was die eine Wiener hs. (Hoffmann s. 116) dafür bietet (phlâgen : gâben), scheint ein misglückter versuch, die kakophonie zu vermeiden, welche in der raschen aufeinanderfolge von lebent, gelebent liegt.

kaum zu den hœhsten ûf der erde *könne gerechnet worden sein. abgesehen davon, dass er der schwiegersohn des Staufers Philipp war, muss man erwägen, dass die deutsche Georgslegende auf specielle anregung des herzogs und der herzogin von Baiern entstand und ihr autor leicht zu ehren der hohen auftraggeber den mund etwas voller nehmen mochte als nüchterner betrachtungsweise entspräche.* St.

Bruchstück einer Barlaamhs.

Die hiesige universitätsbibliothek besitzt ein bisher in privathänden befindlich gewesenes octavbl. (21 *cm. hoch, spaltenhöhe* 19,6 *cm.) einer pergamenths. von Rudolfs Barlaam. dasselbe enthält auf seinen* 4 *spalten, deren jede* 40 *abgesetzte zeilen in schöner schrift des ausgehenden* 13 *jhs. zählt, die vv.* 99, 3—103, 2 *Pfeiffer. ich teile die abweichungen des meist zu hs. B stimmenden bruchstückes von Pfeiffers texte mit, sehe dabei aber von allen rein graphischen oder in dem md. dialecte des schreibers begründeten varianten ab.*

99, 9 unser aller. 13 geben. 17 gotheliche. 21. 22 sin. 31 gishephete. — 100, 25 speches. 28 diu] und. dich *fehlt.* 39 sin. — 101, 5 diz. 7 her] hier. — 102, 4 werc] wer. 12 meiner heit. 19 brenget. 30 gisiht.

Basel. Albert Gessler.

Zu Albrecht von Eyb.

Die soeben von EFriedländer und CMalagola herausgegebenen Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis (Berolini 1887) *ermöglichen eine vervollständigung der lebensdaten des Albrecht von Eyb in betreff seines aufenthaltes in Italien. zu Pavia, wo er vermutlich in den dreißiger jahren des* 15 *jhs. studierte (vgl. OGünther Plautuserneuerungen s.* 4), *gesellt sich nun auch Bologna: am* 6 *jan.* 1448 *spendet* Albertus de Eybe canonicus ecclesie Eystetensis *als einer der* scolares Theutonici in Sancto Fridiano extra muros Bononienses congregati *zum geschenk an die von ihnen zu* procuratores nacionis *gewählten* Waldricus Kaslin prepositus in Pfaffenmunster diocesis Ratisponensis et Petrus Roensch de Austria florenum unum Renensem (*Acta* 194, 1). *im jahre* 1453 *bekleidete Albrecht selbst das amt eines procurators:* 1453 die epyphanie *wurden* congregata nacione Alamanorum in ecclesia Sancti Fridiani extra portam Sancti Mamme venerabilis ac nobilis vir dominus Albertus de Eybe Bambergensis et Eystetensis ecclesiarum canonicus atque parrochialis in Swanns Pataviensis diocesis rector et magister Georgius Altdorffer de Lantzutta Frisingensis diocesis *einstimmig zu* procuratores dicte nacionis *erwählt* (198,

13 *ff). am* 6 *jan.* 1454 *spenden die genannten procuratoren ihren amtsnachfolgern* quinque libras II solidos et III quatrinos (199, 10 *ff).*

Tübingen. PHILIPP STRAUCH.

EIN LACHMANNIANUM.

Die bibliothek des Joachimsthalschen gymnasiums hierselbst besitzt unter den aus Köpkes nachlass stammenden büchern (catalog IV 188 ck) *dasjenige exemplar des Müllerschen Parzival von* 1784, *welches Lachmann zum druckmanuscript seiner ersten ausgabe herrichtete. auf dem vorsatzblatt steht folgender vermerk des früheren besitzers: 'dieses ist das von Lachmann zum druck bearbeitete exemplar des Parzival, welches ihm der unterzeichnete geliehen. Köpke.' das titelblatt fehlt. an seiner stelle ist ein auf beiden seiten von Lachmann beschriebenes blatt eingeheftet, welches wahrscheinlich bei der rückgabe an Köpke in dem buche liegen geblieben war. die erste seite desselben enthält eine zusammenstellung der unreinen reime des Parzival, die zweite eine vergleichung von Müllers ausgabe mit dem alten druck von* 1477; *doch reicht diese collation nur bis v.* 265 = 9, 25 *und beweist durch verschiedene eingestreute bemerkungen, erklärungsversuche, fragezeichen, dass Lachmann damals noch in den ersten anfängen seiner Parzivalstudien gestanden haben muss. das buch selbst ist auf das sorgfältigste für den neuen druck mit roter tinte durchcorrigiert. daneben finden sich vereinzelte mit bleistift geschriebene anmerkungen, welche gemäfs einer anweisung auf s.* 3 *nicht für den satz bestimmt waren, sondern wol nur dem privatgebrauch dienten. dieselben enthalten hinweise auf andere stellen des Parzival, einmal* (337, 24) *auf Iwein* (5312. 14), *einmal* (127, 26) *auf Reinmar den alten (s.* 72ª, 3), *sehr häufig ein ? oder † und andere lesezeichen, bisweilen eine erklärende bemerkung oder eine zweifelnde conjectur, zb.* 4, 28 un werltlich *für* und welbsch; 3, 27. 28 Zuo hôrte kunst unde zît | nu hoert dirre aventiure sît; 338, 21 iu'z *für* ûz *und einiges andere. es würde vielleicht nicht überflüssig sein, bei einer neuen ausgabe von Lachmanns Wolfram dies sehr gut erhaltene buch zu vergleichen.*

Berlin. B. WENZEL.

ZWEI BRIEFE JACOB GRIMMS

MITGETEILT VON PHILIPP STRAUCH.

I JGRIMM AN GAFGOLDMANN.

Das original des unten abgedruckten briefes (in quarto, deutsche schrift mit ausnahme einiger lateinisch geschriebenen namen und titel) befindet sich in der autographensammlung des hrn Alexander Meyer Cohn in Berlin, der mir die veröffentlichung desselben ebenso

bereitwillig gestattete wie die seiner in der Deutschen dichtung III *s.* 126 *ff von mir herausgegebenen Uhlandbriefe. in dem Catalog einer autographensammlung s.* 70 *ist irrtümlicher weise als adressat 'Chezy (redaction der Presse) in Wien' angegeben, vielmehr ist der gleich eingangs als pfarrer zu Celle bezeichnete adressat Georg August Friedrich Goldmann, dessen bearbeitung des Annoliedes JGrimm in der Leipziger litteraturzeitung von* 1816 *(Kl. schriften* 6, 203*) besprochen hat. gütige vermittelung der hrn generalsuperintendent dr Frommel und pastor WKreusler in Celle half mir den briefempfänger feststellen. Goldmann (geb.* 1785*) erhielt* 1807 *als mitglied des Göttinger philol. seminars unter Heyne den preis der philos. facultät für eine abhandlung über die kimbrische, gälische und vaskonische sprache und war* 1813 *lehrer der alten sprachen am lyceum in Cassel,* 1815 *und* 1816 *pastor zur Blumlage in Celle. weiteres s. ADB* 9, 337, *wo als Goldmanns todesjahr* 1855 (5 *jan.) angegeben ist, während pastor Kreusler* 1854 *verzeichnet. der Briefwechsel aus der jugendzeit erwähnt Goldmann des öfteren, s. besonders s.* 442.

Caszel 31 Aug. 1815.

Werthester Freund

Durch Suabediszen[1] haben wir neulich gehört, dasz es Ihnen wohl geht und Sie nach Wunsch Pfarrer zu Celle geworden sind. Hier steht es im Ganzen noch mit uns bei dem Alten, auszer dasz wir seit anderthalb[2] Jahren ausgezogen sind und viel freundlicher wie unten in der Altstadt dicht an dem Wilhelmshöher Thore wohnen. Ich für mein Theil bin, seit ich Sie das letztemal gesehen, ziemlich umgetrieben[3] worden, erst in verschiedenen Landstrichen Frankreichs, dann zu Paris. Hernach kam ich vorigen Spätsommer zwei oder drei Monate nach Haus, ging dann zum Congresz nach Wien, wo ich an zehn Monate blieb. Seit anderthalben befinde ich mich wieder hier, hoffe auch nun hier zu bleiben. In diesem Augenblick ist Wilhelm nach Frankfurt[4] gereist, sonst würde er sie[5] vielmal grüszen; vielleicht kommt er auszer nach Heidelberg auch niederwärts über Coblenz bis nach Cölln und das in der angenehmsten Reisegesellschaft[6], während in dieser letzten Hinsicht mein[7] bisheriges Umherreisen mir vielmals garnicht erfreulich war.

Ich nutze diese Gelegenheit womit ich Ihnen unser Buch vom armen Heinrich übersende, dazu, unsere alte Bitte, der Sammlung von Volkssagen wegen, noch(*s.* 2)mals zu erneuern. Zu Wien[8], wo ich verschiedene einfache und gutgesinnte Freunde

[1] *über DThASuabedissen s. Stengel Private und amtliche beziehungen der brüder Grimm zu Hessen* 1, 141 *ff.* 2, 189 *ff.* [2] *vgl. Briefwechsel aus der jugendzeit s.* 314. 294. [3] *vgl. JGrimm Kl. schriften* 1, 12*f.* [4] *zum folg. vgl. Stengel aao.* 1, 27, *Freundesbriefe s.* 28, *besonders aber Briefwechsel aus der jugendzeit s.* 474*ff.* [5] sie *sic.* [6] *nämlich Savignys.* [7] *vor* mein *ist* b *ausgestrichen.* [8] *Kl. schriften* 7, 595.

und Bekannte aus beinahe allen vaterländischen Theilen zusammentraf, kam die Sache einmal zur Sprache und jeder war der Meinung, dasz blos durch ein gesellschaftliches Betreiben ein landschaftliches möglich und thätig werden würde. Zu dem Ende lieszen wir ein Umlaufsschreiben[1] drucken, das dann jeder Theilnehmer wiederum in seinem Namen, in seiner Gegend und seinen Bekannten, mit Zufügung des besten, nämlich deszen, was auf jedes einzelnen besondre Gemüthsart den meisten Einflusz und die frischeste Anregung haben könnte, austheilen sollte. Das Ganze müszte sich, dachten wir, dann schon warm halten, und nicht gleich so viel andern öffentlichen Plänen in Deutschland schnell verrauchen. Nun also nehmen Sie mir gewisz nicht für ungut, dasz ich Ihnen solch einen Brief hiermit zuschreibe und noch zwei andere, weiszgelaszene, welche ich ersuche auszufüllen und an solche auszutheilen, die Ihnen dort, auf dem Land meistens, am geeignetesten und fleiszigsten zur Sache scheinen. Vielleicht wiszen Sie oder Ihre Frau dergleichen in Westphalen[2]; dann dürfen Sie mir nur noch mehr Exemplare abverlangen. Weil ich ein ordentliches Büchlein führe, bitte ich mir nur die Namen der Theilnehmer zu merken; auch ihnen jedesmal Adreszen an zu zeigen wohin mit Gelegenheit eingesammelte Beiträge gesandt werden können. Entweder hierher (Bibliothecar (*s.* 3) Grimm) durch[3] götting. Buchhandlungen, oder noch beszer an Sie selbst, wenn Sie als Hauptsammler der Umgegend die Untersammlungen selber einnehmen mögen.

Von hier weisz ich nicht viel zu melden. Dasz D. Gerling[4] vor einem Monat hat taufen laszen, wiszen Sie vermuthlich; neulich ist seine Mutter von Hamburg zum Besuch hierher gekommen, welches bei ihm eine grosze Freude war.

Leben Sie wohl und empfehlen mich Ihrer Frau; es freut uns sehr, angenehme Nachrichten von Ihnen zu hören. Herzlich gegrüszt von Ihrem ergebensten Freund

und Diener

Jacob Grimm.

II JGrimm an BJDocen.

Aus dem auf der Münchner hof- und staatsbibliothek aufbewahrten hslichen nachlass Docens hat KHofmann in den Sitzungsberichten der Münchner academie 1866 2, 225—234 *dessen abschrift des Muspilli mitgeteilt. von dem ihr beiliegenden, unten gedruckten briefe JGrimms (s. Hofmann aao. s.* 226) *hat mir herr director dr GLaubmann abschrift zu nehmen freundlichst gestattet. aufser den citaten auf s.* 1 *ist der brief mit deutschen lettern auf* 8⁰ *geschrieben.*

[1] *ebenda* 7, 593. [2] *Goldmann war* 1807 *conrector,* 1808 *rector am gymn. zu Soest.* [3] *vor* durch *ist* od(er) *ausgestrichen.* [4] *über Suabedissens schwager ChLGerling s. Stengel* 1,123 *ff.* 2, 186 *ff.*

Caszel den 2 Juni 1817.

lieber Freund

ich komme erst heute zu der Antwort auf Ihren lieben zu Heidelberg[1] richtig empfangenen Brief vom 9. April. Hierbei sende ich Ihnen die Stelle: mit rimen schon zwigenge aus dem Cod. 383.[2] Der Cod. 141[2], wiewohl chartaceus ist sonst in aller[3] Absicht, beszer[4] und wichtiger und darin fehlt sie. Ich halte ihn für Abschrift eines älteren, leider[5] aber ist er wieder unvollständig, sonst kämen wir der Geschichte des Gedichts um vieles näher. Die Strophen sind darin oft in veränderter Folge und mit aus-[6] *(s.* 2)laszungen, überall mit bedeutenden Varianten, offenbar der alten Gestalt noch weit näher, und verwandter. Auch in der äuszeren Gestalt sind die vier Zeilen gehalten, wiewohl bereits mit den eingebrochenen Reimen. Kurz, dieser Cod. 141 verdiente ganz wie er ist gedruckt zu werden; in Sigunens Klage bricht er ab.

Die Strophe, worin der Albrecht genannt wird, steht beinahe wie im hannöv. und wiener Ms. auch in 383; sie finden Sie abgedruckt in Wilkens Catalog Seite 457.

Wer hat wohl den Druck des *(s.* 3) Titurels[7] von 1477 unternommen und beköstigt? eine Speculation konnte man nicht damit meinen. Mir ist der Graf Eberhard von Würtenberg eingefallen, († 1496) von dem auch der in mehrern palatin. Hss.[8] stehende Wahlspruch attempto (ich wag's) rührt, und den ich in einer hiesigen des Orlenz sonst[9] nicht zu erklären wuszte. (Hagens Grundrisz S. 193.) Vergleichen Sie dazu Crusii annales III. 426. 439. 504.

Auf Ihr entdecktes Bruchstück[10] in Alliterationen bin ich höchst be*(s.* 4)gierig[11], wie Sie denken können, laszen Sie es ja bald drucken, oder theilen Sie mir, wenn das nicht geschehen soll, näheres mit.

Unsern bekannten Radlof[12] habe ich zu Frankfurt in einem Dachstübchen, auf das man mir bei hellem Tage leuchten muszte, gesprochen. Er hat einen Verleger zu s. Wörterbuch[13] gefunden; ich kann mich nicht sonderl. über dergl. Arbeiten freuen, doch wird es beszer wie das Krausische[14] werden. Seine Gleichnisz-

[1] *am* 17 *märz* 1817 *war JGrimm der widerholt erbetene urlaub zu einer studienreise nach Heidelberg auf sechs wochen zugestanden worden, am* 22 *märz reiste er dorthin ab, vgl. Stengel aao.* 1, 36. 163. 2, 100 *f. Freundesbriefe s.* 48. [2] *die Heidelberger hss. des J. Titurel.*
[3] *vor* aller *ist* A *ausgestrichen.* [4] *vgl. dazu Zarncke Graltempel s.* 9. [5] *vor* leider *ist* be *ausgestrichen.* [6] mit aus *im eingang von s.* 2 *widerholt.* [7] *vor* Titurels *ist* alten *ausgestrichen.*
[8] *vgl. Anz.* XIII 397 *f.* [9] *vor* sonst *ist* n *ausgestrichen.*
[10] *Muspilli hg. von Schmeller* 1832 *s.* 8. [11] be *im eingang von s.* 4 *widerholt.* [12] *über den grammatiker JGRadlof* (1775—1824) *und seine beziehungen zu JGrimm s. die bei Stengel aao.* 2, 153 *zu* 1, 28. 33 *verzeichnete litteratur.* [13] *ist nicht erschienen.* [14] ohne vergleich ist er *(Radlof)* tüchtiger als *(KChF)* Krause, dessen Urwortthum *(Aus-*

reden in Mundarten[1] sind mir nicht correct genug, mit überflüszigen Ausschweifungen versehen und in der ältesten Sprache, besonders der Grammatik, zeigt er sich häufig unwiszend.

Ich verbleibe Ihr treuer Freund Grimm.

Der Wilhelm läszt grüszen.[2]

hierbei[3] der Aufs. über Eschenbach[4] zurück.

einlage.

Cod. pal. 383 folio 27ª. für Docen.

Mit[5] reimen schon zwigenge. sint
dise lider worden. gemezzen reh-
ter lenge. dar in ir don nach meister-
sanges orden. zv vil zv klein des wer-
dent liet verswachet.[6] Her wolfram
si vnschuldic. ein schriber dicke reht
vnrihtic machet. (Darauf: Hiemit etc. etc.)

Am Schlusz des Ganzen kommt diesb. Str. nicht noch einmal wie im Druck[7] vor, sondern der Cod. schlieszt wie der vindobon.[8] mit

Nv prv̊fet alle werden etc. etc.

Die Str. fehlt im Cod. 141, wo sie fol. 38ᵇ stehen müszte. Dagegen stehen im Cod. 141 die Strr.[9]

hie mit so sint etc.
swer edel riche porten etc.
kan ich die slihte etc.
nit wan durch die losen etc.

führl. ankündigung eines neuen vollständigen wörterbuches oder urwortreichtumes der deutschen sprache) ich noch nicht gesehen *schreibt JGrimm am 7 jan.* 1817 *an Bang (Stengel* 1, 30). [1] *Die sprache der Germanen in ihren sämmtl. mundarten dargestellt und erläutert durch die gleichnisreden vom säemann und dem verlorenen sohne — Frankf.* 1817.
[2] *dieser satz steht am rande von s.* 4. [3] *dieser satz am rande von s.* 1. [4] *wenn es sich um einen aufsatz aus Docens feder handelt, welcher ist dann gemeint und wo erschien derselbe? ich konnte darüber nichts ermitteln.* [5] *J. Titurel ed. Hahn str.* 885. [6] *davor* g *ausgestrichen.* [7] *vgl. Wolfram ed. Lachmann s.* XXXII. *San Marte Leben und dichten Wolframs* 2, 275 *f. Zarncke Graltempel s.* 12. 16. 48 *f. Paul-Braunes Beitr.* 7, 606 *ff.* [8] *nr* 2675. [9] *str.* 886—9.

Prof. dr EHMeyer hat sich an der universität Freiburg für indogerm. mythologie habilitiert. — an der universität Halle wurde der privatdocent dr KBurdach zum ao. professor befördert.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XIV, 3 JUNI 1888

Neuere Uhlandlitteratur.

1) Zu Ludwig Uhlands gedächtnis. mitteilungen aus seiner academischen lehrtätigkeit von Wilhelm Ludwig Holland. Leipzig, Hirzel, 1886. 102 ss. 8°. — 1,80 m.
2) Uhlands gedichte und dramen. jubiläums-ausgabe zum hundertsten geburtstage des dichters (1787. 1887). mit einem porträt Uhlands nach dem original von Morff aus dem jahr 1818 und einem gedicht in facsimile. Stuttgart, Cotta, 1887. xxviii und 640 ss. gr. 8°. — 7 m. geb.
3) Ludwig Uhland. eine studie zu seiner säcularfeier von Hermann Fischer. Stuttgart, Cotta, 1887. 4 bll. und 199 ss. 8°. — 3 m.
4) Ludwig Uhland. seine darstellung der volksdichtung und das volkstümliche in seinen gedichten. von dr Georg Hassenstein. Leipzig, Reifsner, 1887. xi und 184 ss. 8°. — 3 m.
5) Ludwig Uhland als dichter und patriot. nebst einem anhang: quellennachweise zu den episch-lyrischen dichtungen und litterar-historischen beilagen und bemerkungen. von Hermann Dederich. Gotha, Perthes, 1886. 2 bll. und 163 ss. 8°. — 2 m. (a. u. d. t. Biographien zu der sammlung klassischer deutscher dichtungen).
6) Ludwig Uhland und seine heimat Tübingen. von Eduard Paulus. mit 24 illustrationen von Gustav Closs. jubiläumsausgabe. Stuttgart, Krabbe, 1887. viii und 48 ss. 4°. — 1,50 m.
7) Ludwig Uhland. zum hundertjährigen gedächtnistage seiner geburt. von dr Anton Ohorn. Sammlung gemeinnütziger vorträge. herausgegeben vom deutschen vereine zur verbreitung gemeinnütziger kenntnisse in Prag nr 119. 44 ss. 8°.
8) Ludwig Uhland. lichtstrahlen aus seinen werken. mit einer biographischen characteristik und dem portrait des dichters. ein gedenkbl. zum 100jährigen geburtstage Ludwig Uhlands am 26 april 1887 von dr Adolph Kohut. Dresden und Leipzig, EPierson, 1887. ix und 93 ss. 8°. — 1 m.
9) Der schwäbische dichterbund. Ludwig Uhland. Justinus Kerner. Gustav Schwab. Karl Mayer. Eduard Mörike. Gustav Pfizer. studien von dr Ambros Mayr. Innsbruck, Wagnersche univ.-buchhandlung, 1886. xi und 224 ss. 8°. — 2,80 m.

Aus der begeisterung, welche die centennarfeier von Ludwig Uhlands geburt am verwichenen 26 april überall, wo die deutsche zunge erklingt, hervorrief, hat auch die wissenschaft gewinn gezogen. denn unter der flut von gröfseren und kleineren schriften, welche im vertrauen auf die teilnahme weiter kreise sich bei diesem anlass ans licht wagten, befinden sich mehrere, die teils der forschung neues material zuführen teils die bisherigen ergebnisse in fördernder weise zusammenfassen.

Den ersten platz nimmt dasjenige buch ein, in welchem Uhland selbst zu uns spricht: durch dessen herausgabe hat Hol-



land seinen, Anz. IV 224 ff bereits von ESchmidt gewürdigten verdiensten um Uhland ein neues hinzugefügt. bekanntlich hielt Uhland während seiner leider nur so kurzen academischen tätigkeit ein 'stylisticum', das viermal widerholt wurde. Klüpfel sagt über dasselbe: 'noch mehr als durch seine wissenschaftlichen vorlesungen würkte er durch die übungen in schriftlichem und mündlichem vortrage, die er einmal in der woche zu halten pflegte. es wurden hier gedichte oder prosaische aufsätze eingereicht und entweder von den verfassern, oder wenn diese, was bei gedichten häufig der fall war, ungekannt bleiben wollten, von Uhland vorgetragen und beurteilt. er hatte dabei eine ungemein liebenswürdige art, die mängel zu rügen und andererseits das gute anzuerkennen und den verf. zu ermutigen. nie fehlte es an stoff; es fanden sich immer viele ein, um sich zu beteiligen, beitragend oder zuhörend' (vgl. Uhlands leben — von seiner wittwe s. 232 f). wenn man die namen der bedeutendsten zuhörer durchgieng, welche Friedrich Notter (Ludwig Uhland. sein leben und seine dichtungen, Stuttgart 1863, s. 242 f) anführt, dann konnte man wol die grofse würkung dieses stylisticums vermuten. nun gewährt uns H. einen einblick in diesen zweig von Uhlands lehrtätigkeit, nachdem wir uns schon viele jahre der vorlesungshefte freuten. wider erfahren wir, dass Uhland sorgfältig das aufzeichnete, was er im colleg vortrug, obwol die angaben H.s vermuten lassen, dass manches durch mündliche ausführung ergänzt wurde. H. lag Uhlands eigene hs. vor (s. 5), es ist aber nicht deutlich zu entnehmen, wie sie eingerichtet ist, ob aus einem gröfseren zusammenhange von H. einiges herausgehoben wird, oder ob manche sätze nur marginalnoten Uhlands sind. vielleicht gibt H. bei späterer gelegenheit aufschluss darüber.

Die mitteilungen zeigen verschiedenen character. entweder nimmt Uhland, und das ist leider seltener der fall, das vorgetragene zum anlass ausführlicher, durchaus selbständiger darstellung, oder aber er begnügt sich mit kurzen gelegentlichen bemerkungen. beides ist von grofser wichtigkeit und zeigt uns das reiche wissen und die schlichte, ruhige, warme art Uhlands. H. sagt mit recht (s. 6), die angaben lehrten uns 'dass Uhland seinen studien nicht etwa enge gränzen abgesteckt, dass er vielmehr überall sich umgesehen und . . . ein weites feld des wissens sicher beherschte.' dabei gewahren wir aber mit freude, dass er immer wider von seinen wanderungen auf sein eigentliches gebiet zurückkehrt, dass er sich überall umsieht, damit er durch parallele wie contrast das deutsche altertum aufhelle. Köstlin hatte die 'bedeutung der rechtswissenschaft' behandelt, unwillkürlich spielt bei Uhland (s. 73 f) das germanische herein; Zeller hatte 1832 eine arbeit 'über den standpunct der altgriechischen kunst' vorgelegt, was Uhland veranlasst, sich (s. 81—85) ausführlich zu äufsern und einen vergleich zwischen griechischem und

germanischem wesen zu ziehen. wir finden s. 83 folgende sätze: *von den beiden entgegengesetzten berühre ich nun blofs die kunst der germanischen völker. diese haben, nach der eigenen bemerkung des verf.s, aufser ihren liedern, keine andre kunstwerke, und wenn er anderwärts von den altären der Germanen spricht, so haben diese altäre wol niemals darauf anspruch gemacht, für kunstwerke zu gelten. germanischer tempel, nordischer götterhäuser udgl. m. wird zwar erwähnt, aber nirgends zeigt sich ein auf diese gegenstände gerichtetes kunstbestreben. selbst in religiöser hinsicht sagt Tacitus, dass die Germanen es der götter nicht für würdig hielten, sie in wände einzuschliefsen.* man gedenkt dabei unwillkürlich des Uhlandschen rufes vom 24 mai 1812:

Nicht in kalten marmorsteinen,
Nicht in tempeln dumpf und todt,
In den frischen eichenhainen
Weht und rauscht der deutsche gott.

und so blicken wir noch widerholt aus dem auditorium in die werkstatt des dichters; wir hören von motiven, welche er hatte behandeln wollen, er entwirft uns wol gar ungeschriebene gedichte. s. 46 sendet er einem scheidenden teilnehmer des stylisticums, welcher *sonst manchmal hübsche legenden gegeben* auch *eine solche nach, die legende vom heiligen Gangolf, dem patron aller fufsgänger* (vgl. Kosegartens legende); s. 51 vergegenwärtigt ihm ein sonett Fallatis 'der heimatlose' einen *eigenen entwurf aus früherer zeit,* es ist die geschichte eines wanderers, welcher sich nach dem land seiner jugend zurücksehnt und nun heimkehrt. *nach einer stürmischen fahrt langt sein schiff an, wo der breite strom sich in das meer ergiefst. er steigt an das land, aber noch schwankt ihm der boden unter den füfsen und das getümmel der grofsen seestadt umbraust ihn, wie kaum zuvor das sturmbewegte meer.* diesem motive begegnen wir in Uhlands Konradin (Keller, Uhland als dramatiker, 1877 s. 325): Konradin, der eben an der seeküste von Neapel anlangte, ruft:

Apulscher boden, freudig sei gegrüfst!
O erde, die du dem gelandeten
Noch unterm fufse wankst, ich fasse dich
Inbrünstig wie der bräutigam die braut.
Land meiner väter, du gesegnet land. . . .

der Konradin ist bekanntlich am 4 dec. 1819 begonnen, vorher muss unser gedicht fallen gelassen sein; es wäre ganz undenkbar, dass Uhland dieses motiv, welches durch das gedicht als grundton hindurch gehen sollte, so vorweg genommen hätte. freilich zeigt der Konradin (Keller s. 325) eine nicht zu verkennende ähnlichkeit mit dem 6 gedichte des cyclus Der königssohn.[1]

[1] Der königssohn [53]385:
Da drängt sich alles volk herzu
Mit jubel und gesange:

der Uhlandsche gedichtplan kann aber vielleicht noch näher datiert werden. er berührt sich in der schlusswendung mit dem gedichte Die braut, welches Uhland am 21 august 1809 an Kerner schickt (Notter s. 104 f, es fehlt in den ausgaben); auch die gedichte Das tal ([5]343) vom 19 juni 1811, Ruhetal ([5]344) vom 7 febr. 1812, Die teure stelle (132) vom 30 märz 1811, Der pilger (208) vom 30 jan. 1806, Der leitstern (240) vom 27 und 28 november 1809 lassen schliefsen, dass unser plan etwa dem jahre 1809 oder 1810 angehört. man kann noch vergleichen Reisen (s. 55), Grufs der seelen (47), Der schenk von Limburg (s. 369) und zu der art, wie ein grundton festgehalten werden sollte, das gedicht Maientau (s. 50), welches freilich erst ins jahr 1834 fällt. vielleicht gibt dies auch einen anhalt dafür, weshalb das gedicht nicht abgefasst wurde: Uhland hätte darin den gedanken durchführen wollen, dass der wanderer überall noch das schwankende meer sieht, bis die jugendgeliebte ihm an der quelle den krug darreicht und er also an der quelle des meeres sich labt. nun macht er aber gelegentlich (s. 94) selbst die bemerkung, *dass gedichte, welche die verbindlichkeit übernehmen, sich durch irgend ein äufserlich gegebenes schema durchzuspielen, zum voraus das bedenken erregen, ob sie nicht mehr eine aufgabe des witzes zu lösen, als einem eigentlich dichterischen drange zu genügen bestimmt seien.* vielleicht war Uhland nicht zufrieden mit dem erfolge seines bestrebens, *das zufällige zum inneren zusammenhang in einer grundidee durchzuarbeiten*, was er als das *hauptsächliche* bezeichnet hatte, und darum blieb der entwurf liegen. Fischer (s. 82) glaubt, unser gedicht hätte 'mehr in Goethischer weise, eine successive reihe von landschaftsbildern im grofsen stil' geben wollen; es hätten jedesfalls durchaus landschaftliche stimmungsbilder werden müssen, der wanderer hätte die verschiedenen naturscenen unter dem einflusse der nachzitternden meeresbewegung geschaut, also überall auch in der ruhe nur die unruhe gefühlt, bis er seine jugendgeliebte wider erkennend *sich vom trunke des quelles* verjüngt und beruhigung findet. es kann kein zufall sein, dass Uhland auch den Konradin mit diesem grundaccord beginnt, jedesfalls hätte derselbe durch das ganze drama nachgeklungen und dem schicksale des letzten Hohenstaufen einen symbolischen character gegeben. die aufzeichnung des planes ist aber auch formell interessant, denn wir sehen, wie der dichter in prosa schon leicht das gedicht umreifst; die zeilen:

In den kleinen, goldnen beeren
Schläft ein stürmisch meer von meeren

'Heil uns! er ists, der könig ists,
Den wir erharrt so lange.'
Konradin: *Er ists, er ists. ja der ist Konradin.*
Sieh hin, mein sohn Galotto, sieh! er ists,
Der schwäbsche jüngling, der erwartete,
In dessen sehnsucht ich dich auferzog.

geben uns ein fertiges reimpar, und auch sonst hören wir rhythmischen fall durch die prosa: *wo der breite strom sich in das meer ergieſst . . . wie kaum zuvor das sturmbewegte meer. . . . sein weg führt ihn zu einem weiten, hochgewachs'nen ährenfelde, das im winde wallt und wogt . . . es öffnet sich ein schmaler pfad . . .* und später: *droben [aber] aus der felsengrotte springt der quell des bach[e]s, ein silberstrahl (: ein grünendes hirtental) . . . seine erste, frühe jugendliebe . . . den krug [in den sie eben den quell gefasst], der immerfort zum bach, zum strom, zum meere wird. . . .* uns ist, als hätte hier Uhland schon zu formen begonnen; und wenn dabei der hiatus *seine erste* begegnet, so können wir auch dies, wie wir später sehen werden, als bestätigung unserer datierung anführen, denn mitte 1812 scheint Uhland das fehlerhafte des hiatus, welchen er später sorgfältig vermeidet, eingesehen zu haben.

Im 'stylisticum' haben wir einige male gelegenheit, Uhland fremde verse verbessern zu sehen. s. 42 gibt er zwei verse des 129 sonetts von Petrarca so wider:

Ihr veilchen, blass vor sehnsucht und verkommen,
Du waldesnacht, wo eine sonn' erglommen.

er führt selbst die gründe seiner veränderung an, aber er macht stillschweigend aus Duttenhofers *schattenhain (ombrose selve)* das poetischere *waldesnacht* und bringt so einen 'eigensten' klang hinein. Uhland will die übersetzung genau und deutsch machen, darum ändert er s. 55, um das *anschauliche, was in dem worte προςκρέμασαν liegt,* auch im deutschen widerzugeben:

Hat an das auge der lust gott eine thräne gehängt.

die von Eyth eingereichte übersetzung hatte gelautet:

Hat zu der freude genuss gott eine thräne gefügt.

Uhlands vorgehen ist characteristisch genug, er wählt den sinnlichen ausdruck *das auge der lust,* wovon das original *(Δάκρυ θεοὶ μεγάλῳ χάρματι προςκρέμασαν)* nichts enthält, und macht auch den ganzen vorgang sinnlicher. das entspricht ganz seiner poetischen art.

Was wir sonst für Uhlands gedichte lernen, ist nicht sehr viel, da die jahre seiner academischen tätigkeit dichterisch sehr unproductiv waren. s. 23 f bespricht Uhland ein sonett, in welchem Wagner von Lauffenburg die freiheit mit einer alpenrose verglich; dadurch angeregt, skizziert Uhland den vergleich selbst, aber in höherer, gereifterer weise.[1] s. 25 f gibt er den entwurf eines gedichtes über das ideal, das hinüberretten der jugendträume ins künftige leben. s. 35 erinnert das wort: *im zweiten gedichte fühlen wir uns aus der dämmerung des irdischen tages auf einmal in die eines anderen, ahnungsvolleren morgens versetzt* an Uhlands

[1] vielleicht ist dadurch auch sein zuerst im jahre 1833 gedrucktes gedicht Frühlingstrost angeregt.



gedicht Künftiger frühling, welches dem jahre 1827 angehört (Holland [53]479): *Wol blühet jedem jahre*
Sein frühling mild und licht,
Auch jener grofse, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am ziele deiner bahn,
Du ahnest ihn hinieden
Und droben bricht er an.

wenn wir nicht dem tagebuch Uhlands die angabe 1827 entnähmen, würden wir vermuten, unser gedicht sei eine gestaltung des prosaischen entwurfes; aber bei Uhland ist dieses princip überhaupt trügerisch, darum wage ich auch nur mit aller reserve den undatierten zweiten spruch ([53]470) im anschluss an unser heft s. 23 f nach 1830 anzusetzen:

Von aller herschaft, die auf erden waltet
Und der die völker pflichten oder fröhnen,
Ist eine nur, je herrischer sie schaltet,
Um so gepriesner selbst der freiheit söhnen;
Es ist das königtum, das nie veraltet,
Das heil'ge reich des wahren, guten, schönen;
Vor dieser unbedingten herschaft beugen
Der freiheit kämpfer sich und bluteszeugen.

am 3 juni 1830 spricht er von der freiheit, ohne *die beste staatsform* näher zu berühren. *aber es gibt eine innere freiheit, eine selbständigkeit der gesinnung, welche grund und bedingung jeder äufseren freiheit ist, ohne welche man in der freiesten verfassung ein knecht sein und unter dem härtesten äufseren drucke sich die menschenwürde rein bewahren kann. man kann viel von recht, freiheit, vaterland singen und sagen und doch in die gedankenlosesten formeln gebunden sein. jene innere freiheit des denkens und wollens, des geistes und der liebe nun ist allerdings empfindlich, wie ein gewissen, verletzlich, wie eine alpenrose; sie blüht nur auf den höhen der menschheit. . . .* jedesfalls spricht sich in der prosa wie in der ottave derselbe geist aus, nur bleibt zu beachten, dass sich Uhland nach unserer bisherigen kenntnis der ottave blofs während der jahre 1807—1819 bediente (vgl. HFischer in der Zs. f. vgl. litteraturgeschichte I 373). — noch erwähnt sei ein bild, welches Uhland s. 38 wegen seiner *feinheit* aus den *stanzen des Poliziano auf Giulio von Medicis* hervorhebt: *das von der rose, die noch im entblättern die erde schmückt*; im jahre 1809 hatte Uhland selbst das epigramm Tausch ([53]113) gedichtet:

Als der wind sich erhob, da flog zerblättert die blume,
Aber der schmetterling setzt' in dem laube sich fest.

und die sich entblätternden blumen zählen zu seinen lieblingsvorstellungen (vgl. Die rosen s. 113, Antwort s. 114, Franceska von Rimino, Keller s. 107 usw.).

Wir erhalten auch sonst noch manchen aufschluss über Uhlands dichternatur; das kann uns wenigstens ein surrogat für sein noch unveröffentlichtes tagebuch sein. freilich müssen wir auf jede beiläufige bemerkung achten. sehr characteristisch erscheint mir das wort s. 35: *mailieder im strengen winter! . . . die poesie liebt allerdings, hand in hand mit der natur zu gehen, folgt ihren unmittelbaren eindrücken und spiegelt die erscheinungen derselben zurück. aber sie hat auch wider ihre witterung für sich, sie fühlt den frühling oft am innigsten mitten im winter, sie schafft im december den mai, sie lebt (ein) traumleben. . . .* Uhland selbst hat zb. seine frühlingslieder nicht alle würklich im frühling gedichtet, wir erfahren auch, dass bei ihm nicht immer erlebnis und dichterische gestaltung unmittelbar auf einander folgen[1]; so hat er, um nur einiges zu erwähnen, den tod des onkels Hoser zwar 1813 sogleich besungen, aber 1822 kommt er noch einmal auf ihn zurück (Leben — von seiner wittwe s. 88) und am 6 märz 1807 schreibt er an Seckendorf: *überdiefs habe ich sehr wenig neigung zum gedichte-schreiben. ich komme schwer dazu, gestalten, die ich in begeisterten momenten gesehen und entworfen, in ruhigen auszumalen;* oder an die mutter im oct. 1812: *es kommen mir wol manchmal ideen zu gedichten, aber zur ausführung habe ich weder zeit noch ruhe* (Leben — von seiner wittwe s. 34. 88). zwar glaubt auch Uhland (Holland s. 86), dass die lyrischen gedichte gelegenheitsgedichte sein müssen, aber nur *in gewissem betracht. sie nehmen ihren anlass von bestimmten erscheinungen und ereignissen, welche die poetische stimmung anregen*, das heifst also, sie müssen eine erlebte grundlage haben, allein daraus folgt noch nicht, dass sie auch mit dem erlebnis zugleich entstehen. Uhland unterscheidet s. 102 sehr feinsinnig eine *allgemeine, ahnende stimmung, aus welcher erst die klaren poetischen gestalten hervortreten sollen. allerdings ist die bemerkte seelenstimmung der lyrik eigen und bildet gewissermafsen ihren grundton, aber wenn ihre einzelnen erzeugnisse nicht über diese vorbereitende empfindung hinausgehen, so können sie leicht zu eintönig werden.* damit stimmt, was er am 7 nov. 1852 an einen ungenannten schriftsetzer schreibt (Leben — von seiner wittwe s. 425): *es genügt nicht am drang, an der angeregten stimmung; der poetische gedanke muss klar vor dem geiste stehen, der gegenstand innerlich gestaltet sein, bevor zum verse gegriffen wird, sonst gibt es nur anklänge und verschwimmende nebelbilder.* vgl. Leben s. 328. schon in seinem entwurfe Franceska von Rimino hatte er seinem Dante die worte in den mund gelegt (Keller aao. s. 106):

Gerade wie des sängers seele blüht,
Wann sie gebähren will ein traurig lied.

[1] er sagt über seinen reisebrief aus Wien, 10 juli 1838 (Leben — von seiner wittwe s. 268): *Mein reisebericht ist freilich ein sehr trockner, aber ich habe nicht die gabe, solche anschauungen sogleich widerzugeben; sie sollen darum nicht verloren sein.*



also wol gelegenheitsgedicht, aber nicht improvisation; aus der stimmung, welche durchaus subjectiv ist, muss das gedicht objectiv werden (s. 93), es muss sich aus dem phantastischen *wahrheit und einfachheit* entfalten (s. 85), *das unwesentliche muss abgestreift, aber das reinpoetische bewahrt und geläutert werden* (s. 73): nur so findet sich die angemessene darstellung. auch von der poesie gilt, was Uhland s. 23 von der darstellung überhaupt sagt: *die Franzosen geben in der regel, was sie geben, vollständig und klar, in seiner natürlichen beschränkung. wir Deutsche wollen oft zu viel geben und geben eben darum das, was gegeben werden sollte, unklar und ungenügend. jeder einzelne gegenstand hat allerdings einen zusammenhang mit dem ganzen des natur- oder geisterreichs, aber er hat auch seine begränzung in sich und diese darf nicht aus den augen gesetzt werden, wenn er uns deutlich in seiner eigentümlichkeit dargelegt werden soll.*

Also Uhland verlangt vom dichter, dass er das erlebnis vereinfache, bevor er es dichterisch gestaltet, und dass er es rein herausarbeite, ohne zu viel zu geben, ohne zu viel von dem allgemeinen zusammenhang ahnen zu lassen; in der begränzung des gegenstandes sieht er das angemessene der darstellung. das erinnert an den ausspruch über Hölderlins poesie, welchen Notter nach Christoph Schwabs mitteilung anführt (s. 239): *grofse dichter würken nicht nur durch ihre poesie; sie ziehen auch andere, eigentlich der poesie fremde gebiete, wie philosophie, geschichte, naturwissenschaft in ihren gesichtskreis, wecken dadurch interesse und imponieren: dies ist bei Schiller und Goethe der fall; aber es gibt dichter, die ich mittlere nennen möchte, bei welchen jener fremdartige stoff ausgeschlossen bleibt, die daher minder reich und mannigfaltig sind, bei denen aber das wahre, innerste wesen der poesie reiner vorhanden ist, als bei jenen grofsen.* schon Notter und nach ihm HFischer (s. 71) hat in diesen worten nicht so sehr die begründung von Hölderlins, als vielmehr von Uhlands eigenem wesen gesehen. darum ist die erläuterung, welche sich in unserem hefte findet, ein wichtiger beitrag zur erkenntnis Uhlands. aber dies princip Uhlands deckt uns nicht etwa eine beschränkung seiner dichternatur auf, wie man wol meinen könnte, wir sehen gerade daraus, dass er nicht auf dem boden der romantischen subjectivität, sondern auf dem grunde der classischen objectivität ruht. der dichter soll hinter seinem stoffe verschwinden, auch wo er selbst sein stoff ist, also in der lyrik. das poetische schaffen wird dadurch nicht erleichtert, sondern im gegenteil erschwert und nur der gottbegnadete dichter kann es leisten. *es ist für den dichter nicht mit der blofs äufserlichen auffassung der sinnenwelt getan, ein inneres auge muss sich ihm erschliefsen, eine innere welt sich ihm ausbreiten, in der die irdischen gestalten in gröfserem mafsstab, in wunderbarer beleuchtung vor ihm aufsteigen, wie das epigramm ... vom blinden Homer sagt:*

Doch in der seele innen in glänzend lichtem gefilde
Schritt der Pelide, schritt Hektors gewaltige kraft

(s. 44). das berührt sich mit einem gedanken, welchen GFreytag in seiner Technik des dramas den jungen dramatikern einprägt: aus den gestalten des dramas müsse die reiche natur des dichters durchscheinen, der dramatiker müsse seine bedeutende natur in seinen personen widerspiegeln können. Uhland meint von den gestaltungen der poesie (s. 45), sie müsten *klar und ahnungsvoll zugleich emporsteigen;* also nicht, was der dichter in seine poesie hineinträgt, sondern was auch die klarste poesie ahnen lässt, macht ihren reichtum aus, die poesie soll also nach Uhland wie nach Goethe symbolisch sein. Uhland kommt immer wider und in immer neuen wendungen auf diese seine grundansicht zurück; die wahre poesie hat die aufgabe, *das, was man so gerne die prosa nennt, eben das mafs und die sitte, mit dem schönsten glanze der poesie zu durchdringen;* der dichter *zeigt uns die heilige wage, aber die schalen dieser wage sind mit reiner poesie erfüllt* (s. 30 f) . . . *das getreue nachahmen lässt uns einzig die geschicklichkeit des nachahmers bewundern. auch die kunstwerke* [welche der würklichkeit entnommen sind] *werden, sofern sie würklich den schönheitssinn ansprechen, irgend etwas in sich tragen, was sie über die blofse nachahmung erhebt oder in der würklichkeit selbst schon irgend eine seite des schönen darbietet. die potterische kuh, die auf der gränze des wahren und schönen steht, muss eben darum wenigstens einen ihrer vier füfse auf das gebiet des schönen gesetzt haben* (s. 31). *was nun jene reinen, ewigen gestalten betrifft, . . . deren übertragung in die aufsenwelt . . . die aufgabe der kunst ist,* so stehen sie Uhland nicht *von ewigkeit her in ruhiger vollendung da,* er glaubt, dass die schönheit nichts von vorn herein fertiges sei, *vielmehr nicht nur im geiste des einzelnen die fortschreitende entwickelung eines grundtriebs stattfinde, sondern überhaupt das reich des schönen in einem fortwährenden schaffen begriffen sei. wenn die welt nicht vollkommen erschaffen ist, so ist dem menschen, der zuletzt erschaffen ward, der göttliche odem eingehaucht, der an dem in ihm offen gelassenen schöpfungswerke unablässig fortarbeitet und die äufserlich unvollkommene welt in einem geistigen bilde ihres vollkommenen zustandes auszuschaffen und zu verklären strebt. und dieses volle, mangellose sein, das die dichtende kraft nach allen richtungen zu gestalten ringt, wäre mir, nach Schellings ausdrucke, die schönheit* (s. 46 f). so wie hier können wir auch sonst bei Uhland den einfluss der Schellingschen ästhetik bemerken: man denke vor allem an Uhlands ausführungen über das sonett im briefe an den grafen von Löben (Leben — von seiner wittwe s. 81) und an das widerholte betonen von innerer und äufserer form. s. 32 bei Holland sagt Uhland: *das ist doch wol das wesen der poesie, das in keiner dichtart verloren gehen darf, dass die idee und ihre gestalt zu einem leben-*

digen organismus unzertrennlich verbunden seien. gerade Schelling war es aber, welcher den Kantschen formalismus erweiternd allen formen nur in so fern einen wert beilegte, als sie der ausdruck des inhalts sind (vgl. EvHartmann, Die deutsche ästhetik seit Kant. Ausgewählte werke III 29). freilich meint Uhland (Leben s. 79 ff), über das innerste wesen der poesie sei nicht zu verhandeln, wol aber über stoff, form, sprache oder was immer zur äufseren erscheinung der poesie gehört. er geht demnach mehr der poetik als der ästhetik nach, und so sind seine meisten ratschläge winke für die poetik, aber freilich für eine poetik, welche nicht an dem äufserlichen haftet, sondern von der äufseren zur inneren form strebt. und eine solche poetik ist berufen, die vage ästhetik zu ersetzen. wir sehen dieses streben Uhlands zb. in äufserungen wie die folgende (s. 41 f): *die auffassung der natur in der lyrischen poesie ist meist gedoppelter art. entweder überlässt der dichter die natur ihrem eigenen leben und gibt nur die eindrücke wider, welche dieses in ihm zurückgelassen hat. dabei wird der wert des gedichtes vorzüglich davon abhängen, dass nicht eine reihe von naturbildern blofs äufserlich an die schnur gefasst, sondern dass der geist, der in der natur selbst würkt, in irgend einer seiner erscheinungen lebendig ergriffen sei* (das können wir auch bei der frage beachten, warum Uhland sein wanderergedicht aufgegeben hat). *oder der dichter gebraucht das naturbild blofs als symbol seiner ideen und empfindungen. hier wird es darauf ankommen, dass er nicht dem naturleben seine willkür aufdrücke und damit von der naturwahrheit abweiche, sodann dass nicht das naturbild der idee nur gleichnisweise gegenübergestellt sei, sondern die stimmung der dichterseele in der natur, mit der sie in beziehung tritt, einen tiefern anklang finde. jede dieser beiden auffassungsweisen öffnet sich sonach von gewisser seite gegen die andere hin und damit wird sich eine dritte und zwar die am meisten dichterische art der behandlung ergeben, in welcher das leben des dichters und das der natur sich unausscheidbar verschmelzen, die naturerscheinung vergeistigt und die idee natürlich belebt wird.* da wir hier gedanken über die verschiedenen darstellungsformen erhalten, so gehört dieser absatz in die poetik, aber wir sehen, wie sie sich erweitert und von dem positiven der dichterischen production zur allgemeinen lehre vom schönen strebt. wenn dabei des naturschönen nicht gedacht wird, so können wir auch hierin den einfluss Schellings entdecken. dieselbe methode einer wissenschaftlichen poetik findet sich in den ausführungen über das criminelle als stoff zu balladen (s. 52 f), über das kleine lied und den umfangreicheren hymnus (s. 53), über das komische epos (s. 55 ff), über refrain (s. 76), über das gelegenheitsgedicht (s. 86) usw. s. 86 spricht Uhland vom *inneren rhythmus* eines gedichtes: das erinnert an seinen ausspruch über die sonette von Mayers bruder (Leben — von seiner wittwe s. 54): *die*

form des sonetts ist ihm so natürlich, dass auch seine gedichte in anderen sylbenmafsen sich in ihrem inneren bau zum sonett hinneigen. hier bemerken wir ganz deutlich, wie der Schellingianer form und inhalt zusammen sieht und von einem zum anderen übergeht. sehr interessant ist die stille kritik, welche s. 53 ff an der lyrik geübt wird; eingereichte lieder geben den anlass über *drei töne der lyrik,* ihre art und ihre gefahren zu handeln: 1) der *sanfte ernst, der seine gefühle in sinnbildern kund gibt* und die bilder ausführt; 2) die *stille trauer*[1], *die in der sanftlösenden thräne, im gesang der nachtigall, in der tiefe des grabes ihre beschwichtigung sucht;* 3) die *verhöhnung des eigenen schmerzes,* wobei Uhland ausdrücklich Heines und seines *glänzenden erfolges* gedenkt. *jeder dieser drei töne* — sagt Uhland — *hat sein unbestreitbares recht in der lyrischen dichtung. aber auch jede der drei richtungen hat ihre besondere klippe, die erste im spielenden, die zweite im empfindsamen, die dritte im grellen. es ist, was diese letzte betrifft, allerdings in der menschlichen natur gegründet, dass ein herber schmerz gegen sich selbst den stachel des hohnes wende. eben darum aber verfällt diese weise der unnatur, sobald der schmerz nicht mehr ein unfreiwillig quälender, der auf jede weise erleichterung sucht, sondern ein selbstgefällig gepflegter ist. auch dient die saite nur so lange der poesie, als sie tönt, nicht mehr, wenn sie gellend zerspringt.* hier entwirft uns also ein dichter das schema für drei verschiedene lyrische richtungen, er geht von dem stoff aus und betrachtet die dichterische (nicht metrische) form, darnach trifft er seine einteilung; auf diesem wege wird die wissenschaftliche poetik weiterzuschreiten haben und kann den vorwurf, das wesen der dichtung allzu mechanisch aufzufassen, ruhig aufser acht lassen, wenn ein dichter wie Uhland durchaus kein crimen laesae majestatis poetae darin sieht. die dichtung ist eben zu einem grofsen teil ebenso mechanisch, wie jede andere kunst, aber wir wissen sehr genau, dass die kunst nicht blofs eine mechanik ist. hätten wir erst einen vollständigen überblick über alle dichterischen formen, zu welcher hier Uhland einen anfang macht, so würde sich gewis die volle berechtigung einer solchen poetik zeigen. — wie hier übt Uhland auch sonst noch kritik am weltschmerz, so s. 30 f. s. 36, wo das hübsche bild gebraucht wird: *die biene stirbt, wenn sie gestochen hat, die lyriker stechen immerfort und sterben niemals;* über Byron ist dann noch s. 71 gehandelt. Uhlands kritik ist immer mild, er sagt selbst (s. 40 f), *dass man das nicht zu bemänteln brauche, was man nach ruhiger überlegung für wahrheit erkannt hat,* es gebe aber *eine gröfsere oder geringere steigerung des ausdruckes, von welcher die bestimmtheit richtiger prädicierung unabhängig ist,* darum sei es gut, in der polemik vom anfang an *den ton nicht allzu stark an-*

[1] dürfen wir dabei an Lenau denken und das von Notter s. 244 vermisste urteil Uhlands über diesen hierin erblicken?

zugeben, weil der schall um so mehr anschwillt, je mehr stimmen auf einander folgen. Uhland mildert seine kritik überdies sehr häufig durch ein treffendes bild, was er nach s. 21 *nicht blofs für zulässig, sondern für erklärend, veranschaulichend und belebend* hält, wenigstens *da, wo es sich mehr von darstellung, als von untersuchung, mehr von ergebnissen, als von forschung, handelt.* Uhlands bildlichkeit ist durchaus nicht so grofs, wie man nach den widerholten behauptungen Fischers (zb. s. 154) glauben sollte, wenigstens sein bilderreichtum ist nicht bedeutend, aber die bilder sind immer treffend, einfach und natürlich, oft so sehr, dass sie fast nüchtern, selbstverständlich und kaum als bild erscheinen. Uhland wird aber auch nicht müde, stets die rechte form des bildes einzuschärfen. so sagt er s. 29: *je mehr in unsrer zeit eine poetische sprache sich fast selbständig ausgebildet hat, um so mehr ist, wie ich glaube, darnach zu fragen, ob das einzelne bild auch würklich innerlich geschaut sei, woraus allein dem ausdruck das rechte leben erwächst* und s. 89 heifst es: *in einem langen und vielfältigen poetischen betrieb hat sich uns allmählig ein beträchtlicher vorrat dichterischer bilder und redeweisen angehäuft, der jedem neu hinzutretenden gesanglustigen immer wider zu gebote steht. durch die fortwährende anwendung aber sind diese bilder und redeweisen so geläufig geworden, dass verf. und leser bei ihnen wenig mehr an die eigentliche und ursprüngliche bedeutung zu denken pflegen. . . . daher kommt es denn, dass in manchen gedichten wortbildungen vorkommen, die sich auf keinen wortsinn zurückführen lassen, oder bilder, welche zu keiner vorstellung gebracht werden können oder sich unter einander aufheben, eben weil sie gar nicht aus eigener anschauung hervorgegangen sind. . . . jedes bild, und am meisten das schon vielgebrauchte, muss immer wider frisch aus der natur oder aus dem klaren schauen der einbildungskraft entnommen sein, wenn es nicht gefahr laufen soll, zur blofsen phrase zu werden.* einmal (s. 102) scherzt er: *das artige vergissmeinnicht ist vielleicht darum geruchlos, weil die poeten zuviel damit gespielt haben* (vgl. auch s. 40 über blumen und sterne). das gilt jedoch nicht blofs von Uhlands bildlichkeit, sondern von seiner poesie im allgemeinen. er rät s. 80 f auch den märchendichtern, sich *der würklichkeit nicht gänzlich zu entäufsern, sondern ihre duftigen gewebe an einem festern bestandteil anzuknüpfen.* wer denkt bei diesem ratschlag nicht an das, was Uhland schon im märz 1807 an LvSeckendorf geschrieben hatte (Leben — von seiner wittwe s. 34): *ich komme schwer dazu, gestalten, die ich in begeisterten momenten gesehen und entworfen, in ruhigen auszumalen. wenn ich mich nach poetischem stoff umsehe, so geschieht es vorzüglich darum, weil blofs idealische gestalten nicht so leicht vollkommene objectivität erhalten, wie solche, die dem dichter schon lebendig entgegentreten, aber ihr h ö h e r e s leben erst von ihm erwarten. er wird durch die letztern in an-*

genehme selbsttäuschung versetzt, sein unbestimmtes schweifen erhält eine begränzung, seine peinigende willkür wird gebunden, zwar nicht mit fesseln, aber durch die arme der geliebten. festgegründet und ins unendliche deutend so will Uhland (Leben s. 39) die poesie haben, und an Heinrich Stieglitz schreibt er am 23 aug. 1823 (Leben s. 188 f) über dessen gedichtsammlung, sie habe auf ihn *den woltuenden eindruck eines auf das naturgemäfse und dauernde gerichteten bestrebens gemacht, im gegensatz der in dieser zeit vorherschenden künstelei und gefallsucht, wodurch der dichter gegen sich selbst ebenso unredlich ist, als gegen andere;* an den Griechenliedern von Stieglitz habe es sich ihm bestätigt, *wie durch eine ernste und lebendig ergriffene idee die schwankende bildungskraft auf einmal bestimmt, gehoben und veredelt* werde, darum zieht er auch den längeren und *allgemeiner gehaltenen* liedern *diejenigen vor, worin eine bestimmte situation erfasst ist.* Fischers ausdruck (s. 179): 'gegenständliche poesie' ist daher eine zutreffende anwendung des bekannten Goetheschen wortes (27, 352) auf Uhland. darum Uhlands grofse vorliebe für das lyrisch-epische gebiet der ballade, über welche sich s. 58—71 sehr wichtige auseinandersetzungen finden. Uhland vergleicht die abhandlung von WAlexis im Hermes mit der beurteilung Bürgers durch AWSchlegel, zieht aufserdem Rosenkranz und Goethe herbei und fasst dann drei fragen besonders ins auge: die stellung der ballade innerhalb der poesie, ihre historische oder genetische entwickelung und ihre allgemeinere, nicht blofs historische giltigkeit. mit Goethe sieht er in der ballade eine dichtart, *in der lyrische empfindung, epische anschaulichkeit und dramatische handlung verbunden sind,* diese *bleiben in der balladendichtung jedes volkes im ganzen verbunden, aber sie können in den einzelnen erzeugnissen dieser dichtart nach den umständen bald mehr vereinigt, bald mehr gesondert zu tage treten.* darum steht ihm die ballade der poetischen naturform am nächsten, denn — und damit kommt er wider auf einen schon hervorgehobenen punct seiner betrachtung — *die lyrik ist allerdings die mutter aller poesie, sofern wir unter ihr die poetische grundstimmung, die anregung des gemüts verstehen, welche jeder dichterischen schöpfung, selbst der objectivsten, vorangehen muss!* diese *innere stimmung wird vornherein mehr sinnlich gestaltend sich äufsern und so in der anschaulichkeit ihrer erzeugnisse die ansicht* (Rosenkranzs) *zu rechtfertigen scheinen, nach welcher die epische form voranzustellen ist. das wahre liegt jedoch nach meinem dafürhalten darin, dass die empfindung und die gestaltende phantasie noch ungetrennt und unbewust zusammenwürken.* die poesie dieser zeit ist also erst *der ungeteilte stamm, bevor er sich in seine äste spaltet und diese, wider stammartig, ihre zweige ausspreiten. . . . das gedicht dieses ursprünglichen zustandes der poesie ist die ballade, eben vermöge des in ihr bemerkten zusammenseins der verschiedenen dichtformen.* die weitere entwickelung ergibt

sich dann von selbst. *die lyrik, die gemütsbewegung, kann in der art, wie sie in einer ballade austönt, nicht für längere heldengesänge ausdauern, sie muss hier zurücktreten und der ruhigeren gestaltung, dem epischen elemente, raum geben. das epos verfolgt nun selbständig seine bahn. . . . aber auch die lyrik — jene dichtweise, welche die innere stimmung für sich selbst fortzuarbeiten und die darlegung solcher seelenzustände mittelst des liedes besonders auszubilden unternimmt — sucht sich ihren eigenen weg. sie muss, während das epos längst in breiten strömen fliefst, noch immer unterirdisch quellen und ringen.* Uhland nimmt zur exemplificierung den deutschen minnesang, an welchem sich *vollkommen genetisch die allmählige ablösung der lyrik von der balladendichtung* nachweisen liefse. *all dieser tausendstimmige minnesang beruht auf einer ballade von der liebe im frühling, oder vielmehr auf dem mannigfach ausgeprägten typus einer solchen. aber die naturbilder, die äufsere handlung, ohne die in früherer zeit die gemütsstimmung keine worte hat, treten mehr und mehr zurück, sie werden nur noch zum blumigen rahmen, zur herkömmlichen formel, sie werden selbst ganz abgeworfen und aus dem tieferen gemüte einzelner sänger bricht, fast farblos, zu einem eigentümlichen leben gereift, die lautere seele hervor.* dabei kann sowol in der lyrik als im epos das dramatische element sich mächtig regen, so findet er zb. im Nibelungenliede *namentlich in der abenteure von Rüdigers tode* die durchbildung der äufseren handlung zur inneren, also das dramatische element, nahezu so weit vollendet, *als es ohne das materielle vorhandensein einer bühne überhaupt möglich ist.* worin liegt nun die bedeutung der ballade für unsere zeit? Uhland sieht in ihr gleichsam eine *poetische stimmgabel,* wie man sagen könnte die 'mittlere dichtart' entsprechend jenen mittleren dichtern, bei denen *das wahre, innerste wesen der poesie reiner vorhanden ist,* als bei den grofsen. die ballade gehört nicht *zu den höchsten leistungen im gebiete der poesie,* gegen das drama und die lyrische didactik (reflexionspoesie) unserer zeit ist sie schlicht, erreicht weder den *viel höheren aufschwung des geistes* noch die *viel reichere ideenfülle* der beiden anderen gebiete, aber die ballade ist nützlich als eine dichtart, *auf die kein anderer, als der dichterische mafsstab anwendbar ist.* dem 'mittleren dichter', als welchen wir Uhland selbst erkannten, entspricht am besten diese mittlere dichtart, welche das reinpoetische gibt. *eine ballade wie 'der könig von Thule' ist gar nichts, wenn sie nicht poesie ist, ist sie daher überhaupt etwas, so muss sie auch ganz nur poesie sein. manche, in der überlieferung vielleicht verkümmerte alte balladen haben in mir das gefühl erweckt, als hätte ich nur hier erst den reinsten, eigensten klang der poesie vernommen. es gibt feine metalle, edle gesteine, die man nur in kleinen stücken findet; von solcher art scheinen mir die echten balladen zu sein. ja, es möchte sich fragen, ob nicht die kleine probe lauterer poesie, ge-*

hörig erkannt, uns gröfsere freude ahnen lasse; ob nicht darauf hin gearbeitet werden sollte, die ganze, grofse masse der poesie von aller erdigen klanglosen beimischung zu läutern; ob wir nicht den dichter noch zu erwarten haben, der uns durchaus jene reinen und vollen accorde vernehmen lassen wird, die wir nur in den erlesensten stellen der bisher bekannten dichtwerke angeschlagen fanden. wir sehen also, dass Uhland seine dichtart durchaus nicht als eine beschränkung auf ein einzelnes gebiet betrachtete, und ich wundere mich, dass sich Fischer unsere stelle so ganz entgehen liefs, obwol er s. 71 von Uhland sehr richtig sagt: 'er ist als dichter würklich blofs dichter'; darum wählt er auch eine dichtart, welche blofs poesie ist und hat deshalb einen so hervorragenden platz unter den dichtern des 19 jhs. auch für die ausführung der balladen finden wir s. 70 einen anhalt: *die ballade . . . wird um so sicherer ihre eigentümliche würkung üben, je weniger sie ausmalt, je weniger sie über die wesentlichen züge der anschauung, situation oder handlung, die den empfindungen zum träger dienen soll, hinausgeht. nur darin darf sie nicht sparsam sein, was ihr die musikalische bewegung gibt. darum findet man auch die besten alten balladen häufig in den hauptzügen gedrängt, selbst abgebrochen, dabei aber mit blofs tonanschlagenden wendungen und refrainartigen widerholungen reichlich bedacht.* und s. 52 f spricht er über die stoffe der ballade, vor allem das criminelle, und verlangt, *dass nicht das stoffartige vorwiege, denn je schärfer sich ein solcher fall nach aufsen gestaltet, um so mehr entrückt er sich dem ahnungsvollen gebiete der poesie, und je fertiger und eigentümlicher die criminalanecdote sich abschliefst, um so weniger lässt sie der phantasie noch freien spielraum. sodann verlangen wir billiger weise, dass die dissonanz, die in der natur solcher gegenstände liegt, zu irgend einer lösung durchbreche, denn, wie keck auch die poesie alle saiten anschlagen möge, so kann sie doch nicht im beharrlichen, unauflösbaren mistone gedacht werden.*

Wir sehen, dass Uhland bei seiner betrachtung der ballade ausgeht vom volksliede, welches *in naiver sicherheit*, und von Goethe, welcher mit der höchsten kunst den character der echten ballade trifft; Uhland scheint die darlegungen Goethes aus anlass seiner Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden grafen nicht gekannt zu haben, welche sich in den meisten puncten mit seinen eigenen gedanken decken. was Goethe *mysteriös* nennt, das heifst bei Uhland *ahnungsvoll;* Goethe findet in der ballade ein *lebendiges urei* der poesie, wie Uhland die 'mittlere dichtart' in ihr sieht; beiden ist die ballade durchaus musikalisch und verlangt *refrain, das widerkehren eben desselben schlussklanges,* beide betrachten den *prägnanten gegenstand* nur als *träger der empfindung.* einen unterschied zwischen ballade und romanze kennt weder Uhland noch Goethe, jener sagt geradezu (s. 62 anm.): *ballade und romanze sind nur nationale verschiedenheiten derselben*

dichtart, ballade ist die romanze des nordens, romanze die ballade des südens, wie dies auch von andern bemerkt worden ist. man könnte daher bei Uhland zwischen balladen und romanzen nur in so fern unterscheiden, als die stoffe dem norden oder dem süden entnommen sind. weiter scheinen wir ohne willkür nicht zu kommen. wenn daher Baumgart neuestens in seinem Handbuch der poetik (Stuttgart 1887 s. 71) den unterschied zwischen ballade und romanze darin sieht, dass jene einen universellen, diese einen exceptionellen, uns fremden character hat, so geht er meiner ansicht nach zu weit, nun in ihnen zwei verschiedene dichtarten zu erkennen; auch nach ihm ist die romanze nur eine unterabteilung der ballade, und er hat unrecht zu sagen, die romanze sei der ballade nur *nahe verwandt.* wenn die *ballade eine dichtung ist, welche den zweck hat ein ethos nachahmend darzustellen und zwar vermittelst der erzählung eines vorganges oder einer handlung,* die romanze dagegen *die in liedartiger haltung vermittelst der andeutung eines vorganges, der umrisse einer handlung erfolgte nachahmung des romantischen ethos,* so liegt darin nur der versuch, das gebiet der ballade specieller zu gliedern, aber keine scheidung verschiedener dichtarten. Baumgart nennt (s. 66) Goethes Braut von Korinth eine ballade, man könnte sie ebenso gut eine romanze nennen, da sie einen stoff von 'ganz singulärer beschaffenheit' darstellt. mir will nicht einleuchten, dass ich Uhlands Bertran de Born als romanze, dagegen Des sängers fluch als ballade bezeichnen müsse, was nach Baumgarts ansicht (s. 74) doch der fall wäre. ganz ohne zweifel dachte Uhland bei seiner darstellung über die ballade sowol an dieses als an jenes und wir können uns dabei bescheiden.[1]

Wie über die ballade hat sich Uhland ausführlicher noch über reflexionspoesie geäufsert, die hauptstellen finden sich s. 31. 96 und besonders 98—101 (vgl. auch s. 24 und 25), neben der echt volkstümlichen kommt also die speciell kunstmäfsige dichtung in betracht. *die poesie ist ein schaffen, im gegensatze des philosophischen erkennens* (s. 31). *begibt sich die poesie der darstellung im naturbilde, im lebendigen, in gestalt, character, handlung, dann bleibt nichts übrig, als entweder der hohle wortlaut, oder die fülle und klarheit der idee. bedient sich auch die idee für ihren ausdruck abstracter worte, so werden uns doch diese über dem inhalt verschwinden; wollen sie aber für sich gelten, so nehmen wir ihnen mit recht die priesterbinde vom haupt* (s. 25). soll nun aber das philosopische erkennen *mit erfolg in die poesie übertragen werden, so handelt es sich darum, ob die idee, welche zur dichterischen ausführung gelangen soll, selbst eine poetische sei, eine solche, welche den keim des schaffens in sich trägt* (s. 31). *der ethische zweck und der poetische* müssen *eins* werden (s. 30). es fragt sich nun:

[1] man denke an Uhlands Romanze vom däumling! vgl. übrigens unten weiteres.

ist die didaktik . . . wirklich poesie? und wie ist sie dann dem ganzen schema der dichtformen einzureihen? (s. 96). mit diesen zwei fragen beschäftigt er sich dann s. 98 ff und gibt einige unzweifelhaft richtige erkenntnisse. von Goethes satz ausgehend: *es gibt nur drei echte naturformen der poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde* fügt er den historischen tatsachen entsprechend *noch eine vierte, die still betrachtende* hinzu; das liegt auch im wesen der poesie, in welcher *vorzugsweise vor andern geistestätigkeiten, ein ungeteiltes zusammenwirken verschiedener geisteskräfte: der phantasie, des empfindungsvermögens, der denkkraft sich äufsert.* die verschiedenen formen der poesie haben nun darin ihren innern grund, *dass diese geisteskräfte in verschiedenem mafs, in verschiedener mischung zusammenwirken. bald wird mehr die eine, bald mehr die andre sich hervorstellen und eben in diesem wechselnden hervortreten zeigt sich die vielseitigkeit und mannigfaltige beweglichkeit der poesie. tritt vorzugsweise die denkkraft heraus, so haben wir den charakter der didaktik.* Uhland verkennt nicht, dass unter den in der poesie zusammenwürkenden elementen empfindung und phantasie wider als die eigentümlichst poetischen sich darstellen, aber auch die denkkraft findet ihren platz: *so lange der gedanke von der wärme des gefühls getragen ist oder in den bildern der phantasie seinen ausdruck sucht, so lang er sich nicht entschieden isoliert hat, ist auch das gebiet der poesie nicht völlig verlassen.* wir sehen, dass Uhland nach klarheit ringt, ohne sie noch selbst ganz gefunden zu haben; er glaubt, unsere philosophische zeit sei unläugbar dahin gekommen, *dass ihr gedanken, wie helden, gedankenreihen, ideenverbindungen, wie epische situationen und handlungen, gegenstand der poesie werden. ob man unkörperliche poesie nun, in der die erscheinungswelt wenigstens nicht für sich, sondern nur in symbolischem gebrauche geltung hat, reflexionspoesie oder didaktische poesie nennen will, lasse ich dahin gestellt sein; keine der beiden benennungen ist völlig genügend, indem auch in ihr weder der folgernde gang der reflexion, noch der absichtliche lehrzweck herrschen soll.* reflexion und didactik sind nicht dasselbe; in der reflexionspoesie ist das gedankenelement der stoff, in der didactischen poesie der zweck der darstellung; jene kann sehr gut zur reinen lyrik werden, diese niemals; jene hat das wesen, diese nur die form der poesie. wir könnten jene besser 'sinnende lyrik' nennen, sie geht hervor aus der von Uhland characterisierten *ahnungsvollen stimmung,* in welcher neben anderen poetischen keimen auch der gedankenkeim gezeitigt wird; das rein gedankliche muss ebenso abgestreift werden, wie das rein stoffliche, damit sich aus dem keim das gedicht entfalte. wird das gedankliche nur zum teil verflüchtigt, sodass wir auch im gedicht noch einen rest des gedankenprocesses vor uns sehen — zb. den vergleich —, so haben wir die 'sinnende oder nachsinnende lyrik' vor uns, wird

dagegen das gedankliche ganz verflüchtigt, tritt zb. das bild an die stelle des vergleichs, dann haben wir reine lyrik vor uns. Uhland spricht streng genommen der didactischen poesie das urteil und lässt nur die reflexionspoesie gelten, er hat das richtige geahnt, ohne es klar auszudrücken. die frage liegt ganz ebenso wie die andere bei Uhlands betrachtung s. 74 f: *ob die darstellung einer verheerenden seuche ein gegenstand für die kunst sei;* Uhland meint, es werde sich *im allgemeinen nicht zum voraus bestimmen lassen.* warum nicht? gewis kann auch eine verheerende seuche der stoff für die kunst im allgemeinen und für die dichtkunst im besonderen sein, die ausführung erst wird aber lehren, ob der künstler diesem stoffe gewachsen war.[1] hier scheint Uhland, wie es im wesen der academischen vorlesung begründet ist, unfertiges zu geben, anregung für eigenes nachdenken, die frage ist blofs aufgeworfen, die endgiltige entscheidung der zukunft vorbehalten. auch will es scheinen, als sei Uhland freier, wo er historisch darstellt, als wo er speculativ construiert; das entspricht auch seiner geringen vorliebe für die philosophie. gerade deshalb sind Uhlands ausführungen über die ballade wie über das märchen (s. 77—81) so treffend, weil er an die geschichte anknüpfen und daran seine eigenen gedanken fortspinnen kann; es stimmt dies völlig mit der behandelten art seiner dichterischen production.

Es ist natürlich nicht möglich, hier den reichtum des ganzen 'stylisticums' auszuschöpfen; ich hebe nur noch hervor, dass s. 34 f über die bearbeitung biblischer gegenstände, s. 38 über octavenübersetzung, s. 87 über die übersetzung des Homer in iamben und hexametern, s. 71 über den fünffüfsigen iamb, s. 27 f über Ossian, s. 47 f über minnehof und narrengericht gehandelt wird. auch die politik spielt eine rolle, ja Uhland sagt s. 32 ausdrücklich: *es wäre ein zeichen der verdumpfung, wenn die stimmen unsrer sturmbewegten zeit keinen widerhall in den akademischen sälen gefunden hätten;* aber er fügt hinzu: *es wäre ein zeichen der verwilderung, wenn sie das innere leben der auf die ewigen ideen gerichteten forschung zu übertäuben vermöchten.* es wird aber nicht das toben der parteien ins colleg getragen, sondern nur gestattet, dass auch in den herzen der jugend nachzittere, was durch die ganze deutsche welt geht (vgl. s. 8 anm.). wie vornehm sind die worte s. 30 und 95 über freiheit, s. 36 f über die Tübinger ereignisse der letzten zeit, s. 91 f über halbheit, s. 98 über das juste milieu, s. 95 über die religion; wir sehen ein zeichen der zeit in der besprechung verschiedener Polenlieder (s. 74 anm. s. 89. 101) und denken an Uhlands gedicht Mickiewicz[2] (vgl. Leben s. 246). als kleines pikantes détail

[1] ich erinnere gar nicht an HLinggs Pest, sondern an Uhlands ballade Der schwarze ritter (216), deren versmafs an unserer stelle s. 75 begründet scheint. [2] über dasselbe vgl. meinen aufsatz im Mickie-



sei angeführt, dass Uhland s. 102 meint: *der tod durch den duft oder die berührung des blumenstraufses ist, ich möchte sagen, zu überzart.* wem kommt dabei nicht Freiligraths affectiertes gedicht Der blumen rache ins gedächtnis?

Die hohe bedeutung von H.s publication rechtfertigt das lange verweilen bei derselben; H. hätte den wert seiner gabe noch erhöhen können, wenn er ein gutes register beigegeben hätte, das nun jeder benutzer selbst anlegen muss.

Zum schlusse möchte ich eine technische vorschrift abweichend von ESchmidt (Anz. IV 226 f) besprechen, welche Uhland an vielen stellen einschärft: die vermeidung des hiatus, den er ganz so wie Scherer in seiner bekannten abhandlung auffasst (vgl. s. 34 anm. s. 85 f. 90. 102). Uhland hat erst allmählich die überzeugung gewonnen, dass der zusammenstofs eines tonlosen *e* mit einem anderen vocal auch im nhd. störend sei. als festen zeitpunct dafür kann man rund die mitte des jahres 1812 bezeichnen: dies ergibt sich aus folgender sammlung, welche mit absicht nur die gedichte und dramenfragmente, wie sie in unseren ausgaben stehen, nicht die bei der wittwe, bei Notter und Mayer gedruckten berücksichtigt. vorerst stelle ich nur das zahlenverhältnis dar, nachher bespreche ich einige durchgehende ausnahmen des hiatus bei Uhland, wodurch sich die zahlenangaben noch modificieren.

1805	unter	24	gedichten	8	mit	13	fällen von hiatus
1806	„	9	„	1	„	1[1]	„
1807	„	18	„	1	„	1[2]	„
1808	„	7	„	1	„	2	„
1809	„	23	„	5	„	6	„
1810	„	24	„	4	„	5	„
1811	„	31	„	4	„	6[3]	„
1812	„	23	„	4(3)	„	4(3)	„
1813	„	4	„	0	„	0	„
1814	„	30	„	2	„	2	„
1815	„	6	„	2(3)	„	2(4)	„
1816	„	25	„	2	„	2	„
1817	„	4	„	0	„	0	„
1819	„	5	„	1(Konradin)		3	„
1820	„	1	„	0			
1822	„	3	„	0			
1825	„	1	„	0			

wiczjahrbuch: Pamiętnik towarzystwa literackiego imienia Adama Mickiewicza I s. 138 f Wiersz Uhlanda do Mickiewicza.

[1] *Glórié umglühte* s. 19 ist, wie ich in der Zs. f. d. österr. gymn. 1884 s. 438 f vgl. 1886 s. 920 nachgewiesen habe, kein unerlaubter hiatus.

[2] ob s. 222 *Lilie in* ein hiatus ist, vermag ich nicht festzustellen vgl. *Lilien* [53]221.

[3] s. 403 *meine alte blinde katze* muss *mein' alte* gelesen werden, da sonst im ganzen gedicht nur einsilbiger auftact erscheint.



1827	unter	3	gedichten	0	
1829	„	11	„	1	mit 3 fällen von hiatus
1830	„	1	„	0	
1831	„	5	„	0	
1833	„	1	„	0	
1834	„	20	„	0	
1835	„	1	„	0	
1842	„	1	„	0	
1847	„	2	„	0	
1849	„	1	„	0	
1854	„	3	„	0	
1859	„	1	„	0	
1861	„	1	„	0	

Von 1805—1812 sind 159 gedichte, darunter 28 (27) mit 35 (34) fällen von hiatus aufgenommen, von 1813—1861 dagegen 130, darunter 8 (9) mit 12 (14) fällen von hiatus, also in jener epoche kommt ein hiatus beiläufig auf jedes 4, in dieser auf jedes 10 gedicht.

Die fälle des hiatus sind folgende: 1805 An den tod s. 4 f *erde ihre, . . . offne arme ausgestreckt.* dabei ist zu beachten, dass, wie wir sehen werden, zwar *offne* gedruckt ist, aber von Uhland in solchen fällen wol *offen'* gelesen wurde; auch *liebe atmend* ist kaum als hiatus zu rechnen. Harfenlied am hochzeitsmahle s. 6 *keine ewig.* Die sanften tage s. 14 *seele eingewiegt . . . greise abschied.* Wunder s. 15 *blume aufgeschlagen.* Mein gesang s. 16 *lichte au.* Mönch und schäfer s. 18 *weite au . . . blume aus.* Schäfers sonntagslied s. 18 *viele ungesehn.* Entschluss s. 22 *liebe ihr.* — 1806 Gesang der nonnen s. 19 f *arme ausgespannt.* — 1807 An K. M. *chöre in.* — 1808 Klein Roland s. 331 *liebe alles . . .* s. 334 *meine augen* [hier ist *meine* zweisilbiger auftact, darum der hiatus weniger empfindlich]. — 1809 Nähe s. 27 *diese einsamkeit.* Narciss und echo s. 110 *zärtliche echo* (hexameterausgang). An sie s. 114 *deine augen* [auch hier *deine* auftact, also vielleicht *dein'* zu lesen]. Der wald s. 133 *meine arme.* Schildeis s. 156 *der alte Eckart.* s. 158 *frühlingslose öde.* — 1810 Tells platte s. 111 *heilige erde* (hexameterausgang). Der rosenkranz s. 247 *meine arme.* s. 249 *seine augen.* Der castilische ritter 4 s. 255 *höchste eiche.* Graf Richard Ohnefurcht 1 s. 413 *arme in.* [Legende s. 419 *geistliche und* ist kein hiatus]. — 1811 Einkehr s. 60 *gute apfelbaum.* Vermächtnis s. 123 *treuste aller* [auch hier vielleicht *treuest'* zu lesen]. Sanct Georgs ritter s. 257 *seine andacht.* Die elfen [von Holland vermutungsweise dem jahre 1811 zugewiesen] s. 307 *keine arbeit . . ., keine antwort.* — 1812 Frühlingsruhe s. 36 *nicht unter die grüne erd' hinab* [hier muss *grün'* gelesen werden]. An den unsichtbaren s. 128 *heilge erde* [lies *heilig' erde*]. Der castellan von Coucy s. 272 *die goldne urne.* Der königssohn [1807 und 1811 zuerst

entworfen, 1812 ausgeführt] s. 382 *träge erde.* s. 387 *ihre augen.*

Auffallend bleiben jene fälle, in welchen ein dreisilbiges adjectiv vor vocalisch anlautendem substantiv contrahiert wird. wir müssen annehmen, dass hier Uhland bei der aussprache keinen biatus empfand, also zb. *die goldene urne* ohne hiatus aussprach. wenn dies der fall ist, dann zeigen schon die gedichte des jahres 1812 durchaus hiatusfreie verse, ausgenommen zwei gedichte des cyclus Der königssohn, welche demnach aus der früheren bearbeitung herübergenommen wurden; übrigens trägt dieser cyclus das datum 30. 31 jan. 1812, von diesem tage bis zum 26 juli 1814 finden wir keinen hiatus mehr und von da ab nur hier und da einen.

1814 Dante s. 277 *sonne aller.* Der student s. 279 *süfse antwort . . . keine antwort.* häufig steht der hiatus in der cäsur des Nibelungenverses, wo er jedesfalls absicht ist: Des sängers fluch s. 388 *einst zog nach diesem schlosse ein edles sängerpar . . . die königin süfs und milde, als blickte vollmond drein,* Uhland vermeidet den hiatus von vers zu vers gleichfalls nicht. — 1815 Herrn bürgermeister Klüpfel s. 83 *der Deutsche ehrt' in allen zeiten.* Die Döffinger schlacht s. 366 *der löwe Ulrich . . . o königliche eiche.* aufser diesen 3 fällen finden sich im jahre 1815 nur hiate zur hervorhebung der cäsur im cyclus Graf Eberhard der Rauschebart s. 357. 359. 363. 364. 367. — 1816 Aussicht s. 78 *sümpfe abgeführt.* — characteristisch[1], dass Uhland nicht wie gewöhnlich sagt: *das gute alte recht*, wie wir sagen: *die gute, alte zeit,* sondern: *das alte gute recht* (s. 85 und immer). trotzdem findet sich in diesem gedichte s. 85 der hiatus: *im lande ein und aus.* — 1819 Konradin (bei Keller) s. 328 *welche angedenken.* s. 333 *eine ahnung.* s. 334 *deine anmut.* — 1827 Auf Wilhelm Hauffs frühes hinscheiden s. 120 lies: *der heiter die verglühet' asche barg.* — 1829 Der graf von Greiers s. 323 *das grünste alpental* lies *grünest?* s. 324 *du grüne alpe.* s. 325 *du frische alpenrose.* Ver sacrum s. 379 *der jünglinge im ersten waffenglanz* ist kein hiatus. — im Fortunat I 440 *solche antwort.* 442 *ekle ohren.* II 445 *zerschiedne edelsteine.* 446 *andre aus.* 458 *ihre unschuld.*

Fassen wir zusammen, so duldet Uhland den hiatus vor eigennamen s. 156 und 366, dann bei dreisilbigen adjectivis im hexameter s. 110 und 111. sonst empfindet Uhland merkwürdiger weise den hiatus weniger unangenehm vor dem vocal *a* und vor diphthongen, besonders *au,* sonst noch *ei.* unter jenen hiaten, welche Uhland im stylisticum tadelt, finden sich nur die fälle:

[1] wie Goethe sagt auch Uhland s. 56 *alt und neue jugendträume,* worüber natürlich Düntzer wettern wird, ebenso s. 418 *mit schnell und starkem wellenschlage.*

führte ihn, fehlte ihr, hatte ers, hatte er, also kein fall von *e* vor *a, au* und *ei,* was freilich zufall sein mag.

Im stylisticum tadelt Uhland die apocope des *e* vor consonanten, besonders dann, wenn dadurch ein misverständnis über die form entstehen kann, ob präsens oder präteritum. doch hat er selbst diese regel nicht immer vor augen gehabt; leider habe ich die betreffenden stellen nicht gesammelt. aber auch dort kann misverständnis eintreten, wo die apocope vor einem vocal stattfindet, zb. s. 83 *der Deutsche ehrt' in allen zeiten,* s. 369 *da macht' er endlich halt* oder s. 412 *manchem gespenst begegnet' er* oder s. 413 *sein schwert er fasst' und wollte gehen.* unter den sehr harten fällen von apocope zur vermeidung des hiatus hebe ich nur s. 160 hervor: *und steigen neu als hehre dom' empor.*

Methodisch interessant ist die tatsache, dass Uhland theoretisch den hiatus verwirft, practisch jedoch nicht ausnahmslos vermeidet. dieselbe beobachtung hat Scherer an Goethe gemacht.

Man muss daher auch vorsichtig sein mit emendationen und ich würde kaum wagen, die von mir vorgeschlagenen änderungen etwa in einer kritischen ausgabe dem text einzuverleiben.

Auch zum jubiläum erschien eine neue ausgabe von Uhlands dichtungen, welche sowol durch ihr schönes äufsere wie den billigen preis sich auszeichnet. ob H. seine sorgfalt dieser ausgabe zugewendet hat, erfahren wir nicht, wenigstens steht sein name nicht unter der 'biographischen einleitung', welche die ersten XVIII seiten füllt. diese biographie widerholt die bekannten daten aus dem leben des dichters und gibt eine kurze skizze seiner eigenart. dass s. VII die ballade Des sängers fluch unbezweifelt auf Napoleon und Deutschland bezogen wird, fällt auf, mir scheint wenigstens eine solche beziehung dem wesen Uhlands nicht zu entsprechen. Dederich verzeichnet diese meinung s. 62 f mit einem fragezeichen und auf Napoleon passt nicht éin zug des königs.[1] dass s. XVII f Uhland als dramatiker gepriesen wird, und den deutschen bühnenleitungen die schuld an der geringen dramatischen production zufällt, will mich auch nicht passend dünken. Hebbel hat einmal bemerkt, die dramen seien keine schüsse, welche gerade ins ziel giengen, Uhlands dramen aber sind solche gerade schüsse und ermangeln deshalb der theatralischen wie dramatischen spannung. sonst ist an der jubiläumsausgabe noch das fortbleiben der chronologischen übersicht zu beklagen, an welche wir schon gewöhnt sind. wäre es nicht angezeigt, einmal eine vollständige ausgabe der gedichte zusammenzustellen, welche neben den von Uhland selbst aufgenommenen gedichten auch die bei der wittwe, bei Notter, Mayer und in gelegenheitsdrucken erschienenen berücksichtigte, auch ungedrucktes existiert noch (vgl. zb. HFischer s. 10. 11. 20. 37. 41 f. 64). ich bin überzeugt, auch das grofse publicum wäre über eine solche vollständigkeit erfreut, wenigstens

[1] vgl. Notter s. 160 ff.

konnte Franzos in einem festhefte seiner Deutschen dichtung (II 2. 15 april 1887) anteil bei seinen lesern für weniger bekannte gedichte Uhlands voraussetzen. die ausgaben H.s sind nach den hss. und ersten drucken verbessert, darum müssen wir seine lesungen denen Notters und Mayers wol vorziehen. vergleichen wir zb. das gedicht Nachruf s. 108 (^{53}100) mit dem druck im Leben von seiner wittwe s. 132 f, so fällt uns neben der modernisierten orthographie die zum teil wesentlich geänderte interpunction auf. in dem stammbuchblatt für Mayers tochter Auf die reise bringt die ausgabe (s. 121: warum wurde diesem wie dem gedichte Schicksal ein anderer platz angewiesen?) neben interpunctionsverschiedenheiten im 2 und 3 verse die form *wann* für *wenn* bei der wittwe s. 443. solche zweifel wird wol erst die kritische ausgabe heben, welche H. plant. von Uhlands dramen sind auch nur die beiden von ihm selbst zum drucke beförderten Ernst herzog von Schwaben und Ludwig der Bayer aufgenommen. die ausgabe zeigt, wie grofsen anteil die Cottasche buchhandlung an ihren verlagswerken nimmt.

Von einem Schwaben rührt die wichtigste characteristik Uhlands her, welche als 'studie zu seiner säkularfeier' freilich etwas verspätet erschien. einfach und schlicht, wie es der gegenstand erfordert, entwirft Hermann Fischer ein lebensbild Uhlands[1], indem er sich augenscheinlich Scherers köstliches buch über Jacob Grimm zum muster nahm. Uhland hat einmal (Leben — von seiner wittwe s. 458) geäufsert: *wer sich nicht mit meinen studien befasst, kann nicht über mich schreiben*, er verlangt, dass man seine gedichte mit seinen übrigen arbeiten zusammenhalte. das hat denn auch Fischer getan. er erzählt im ersten abschnitt (s. 3—35) die lebensanfänge Uhlands, sein lernen, die versuche, boden unter die füfse zu bekommen. dabei gibt (s. 5 ff) die schilderung des stiftes und der württembergischen verfassung einen lebensvollen hintergrund, wir sehen gleich anfangs jene welt, für die und von der aus Uhland allenthalben zu felde zieht. mit dem jahre 1815 schliefst dieser teil, denn Uhlands gedichte sind erschienen. im zweiten — dem längsten — abschnitte (s. 36—106) zeichnet Fischer den dichter Uhland, welcher uns gleich in der ersten auflage seiner gedichte ziemlich abgeschlossen entgegentritt, nur wenige züge müssen aus der späteren production dem bild eingefügt werden. Fischer entspricht dem wunsche Uhlands (Leben 457 f) und betrachtet die gedichte zuerst 'als einen teil der deutschen litteratur'; er zeigt, welchen einfluss Goethe auf Uhland nahm (s. 44 vgl. s. 50), wie die romantik bei ihm würkt (s. 45 vgl. s. 53), dann gränzt er von dem wesen der romantik den character von Uhlands poesie ab (s. 47 ff. s. 70 f), vergleicht

[1] von ihm rührt auch ein aufsatz her: Uhlands beziehungen zu ausländischen litteraturen nebst übersicht der neuesten Uhlandlitteratur. Zs. f. vgl. litteraturgesch. I 365—391.



Uhland mit Schiller und Goethe (s. 76 ff), um den satz zu erweisen: Uhland dichtet nur als dichter. s. 85 ff wird Uhlands stil und seine form characterisiert, wobei F. wie auch sonst genaue vertrautheit mit älteren ungedruckten fassungen Uhlandischer gedichte verrät. sehr gut nennt er s. 92 'den grundcharacter von Uhlands poesie' einen männlichen und entdeckt die edle mannheit auch in seinen dramen (100 ff), deren politischer gehalt ihn auf Uhlands weiteres leben bringt; und so zeichnet der dritte abschnitt (s. 107 — 148) hauptsächlich Uhlands anteil an der politischen gestaltung Württembergs und Deutschlands, seine tätigkeit als abgeordneter und patriot. schön durchzieht dieses capitel der nachklang von Kerners wort: *welch ein treuer, gediegener mensch ist doch dieser Uhland,* wir sehen ihn als politischen dichter, als professor, als ehemann, wir verfolgen sein wackeres eintreten während der revolution von 1848 und sehen ihn, da nichts mehr für den patriotischen politiker zu tun bleibt, in seine gelehrte tätigkeit zurücktauchen. den forscher führt uns der vierte abschnitt (s. 149—179) vor, treffend werden die vorzüge, wie die mängel des forschers dargelegt und aus der tatsache erklärt, dass eben immer der dichter zu uns spricht; die scheinbare trockenheit Uhlands, welche Fischer s. 158 in dem vermeiden litterarhistorischer ausblicke und gesammturteile, in dem nichtverwerten moderner parallelen und geistreicher motivvergleichungen sieht, lässt sich sehr gut mit der schon geschilderten art des mittleren dichters vereinigen: so müssen wir immer wider Uhlands dichten und forschen zusammenhalten, was denn auch Fischer s. 178 f geschickt tut. im schlussabschnitte (s. 180 — 195) wird der rest von Uhlands stillem leben, seine krankheit, sein tod und seine beerdigung kurz nachgetragen und s. 190 ff eine gesammtschilderung seiner persönlichkeit gegeben. die noch übrigen blätter (s. 196—199) bringen die 'nachweise' aus der litteratur.

Fischers büchlein empfiehlt sich durch seinen anspruchslosen aber warmen ton, durch die volle beherschung des stoffes und durch seine ruhigen und treffenden characteristiken: F. stellt dar, er untersucht nicht, sein publicum sind alle gebildeten Deutschen, ohne dass er in den fehler falscher popularitätshascherei verfiele; er wird auch jenen klar, welche in die besonderen studien nicht eingeweiht sind und erfüllt demnach die forderungen, welche Uhland in seinem stylisticum (Holland s. 8. 22) an die wahre popularität gestellt hatte. einige von den einwendungen, welche ich gegen F. vorzubringen habe, sind schon früher behandelt. dass F. s. 3 den satz, 'man könne Uhland nicht verstehen, ohne die landschaft, in der er und seine lyrik zu haus ist, zu kennen' auf das menschliche überträgt, kann man sich noch gefallen lassen, obwol auch das einseitig ist. wer den satz zuerst auf Uhland angewendet hat, weifs ich nicht, er muss wenig achtung vor Uhland besessen haben: denn kann man sich eine

traurigere poesie denken, als eine so durchaus particularistische? F. hat denn auch (s. 74) den sehr richtigen gedanken ausgesprochen, dass Uhlands poesie in gewissem sinne zeitlos, ja culturlos sei, oder sagen wir besser: allgemein menschlich. Uhland hat dies im stylisticum (s. 57) zwar nur vom komischen epos verlangt, aber gewis jede poesie dabei im sinne gehabt. das ist eben jenes symbolische, welches uns zwar nur den einzelnen fall vorführt, uns aber die fülle der erscheinungen ahnen lässt. darum warnt Uhland vor der affectation neuerer dichter, *mit ihrer eigenen zerrissenheit, ja verdorbenheit zu liebäugeln und den inneren moder mit der gabe einer üppigen darstellung zu übertünchen* (Holland s. 30), er will als Lessings schüler das allgemein giltige, nicht das krankhaft specielle. darum ist der schwäbische dichter ein deutscher dichter und darum feiert sein andenken der Österreicher und der Norddeutsche wie der Schwabe, auch wenn er niemals 'in des dichters landen' war. etwas mehr hätte F. vielleicht von Uhlands mutter sagen können, vor allem ihren patriotismus hervorheben sollen, wie sie gelegentlich selbst *im gefühle unseres bisherigen schmählichen zustandes geäufsert hat, dass sie, wenn es einmal auf unsere befreiung ankäme, auch ihren sohn nicht zurückhalten würde* (Leben — von seiner wittwe s. 90) oder wie sie ein anderes mal ihrem Louis schreibt (ebenda s. 118): *immer ist patriotismus etwas löbliches und pflichtmäfsiges ... die erste unserer zeitlichen pflichten ist so viel gutes als möglich auf der welt zu würken, als wir können.* derselbe geist spricht aus den schönen worten, die Uhland im stylisticum (s. 30) mit warmem gefühl vortrug: den kreis auszufüllen, in dem wir uns für beengt halten. hier ist die übereinstimmung zu auffallend, als dass wir sie eine zufällige nennen könnten: das war ein erbteil von mutterseite.

Da ich mir über die dauer der schattengesellschaft nicht klar bin, so vermag ich F.s ansicht (s. 26) nicht zu controlieren, dass für dieselbe aufser den Sieben zechbrüdern noch das eine trinklied *was ist das für ein durstig jahr* (vom april 1816) und das Metzelsuppenlied (vom 26 januar 1814) gedichtet worden seien. Notter, welcher s. 147 ff über das schattenkränzchen ausführlicheres mitteilt, gibt keinen anhalt, bringt aber mehrere gelegenheitslieder, die F. übersehen zu haben scheint.

Merkwürdig ist bei Uhland die stofsweise production, von welcher die wittwe sehr gut sagt, mitunter dränge ein gedicht das andere, als ob es dasselbe erzeuge, mitunter aber stocke Uhlands dichtung auf jahre völlig. F. hat s. 36 f einen statistischen überblick gegeben: in den dreizehn oder vierzehn jahren bis zur mitte des jahres 1817 über zweihundert gedichte, von da in elf jahren nicht mehr als fünfzehn; dann wider 1829 und 1834 verhältnismäfsig reichere production (11 und 20 gedichte bringt die ausgabe), aus den folgenden drei jahrzehnten

nur zehn gedichte. nach F. gehört auch die mehrzahl der ungedruckten gedichte in die jugendzeit, weit wenigere in die späteren jahre. häufig genug klagt Uhland in seiner jugend über mangel an stoff, er sieht sich nach poetischem stoff um (Leben — von seiner wittwe s. 35), er kommt nicht zum dichten, *mein poetisches leben ist jetzt ein umherschweifen von einem entwurfe zum andern. dringend fühle ich dabei den mangel an stoff zu poetischer bearbeitung* (ebenda s. 38). in einem sinngedicht sagt er ausdrücklich (ebenda s. 252):

Lasst uns freude kosten, freude singen,
Weil die jugend in der fülle blüht!
Will der mann noch mit der muse ringen,
Wird's ein ernstes dämmerichtes lied.
Will der greis die goldnen saiten rühren:
Wird's ein denkspruch, seinen stein zu zieren.

und einem poetischen forstcandidaten schreibt er (s. 328): *die lyrik vollends ist so sehr von stimmungen, über die sich nicht gebieten lässt, abhängig, ist so vorwaltend sache des jugendlich erregten gefühls, dass auf sie am wenigsten ein nachhaltiger lebensplan gegründet werden kann. . . . der allgemeine vorsatz, sich in dieser oder jener dichtgattung zu versuchen, kann noch kein lebenskräftiges erzeugnis verbürgen; ein gedanke, ein gegenstand muss voraus zur poetischen darstellung drängen, und dann wird sich auch die rechte form dazu ergeben.* er liefs sich durch die lust und leichtigkeit, womit ihm das lied von statten gieng, nicht verleiten, zu viel und zu rasch zu dichten (s. 425), er konnte die poesie nicht commandieren. wenn Uhland sagt, die lyrik sei von stimmungen abhängig, so muss das richtig verstanden werden, schon mit rücksicht auf das früher aus dem stylisticum über poetische stimmung angeführte. Uhland kennt einen dichterischen drang, die ahnungsvolle stimmung, welche die poetischen motive findet, aber es bedarf dann noch der innerlichen gestaltung und geistigen klärung derselben (Leben s. 425). Uhland unterscheidet also zwischen innerer und äufserer ausführung, es ergeben sich aus seinen worten drei momente für das werden eines gedichtes: 1) das finden des poetischen motivs, 2) die innerliche gestaltung desselben und 3) die ausführung in worten.[1] es ist daher unrichtig, was F. s. 39 sagt, man sehe an Uhland, dass die psyche des dichters von den äufseren erlebnissen des menschen weit unabhängiger sei, als man meinen sollte. Uhland hat selbst, wie

[1] wir erfahren von Uhland wie von anderen dichtern, dass der reiz der production im innerlichen gestalten liegt, er sagt (Leben — von seiner wittwe s. 455 f), es müsse im dichtergemüt liegen, nur stückweise zu arbeiten und nach einiger zeit zu anderem überzugehen. . . . der reiz liege eben im erfinden und anlegen, im überwinden des schwierigen, nachher komme man lieber wider zu etwas neuem. Uhland fehlte wie Goethe der äufsere zwang zur production, sonst hätte gewis auch er manchen poetischen keim nicht absterben lassen.



wir sahen, die meisten lyrischen gedichte als gelegenheitsgedichte bezeichnet, welche ihren anlass von bestimmten erscheinungen und ereignissen nehmen, die die poetische stimmung anregen (Holland s. 86). es muss also ein genaues verhältnis zwischen der psyche des dichters und den äufseren erlebnissen des menschen bestehen, wenn es auch ganz gut möglich ist, dass der dichter in einer ganz anders beschaffenen situation ein früher geschautes motiv in worte kleidet. beim echten dichter wird das motiv meist ein erlebtes, in den seltensten fällen ein erdachtes sein, es kann in ihm, vielleicht ohne dass er es wuste, geschlafen haben, bis es plötzlich durch irgend einen zufall geweckt und dichterisch festgehalten wird. er kann also sehr wol mitten im winter mailieder singen, aber es ist ganz falsch zu sagen, sein gedicht sei deshalb nicht erlebt. ich habe in einem aufsatze Physiologie der lyrik in der Deutschen dichtung (III 206 ff) ein solches späteres verwerten eines früher gefundenen motivs an mehreren instructiven beispielen aufgezeigt und auch im Archiv für litteraturgeschichte (xv 278 ff) einschlägiges aus Goethe gesammelt, wodurch die generalisierung F.s noch hinfälliger wird, der meint, nicht nur bei Uhland sei die psyche des dichters von den äufseren erlebnissen des menschen unabhängiger, als man meinen sollte, sondern auch bei anderen dichtern, über deren gedichte wir noch keine so genaue chronologische kenntnis besitzen, wie über die seinigen. ein werk wie Hebbels tagebücher lehrt uns mehr über die art dichterischer production als alle speculation. allerdings begegnen uns bei Uhland einige sehr auffallende tatsachen, deren kenntnis noch nicht völlig gesichert ist. so erzählt seine wittwe (s. 60) nach Uhlands tagebuch über die Rheinreise während des frühlings 1810: *ein unbekannter reisegenosse blies das posthorn zwar ziemlich schlecht, aber die töne verklärten sich im wiederhall, da zog ein anderer eine flöte hervor und dann stimmte die gesellschaft mit gesang ein.* Uhland bemerkt hinzu: *ein sonderbares zusammentreffen mit meinem liede 'das schifflein'*, welches am 28 jan. 1810 gedichtet sein soll. hier sind zwei möglichkeiten, entweder jener nachsatz im tagebuch ist ein scherz und das gedicht ist würklich ein nachklang des erlebnisses, oder aber Uhland hat das erlebnis schon mit bestimmter rücksicht auf sein gedicht aufgezeichnet. um einen zufall anzunehmen stimmt allzu viel detail, freilich sind posthorn und flöte damals keine sehr seltenen instrumente gewesen. ebenso würde man das gedicht Die ruinen (^{53}111) auf diese reise beziehen, wenn man nicht wüste, dass es vom 18 jan. 1810 ist, ein nachklang dann im gedichte Die drei schlösser (^{53}294) vom 7 jan. 1811 aus Paris. gewis würden wir auch für diese dinge aus der publication von Uhlands tagebuch sehr viel lernen und es wäre lebhaft zu wünschen, dass sie recht bald erfolgte. wenn F. s. 41 Goethe unter jenen nennt, welche nur im vertrauen auf die technische fertigkeit

darauf los dichten, und ihn tadelt, dass er im alter 'alle geringfügigsten kleinigkeiten an personen und zu festlichen gelegenheiten uä.' wahllos veröffentlichte, so verkennt er, dass Goethe sich selbst historisch geworden war und seine dichterpersönlichkeit als ganzes betrachtete, deren eigenart auch durch unscheinbare details aufgehellt wird. aber jetzt ist es leider bei vielen, welche mit einer bescheidenen dichtergröfse cultus treiben, mode geworden, auf die Goetheverehrer geringschätzig herabzublicken. wenn sich diese doch das wort Uhlands vor augen hielten (Holland s. 47), *dass in der geschichte wenig mit allgemeinen betrachtungen geholfen sei, wenn sie nicht von der einsicht in die besondersten zustände ausgehen.* F. selbst bezeichnet es auf derselben seite seines buches als ein glück, dass er viele ungedruckte gedichte Uhlands aus früherer zeit kennen lernte; weshalb denn, als um Uhlands eigenart ganz zu erfassen? und für Goethe soll das nicht gelten? wo steckt da die logik? derselbe sinn Goethes, welcher uns seine kleinigkeiten mitteilte, hat auch veranlasst, dass er seinen briefwechsel mit Schiller veröffentlichte, Dichtung und wahrheit und die Tag- und jahreshefte schrieb. und wie diese werke gewürkt haben, können wir an Uhland lernen, der getreulich in Goethes schule gieng (vgl. Holland s. 10). F. hat einiges über den einfluss Goethes auf Uhland (s. 43f) beigebracht, noch eingehender natürlich Uhlands verhältnis zur romantik dargelegt. mir scheint Uhland gerade darin romantiker, dass er als dichter nur dichter sein will, dagegen wächst er über die romantik hinaus, weil er nicht phantastereien treibt, sondern verlangt, dass die poetische stimmung erst zu klaren poetischen gestalten verdichtet werde. kann man nicht auch in einer äufserung, wie die folgende, versteckte polemik gegen die romantik erblicken (Holland s. 67)? *ein ... zusammensein* (der verschiedenen dichtformen) *ist ... nur für den geringern umfang poetischer bildungen gegeben, den schon die bestimmung derselben für den lebendigen volksgesang mit sich bringt. je weiter der umfang der gedichte sich ausdehnt, je mehr auch die einzelnen gesänge nur teile eines gröfseren ganzen ausmachen, um so entschiedener werden die besondern formen sich entfalten.* bei Uhland steht nicht, wie bei der romantik, das ich im mittelpunct der welt und es kann nicht zufall sein, dass er wie zum gegengewicht gegen den romantischen einfluss das anknüpfen an feste bestandteile sucht. zuerst finden wir bei ihm die balladen, aus welchen sich lieder mit stark epischer einkleidung entwickeln, erst dann folgt die reine lyrik, vgl. F. s. 50. 80. wir vermögen auch bei Uhland gerade zu sehen, welche wege das dichterische motiv in seinem innern wandelt. man gestatte mir bei diesem puncte, weil er meiner ansicht nach bis jetzt noch nicht beachtet ist, zu verweilen.

Herr Meier aus Bremen hat Uhland um die erlaubnis gebeten, einem neuen schiffe seinen namen geben zu dürfen. dafür

dankt Uhland in einem briefe vom 9 aug. 1847 (Leben — von seiner wittwe s. 342) und wünscht: *dass der name dem stattlichen fahrzeuge zur guten vorbedeutung gereichen möge.* und er fügt hinzu: *Meine fahrt, die freilich nicht auf dem großen weltmeer gieng, hat sich wol mitunter etwas stürmisch angelassen, dann ist aber auch wider friede geworden und es ist fortwährend mein bestreben, nicht ohne einigen lebensertrag für mich und andere in den hafen einzulaufen.* hier haben wir streng genommen den anfang eines zum gedicht werdenden motivs. das erlebnis ist das schiff mit Uhlands namen, der dichter sieht dasselbe die fahrt übers weltmeer vollbringen, plötzlich ist an stelle des schiffes Uhland der mensch Uhland getreten, die fahrt des schiffes wird ihm zum symbol seines lebens und im symbol wünscht er wider dem schiffe gutes. da haben wir nicht mehr einen vergleich, sondern ein symbolisches bild, die beiden vergleichsobjecte fliefsen in einander. das gedicht ist auch in der innerlichen gestaltung noch nicht vollendet, aber das, was ich früher als sinnende oder nachsinnende lyrik bezeichnet habe, steckt doch schon im briefe. gar nicht weiter gediehen ist etwa das sinngedicht Auf die reise ([5]3120): *Um mitternacht auf pfadlos weitem meer,*
Wann alle lichter längst im schiff erloschen,
Wann auch am himmel nirgends glänzt ein stern,
Dann glüht ein lämpchen noch auf dem verdeck,
Ein docht, vor windesungestüm verwahrt,
Und hält dem steuermann die nadel hell,
Die ihm untrüglich seine richtung weist.
Ja, wenn wir's hüten, führt durch jedes dunkel
Ein licht uns, stille brennend in der brust.

auch hier erweitert sich das erlebnis zum symbol, beide sind noch getrennt, aber in der verschmelzung begriffen, es wird nicht mehr das verbindungsglied: 'so auch im leben' ausdrücklich erwähnt. nicht einmal so weit gediehen ist eigentlich das gedicht Tells tod, an welchem F. s. 52 die unauflösliche verkettung von volkslegende und naturvorgang in symbolischer weise hervorhebt ([5]3391 ff); hier wird im eingang das erregende motiv: Tells tod erzählt und dann fährt Uhland fort:

Wär' ich ein sohn der berge,
(Ein hirt am ewgen schnee,
Wär' ich ein kecker ferge
Auf Uris grünem see)
Und trät' (in meinem harme)
Zum Tell, (wo er verschied,
Des todten haupt im arme)
Spräch' ich mein klagelied:

dieses der poesie widerstrebende *wär' ich, trät' ich* und *spräch' ich* gibt uns viel deutlicher den übergang vom erlebnis zum gedicht, als dies im briefe der fall ist. ich vermöchte aus den

briefen Uhlands eine ganze reihe solcher unfertiger gedichte herauszuheben, begnüge mich aber mit einer einzigen stelle, 8 märz 1862 an Karl von Killinger (Leben — von seiner wittwe s. 472): *zum jahresschluss stand ich am sarge meines treuen freundes und schwagers Roser, in vorletzter woche warf ich die scholle in das grab Kerners, . . . und eben noch in diesen tagen gab ich einem hiesigen schulkameraden, prosector Baur, das letzte geleit.* das ist das erlebnis. *so bringt es das vorgerückte alter mit sich; da leuchten aber auch wider die hellen glückessterne herein, die über den häuptern eines jüngeren befreundeten geschlechtes aufgehen.* damit spielt Uhland auf den anlass seines briefes an, die verlobung von Killingers tochter Marie. hier werden zwei erscheinungsreihen symbolisch vereinigt und ein gedanke ausgeführt, den Uhland jedesfalls im innersten herzen trug. im stylisticum (s. 43) heifst es (10 märz 1831) von der vergangenheit, sie sei auf den ersten anblick starr und leblos. *aber je länger und genauer die scheinbar todte masse betrachtet wird, um so mehr wird sie sich bewegen und beleben. es entfaltet sich dann eine fülle von leben, die in der beschränktheit der unmittelbaren umgebung oft nicht einmal geahnt war, und es drängt sich die ansicht auf, dass nicht je die gegenwart die vollkommenste zeit sei, dass die menschliche natur nicht jede ihrer anlagen gleichzeitig zur äufsersten entwicklung bringe, dass jeder frühling seine blüte habe, dass wir neuen geistigen besitz oft nur auf kosten eines frühern erringen, dass das ganze der unendlich mannigfaltigen bildungen, deren die menschheit fähig ist, nur im complex aller zeiten zu suchen und eben damit über die zeit erhaben sei.* und am 19 juli 1832 sagt Uhland über die halbheit (Holland 91): *was ist ganzer, als die natur, und ist nicht eben sie in einer stetig fortschreitenden entwickelung des neuen aus dem alten begriffen?* und schon im jahre 1808 (30 jan.) schreibt er an den repetenten Schickard (Leben s. 44 f): *zwar sind wir . . . noch nicht gealtert, und es liegt noch vieles vor uns; aber dennoch sind mehrere jahre, die man zu den schönsten des lebens zählt, die damals noch zukunft waren, jetzt vergangenheit; und wie manches blieb ungenutzt, ungenossen! sind wir, was wir hätten werden können? wie mancher schöne wahn hat sich uns in kaltes besserwissen aufgelöst. im menschenleben ist doch wol im ganzen die blüte schöner als die frucht!* und in dem gedichte vom 4 febr. 1808 ([5]327) Hohe liebe singt Uhland:

In liebesarmen ruht ihr trunken,
Des lebens früchte winken euch;
Ein blick nur ist auf mich gesunken,
Doch bin ich vor euch allen reich.
Das glück der erde miss' ich gerne
Und blick', ein märtyrer, hinan,
Denn über mir in goldner ferne
Hat sich der himmel aufgetan.

das éine motiv ist nach den verschiedensten seiten gedreht worden, überall spielt das symbolische herein. und das ist der durchgehende zug seines wesens. Uhland ist ein symbolischer dichter. dass alle seine balladen ihre grundstimmung, eine beherschende idee haben, wie F. s. 77 sagt, setzt uns nicht in erstaunen, das ist einfach jedem guten gedicht eigen, und Uhland meinte (Holland s. 53), die neuere lyrische dichtkunst habe sich meist auf kürzere lieder zurückgezogen, weil *die lyrische stimmung auch nur für einen geringern umfang ungetrübt auszuhalten pflege.* für Uhland characteristisch ist aber die weise, vom erlebnis zum symbol vorwärts zu gehen. ein so echt lyrisches gedicht, wie sein von Ludwig Speidel einmal höchst sinnig gedeuteter Frühlingsglaube ([5]335), mag uns an stelle vieler anderer zum beweise dienen. zuerst episches einführen des erlebten motivs, situationseingang (21 märz 1810):

Die linden lüfte sind erwacht,

nun ausführung dieses motivs durch näheres eingehen:

Sie säuseln und weben tag und nacht,
Sie schaffen an allen enden.
O frischer duft, o neuer klang!

und dann sofort der übergang ins ethische, wodurch der symbolische character erzielt wird:

Nun, armes herze, sei nicht bang!
Nun muss sich alles, alles wenden.

nochmals in der zweiten strophe variation desselben motivs:

Die welt wird schöner mit jedem tag,
Man weifs nicht, was noch werden mag,
Das blühen will nicht enden,
Es blüht das fernste, tiefste tal;

und wider der frühere übergang:

Nun, armes herz, vergiss der qual!
Nun muss sich alles, alles wenden.

hier beruht das rein lyrische gedicht ganz deutlich nur auf jener 'ballade von der liebe im frühling', auf welche Uhland den minnesang hatte zurückführen wollen (Holland s. 67). nicht mehr in so ursprünglicher reihenfolge: zuerst erlebnis, dann symbol, begegnet dasselbe motiv in dem gedichte vom gleichen tage Frühlingsahnung ([5]335), hier ist das symbol vom erlebnis eingeschlossen und gibt so die beste durchdringung der beiden:

O sanfter, süfser hauch,

erlebnis, daran geschlossen und zwar enger als vorhin:

Schon weckest du wider
Mir frühlingslieder.

und dann rückkehr zum anfang, ohne dass die symbolische ausführung folgte: *Bald blühen die veilchen auch.*
eine dritte möglichkeit erweist uns das frühlingslied, welches am 21 märz 1812 als erstes gedichtet wurde: Frühlingsruhe ([5]336);

hier wird das symbolische zuerst ausgeführt und dann in der zweiten strophe das erlebnis angedeutet:

O legt mich nicht ins dunkle grab,
Nicht unter die grüne erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich ins tiefe gras hinein.

diese symbolische deutung erhält der eindruck des frühlings, von dem in der zweiten strophe folgende seite hervorgehoben wird:

In gras und blumen lieg' ich gern,
Wenn eine flöte tönt von fern
Und wenn hoch obenhin
Die hellen frühlingswolken ziehn.

wir könnten das gedicht ohne schwierigkeit umkehren und denselben effect erzielen:

Und wenn hoch obenhin
Die hellen frühlingswolken ziehn,
Wenn eine flöte tönt von fern:

das ist das erlebnis, die erste folgerung:

In gras und blumen lieg' ich gern.

nun die symbolische ausführung:

Soll ich begraben sein,
Lieg' ich ins tiefe gras hinein,
O legt mich nicht ins dunkle grab,
Nicht unter die grüne erd' hinab!

doch würde in dieser fassung das gedicht mit einem miston enden, während bei Uhland das grab gleichsam unter blumen und gras versteckt ist. so kann auch die scheinbar gleichgiltige variation eine bedeutsame erhöhung der poetischen würkung sein. noch reicher gegliedert ist Schäfers sonntagslied (18 f), das F. (s. 83) mit einigen anderen als die für Uhlands 'tiefste eigentümlichkeit' bezeichnendsten anführt. zuerst das symbolische:

Das ist der tag des herrn,

fast wie eine zu beweisende these an die spitze gestellt, und nun das erlebnis:

Ich bin allein auf weiter flur;
Noch eine morgenglocke nur,
Nun stille nah und fern.

in der zweiten strophe folgt die umkehrung, aber nur mit leiser andeutung des symbolischen in der letzten zeile:

Anbetend knie' ich hier.
O süſses graun, geheimes wehn,
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir!

hier noch der vergleich, der vielleicht der kern des ganzen gedichtes ist. in der dritten strophe dann die rückläufige bewegung zur these:

Der himmel nah und fern
Er ist so klar und feierlich,

So ganz als wollt' er öffnen sich.
Das ist der tag des herrn.

Auch die äufsere form bei Uhland ist durchaus typisch, wofür F. s. 85 ff einiges beigebracht hat, wir werden noch gelegenheit haben, darauf einzugehen. es ist merkwürdig, dass Uhland nur vierzeilige strophen baut; auch dort, wo seine strophen mehrzeilig sind, bilden die ersten vier verse ein ganzes für sich und schliefsen mit starker interpunction; am auffallendsten ist dies bei den ottaven, welche Uhland ganz fehlerhaft baut. die stanze zerfällt bei ihm in zwei quatrains, welche durch starke interpunction und inhaltsverschiedenheit getrennt sind; nur in den seltensten fällen enthalten die ersten sechs verse den aufgesang, die letzten zwei den abgesang. man betrachte darnach einmal die strophen des Fortunat. ja sogar im sonett begegnet uns dieselbe erscheinung. darin muss eine merkwürdige formelle beschränkung Uhlands stecken. dass Uhland sehr streng in der form ist, hat F. mit vollem recht s. 87 betont, dass er den hiatus aber nicht immer gewissenhaft vermieden hat, wurde bereits gezeigt.

Parallelen zwischen dichtern und anderen künstlern zu ziehen ist immer mislich und erscheint mehr als irgend etwas subjectiv. F. vergleicht Uhland s. 92 f mit Schnorr von Carolsfeld und mit Händel, während anderen die zusammenstellung mit Schwind und Schubert geläufiger ist. wir vermögen heute noch nicht zu sagen, ob wir jemals so weit kommen werden, die gestaltungsmethode der verschiedenen künste an einander zu messen. jedesfalls ist dies das ziel einer künftigen ästhetik. für jetzt fällt auf alle solche ausblicke ein schatten, wir nennen sie mehr geistreichelnd als geistreich.

Was sonst an kleineren bedenken bei F.s darstellung hervorzuheben wäre, wird sich im verlaufe dieser besprechung an anderem orte noch ergeben. auch die von mir vorgebrachten einwendungen zeigen, dass F.s arbeit fruchtbare gedanken veranlasst und eine geschickte characteristik eines lyrikers ist. der dramatiker Uhland kommt freilich nur ganz nebenbei zur geltung, doch darüber wollen wir nicht rechten, es ist vielleicht besser so. jedesfalls lag Uhlands bedeutung als dichter auf dem gebiete der lyrik. s. 88 f sucht F. der ansicht entgegenzutreten, welche in Uhland hauptsächlich den dichter für männergesangvereine sieht, er möchte vielmehr erkennen, weshalb auch seine volkstümlichsten lieder dem feinsten geschmack entsprechen.

Mit dieser frage beschäftigt sich die schrift von Hassenstein, freilich zugleich eine traurige probe von buchmacherei, denn über zwei drittteile der ganzen arbeit sind eingestandener mafsen kaum etwas anderes als ein auszug aus Uhlands Abhandlung über die deutschen volkslieder und das weitere ist der schülerhafte versuch, die Uhlandsche methode der volksliederforschung auf Uhlands

eigene poesie anzuwenden. wenn der verf. auch vorgibt, für das grofse publicum zu schreiben, welches Uhlands wissenschaftliche werke nicht lese, so ist damit der character seines buches doch nicht entschuldigt; denn er setzt von demselben publicum voraus, dass es sich zur aufhellung der von ihm behandelten frage noch in eine grofse reihe von anderen schriften über Uhland versenken werde; er meint: 'wir bezweckten nicht eine vollständige aufzählung solcher beziehungen (Uhlands zum volkslied), und was die balladen betrifft, so ist ja die verwandtschaft der einzelnen mit bestimmten volksliedern in den im vorworte genannten schriften bereits erörtert.' was hr Hassenstein wollte, war etwas anderes: 'wir wollten nachweisen, wie die vielfältigen triebe, welche das volkslied erblühen liefsen, sich auch in Uhlands dichtung regen, wie in ihr der alte stamm der volkspoesie bis in seine feinen verzweigungen noch lebendig ist' (s. 184). das tut er aber keineswegs, sondern er beschränkt sich darauf, den nachklang jener motive bei Uhland aufzusuchen, welche sich in der Abhandlung finden. auch geschieht dies ganz äufserlich, ohne nur einmal in das wesen der sache einzudringen. so werden zb. s. 147 ff die stellen gesammelt, an welchen 'der himmel mit seinen gestirnen, seinen wolken, seinem morgen- und abendrot bei unserm dichter mitwürken . . ., um seinen liedern bald heitern, bald erhabenen oder auch düstern character zu verleihen.' damit soll nun ein zug aufgedeckt sein, in welchem Uhland mit dem volkslied übereinstimmt. glaubt der hr verf. würklich, dass bei irgend einem dichter, wenn er auch ganz unvolkstümlich ist, jene landschaftlichen requisiten fehlen? auch die häufigkeit des vorkommens kann nicht das volkstümliche bei Uhland bewürken, sondern nur die art, wie Uhland dergleichen dinge seinen gedichten einverleibt. und ich glaube nun, dass sich diese besonders characteristische art sehr gut aufzeigen liefs. Uhland sagt im stylisticum (Holland s. 28 f) — hr Hassenstein führt dasselbe unter seinen quellen (s. ix) zwar an, hat aber in seiner arbeit darauf gar keine rücksicht genommen — *die älteste poesie fasst die natur, nach den erfahrungen bei allen völkern, nicht landschafterisch, sondern mythisch, symbolisch belebend und gestaltend. die landschaftmalerei, in bildender kunst und in der poesie, ist erst ein bedürfnis der weit vorgerückten cultur. sie ist, wie die idylle, ein ersatz für die verlorene naturanschauung. sie trägt die natur in die mauern herein, welche sie ausgeschlossen haben.* auch bei Uhland ist der sinnliche vorgang nur das symbol für das geistige, etwas von jener mythologie, wie sie kindlich naiv auch im volksliede begegnet. bei Uhland finden sich verhältnismäfsig sehr wenig von *jenen feinen nüancen der naturmalerei,* welche nach seinem eigenen zeugnisse blofs der kunstpoesie angehören (Holland s. 28), er verwertet nur die sinnfälligsten naturvorgänge, stellt sie hin ohne weitere ausführung und fügt

die symbolische bedeutung an. volkstümlich ist der natureingang im gedichte Der junge könig und die schäferin (224):

In dieser maienwonne
Hier auf dem grünen plan,
Hier unter der goldnen sonne
Was heb' ich zu singen an?
Wohl blaue wellen gleiten,
Wohl goldne wolken ziehn,
Wohl schmucke ritter reiten
Das wiesenthal dahin;
Wohl lichte bäume wehen,
Wohl klare blumen blühn,
Wohl schäferinnen stehen
Umher in thales grün.

hier sind eigentlich die farben für ein landschaftsbild noch unvermischt auf der palette beisammen, ganz unvermerkt blickt aus ihnen der werdende liebesvorgang hindurch. das ist volkstümlich. wenn es aber in der ballade Der pilger (s. 208) heifst: *das abendroth durchblüht den hain,* so haben wir darin zwar eine wunderbare probe von naturbeseelung[1], aber einen echt kunstmäfsigen, unvolkstümlichen zug, das volkslied würde ganz einfach *durchscheint,* höchstens *durchglüht* sagen. Hassenstein führt mehrere gedichte an, in welchen die worte: *der himmel tut sich auf* zur bezeichnung der 'vollkommenen seligkeit' gebraucht werden. aber Uhland ist nicht in allen aufgezählten gedichten hierbei gleich volkstümlich; in Hohe liebe: *das glück der erde miss' ich gerne . . . denn über mir in goldner ferne hat sich der himmel aufgetan* finden wir einen hübschen beweis von verinnerlichung des naturvorgangs, aber der naturvorgang ist meinem gefühl nach zu geistreich verwendet, um noch volkstümlich heifsen zu können. noch mehr gilt dies von der zweiten stelle in der ballade Die verlorene kirche (s. 397 f):

Hoch oben an der decke war
Des himmels glorie gemalet;
Doch als ich wider sah empor,
Da war gesprengt der kuppel bogen,
Geöffnet war des himmels tor
Und jede hülle weggezogen.

im Pilger (s. 209) sind die worte: *gleich mutterarmen schliefset die stadt der pforte flügel auf* so sinnlich als unvolkstümlich, und nur in Des schäfers sonntagslied bleibt die strophe: *der himmel nah und fern, er ist so klar und feierlich, so ganz, als*

[1] mich wundert, dass Alfred Biese in seinem aufsatze Die ästhetische naturbeseelung in antiker und moderner poesie (Zs. f. vgl. litteraturgesch. I 125 ff. 197 ff. 407 ff) keine rücksicht auf Uhland nimmt; auch in seiner eben erschienenen Entwickelung des naturgefühls im ma. und in der neuzeit (Leipzig 1888) beschränkt er sich s. 453 auf anführung einer bemerkung Gutzkows!

wollt' er öffnen sich dem volksliede noch nahe. man sieht an diesem éinen beispiele, wie bei H. nur ein zusammenwürfeln scheinbar gleicher dinge, nicht etwa feinere untersuchung anzutreffen ist. auch das bild, welches den abschnitt H.s eröffnet: *der himmel, blaulich aufgeschlagen* (Die sanften tage s. 14) ist nicht volkstümlich, aber für Uhland characteristisch und widerholt sich daher in der, wenige monate später gedichteten ballade Der pilger (s. 208): *da ist der himmel aufgeschlagen.*

Man hätte erwartet, dass H. aufzeigen würde, wie Uhland von der nachahmung des volkslieds zur dichtung im geiste des volkslieds vordringt, dass er nicht an der schale haften, sondern auf den kern der sache eingehen würde. Uhland sagt im stylisticum (s. 93): *den ton des volkslieds absichtlich nachzubilden, ist immer bedenklich,* aber dieser satz war ihm selbst nicht von allem anfang an klar, er hat der romantischen volksliedmode seinen tribut bezahlt. H. sagt s. 154 f über die 'Uhlandsche liederdichtung': 'töricht aber wäre es, hier an nachahmung [des volkslieds] zu denken. denn ist die linde, dieser echt deutsche baum, nicht unser aller liebling?' wenn aber zb. der eingang des liedes Die zufriedenen (s. 26): *ich safs bei jener linde mit meinem trauten kinde, wir safsen hand in hand* keine nachahmung ist, dann gibt es überhaupt keine nachahmung mehr. Uhland hat sehr oft aus einer fremden, vom volkslied gefundenen situation heraus gedichtet, also das volkslied nachgeahmt; besonders das vorkommen der linde ist ganz typisch, nicht individuell, es ist ein erlerntes motiv, also ganz unzweifelhaft eine nachahmung. hätte H., was er überhaupt versäumte, andere dichter zum vergleich herbeigezogen, etwa Goethes durchaus individuelle landschaft, so würde er solche worte gewis nicht niedergeschrieben haben. dagegen scheint es würklich ein individueller zug bei Uhland, dass in seinen gedichten, worauf H. s. 179 aufmerksam macht, die lerche statt der nachtigall des volkslieds auftritt; vielleicht sind die nachtigallen in Schwaben so selten, wie in anderen deutschen gegenden, dann wäre diese modification des volksliedes ein erlebtes motiv. ganz erlernt ist das jugendgedicht Der vorabend (s. 28), mit welchem Uhland ein rollenlied geliefert hat (H. s. 157); sehr häufig ist das volkstümliche element nur costüm (vgl. s. 159). das durchaus erlernte so vieler jugendgedichte (vgl. s. 169) hätte dargelegt und daran die unfreiheit Uhlands dem volkslied gegenüber aufgezeigt werden sollen. dann hätte H. nicht zur strengen durchführung des von Uhland in der Abhandlung entworfenen schemas so viel unvolkstümliches hereinziehen dürfen (vgl. s. 163. 148. 172. 182 usw.). die art zb., in der Uhland vom sänger spricht, ist nicht, wie s. 164 geschah, mit den autorstrophen des volkslieds zu vergleichen, sondern gehört mit kunstmäfsigen gedichten Schillers und Goethes in éine linie. s. 170 spricht H. über die ballade Drei fräulein und stöfst sich an der

dreifachen widerholung; gerade sie jedoch entspricht dem volkslied und zeigt, zu welcher verirrung die nachahmung des volksliedes bei Uhland führen kann. was s. 129 ff über Uhlands 'vaterländische gedichte' zu lesen ist, reicht nicht an das von Fischer s. 72 ff dargelegte heran, und besonders der satz: 'Uhlands vaterländische gedichte bilden das verbindungsglied zwischen der Schillerschen ideendichtung und der nationalen lyrik der befreiungskriege' kann leicht misverstanden werden; Uhlands 'vaterländische gedichte' gehören den jahren 1816—1819 an, folgen also der lyrik der befreiungskriege.

Diese proben aus dem buche H.s genügen wol zur begründung meines harten urteils, ich könnte noch sehr vieles dergleichen anführen und vermöchte aufser der rühmenswerten wärme und begeisterung des hrn verf.s nur wenig als gegengewicht in die zweite wagschale zu legen. wenn wenigstens im geiste Uhlands bei der betrachtung des dichters über das fragment der Abhandlung hinausgegangen worden wäre, oder wenn H. auf die neueren forschungen über das volkslied rücksicht genommen hätte, wir liefsen die arbeit als ein testimonium diligentiae gelten.[1] so aber bedauert man die zeit, welche man auf dieses buch gewendet hat, aus welchem auch das grofse publicum kaum etwas lernt.

Eine brauchbare, mehr für schulen bestimmte characteristik bietet die schrift von Hermann Dederich; derselbe hat bereits im jahre 1873 Eine skizze zur deutschen litteraturgeschichte und poetik: Uhland als episch-lyrischer dichter, besonders im vergleich zu Schiller erscheinen lassen. trocken und schwunglos, aber durchaus verlässlich wird versucht, das wesen Uhlands darzulegen; mit vorliebe beruft sich der verf. auf fremdes urteil, selbst bescheiden zurücktretend. das leben Uhlands wird nur andeutungsweise mit hereingezogen, eigentlich nur dort, wo vom patrioten die rede ist (s. 91—99), hauptsächlich wird der dichter Uhland betrachtet; ausgehend von der romantik schildert Dederich die entwickelung der schwäbischen dichter, vergleicht dann Uhland mit der romantik, wobei die gegenüberstellung der romantischen volksliedersammlung Des knaben wunderhorn und der Uhlandschen Volkslieder weiter hätte durchgeführt werden können; dann wird Uhlands verhältnis zu Goethe, Bürger[2] und Schiller aufgezeigt und so das wesen Uhlands negativ und positiv erläutert, aus Hillebrand und Pfeiffer wird das gesammturteil widerholt und das in allen Uhlandreden nachklingende *swer des vergæze, der tæt mir leide* natürlich nicht vergessen. auf den folgenden seiten 22—90

[1] s. 109 lies *falbet* statt *salbet*. die anm. auf derselben seite zeigt bedenklichen mangel an sprachgefühl, H. schwankt, ob in dem verse *ach, mägdlein, ander wonne: ander* adv. oder adj. ist! übersetzung von *alias!*

[2] von ähnlichkeiten zwischen Uhland und Bürger im ton erwähne ich s. 204 *sein loser leiser schritt*, s. 360 *wie der riegel sich leise lose schiebt.* s. 207 *die lieb' ist hin, die lieb' ist hin.* s. 342 *sind meine helden wol gesund, sie weilen allzu lange.*



ist dann Uhland als liederdichter mehr stofflich als formell betrachtet, sein naturgefühl (s. 22—28), die frauen und die liebe (28—31), seine vaterlandslieder (s. 31—35); seine vollendeten dramen werden s. 35 nur genannt und in der litteraturnotiz eines sehr interessanten aufsatzes nicht gedacht, welchen Schönbach, anknüpfend an das Kellersche buch Uhland als dramatiker, in der Wiener abendpost vor jahren veröffentlichte: derselbe scheint leider ganz unbekannt geblieben zu sein. nun wendet sich D. der lyrisch-epischen dichtung zu und gibt auf 16 seiten zuerst eine ganz allgemeine definition von ballade, romanze und rhapsodie oder märe, wobei Uhland kaum erwähnt ist; ich glaube nicht, dass seine scheidung dieser drei gattungen allgemein angenommen werden wird, er müste denn in seinem demnächst zu erwartenden werke: Die episch-lyrischen dichtungsformen und deren handhabung besonders durch Goethe, Schiller und Uhland die frage noch überzeugender beantworten. die s. 41 vorgetragene etymologie des wortes ballade aus dem keltischen 'ausdruck *gwaelawd* (spr. *walad)* d. i. volkslied' vermag mir ebenso wenig einzuleuchten als HFischer (Zs. f. vgl. litteraturgesch. I 370**). nach D. wäre ballade 'jene episch-lyrische, in der form sich dramatisch gestaltende dichtungsart, welche den epischen stoff vom standpuncte der unmittelbaren volksanschauung darstellt', die romanze dagegen führe 'den epischen stoff vom standpuncte des idealen selbstbewustseins vor, indem der dichter in den brennpunct der künstlerisch um denselben gruppierten handlung eine allgemein giltige idee stellt, oder aber seine poetische stimmung in der weise walten und hervortönen lässt, sodass diese die handlung trägt und sich dem ausgange derselben gemäfs den dort zur entwickelung und darstellung gelangten empfindungen und affecten anschliefst', der romanze gehört die parabel, allegorie und paramythie an; endlich die rhapsodie oder märe ist das 'wider in das leben zurückgerufene historische volkslied des ausklingenden mittelalters, wo es sich um blofs anschauliches, tatsächliches handelt. der dichter gibt dasselbe, wie es ist, episch-objectiv, lediglich ohne eigene reflexions- und gefühlszutat und lässt die handlung durch sich selbst auf leser und hörer würken.' darnach entsprechen die balladen dem mythischen epos, die romanzen der romantischen epopöe und die rhapsodie dem historischen epos (s. 48f). nach diesen drei definitionen werden nun Uhlands dichtungen durchgenommen; balladen sind zb. Harald, Die mähderin, Die Bidassoabrücke; romanzen: Des sängers fluch, Bertran de Born, Tells tod, Der wirtin töchterlein, Der gute kamerad, freilich zweifelt D. (s. 72 anm.), ob man die zwei letztgenannten romanzen nicht als 'lyrische balladen' zu bezeichnen hätte; rhapsodien oder mären sieht D. in den gedichten vom Grafen Eberhard, König Karls meerfahrt, Klein Roland, Roland schildträger, Roland und Alda, Legende, Taillefer, Der

schenk von Limburg, Schwäbische kunde. D. selbst vermag seine scheidung nicht aufrecht zu erhalten und schwankt im einzelnen; er wirft verschiedenes durch einander und steht einmal auf dem standpuncte der form, einmal auf jenem des inhalts; Des sängers fluch stellt er 'an die spitze der Uhlandschen romanzendichtung', meint aber dann s. 62: 'das gedicht könnte in wahrheit fast als muster aller drei episch-lyrischen gattungen aufgefasst werden.' dann ist also die unterscheidung ganz überflüssig, ja verwirrend, und ich bleibe bei der schon früher hervorgehobenen negation aller unterscheidung. Die mähderin nennt D. eine ballade, warum nicht eine rhapsodie? es wird doch auch eine handlung 'ohne reflexions- und gefühlszutat' hingestellt. — was sonst manche einzelheiten von D.s analyse betrifft, so kann man liebevolles eingehen nicht läugnen, obwol die ganze ausführung über das wesen der elfen (s. 51 ff) überraschend kommt. wenn s. 77 gedichte wie Merlin der wilde oder Der königssohn als allegorien aufgeführt werden, dagegen des symbolischen nicht gedacht wird, so zeigt dies eine lücke von D.s kenntnis. aufgefallen ist mir auch, dass der verf. den aufsatz Holthausens über die geschichte der ballade, sowie Sauers einleitung zu seiner Bürgerausgabe s. 42 ff nicht citiert. bei der darstellung von Uhlands tätigkeit in den württembergischen ständen hätte der grund seiner opposition erwähnt werden sollen, jetzt erscheint sein ganzes auftreten mehr als eigensinn (s. 91 f); Uhland wollte, dass die alte verfassung, welche auf einem vertrage beruhte, widerhergestellt werde, dann erst könnte weiter verhandelt werden; der demokrat wollte kein geschenk, wo er ein recht hatte, der könig sollte vor allem dies recht anerkennen, sonst standen sich stände und könig nicht mehr gleichberechtigt gegenüber. also nicht starre principienreiterei leitet Uhland, sondern gesunder demokratischer geist.

Überaus schätzenswert sind die quellennachweise, welche D. im 'anhang' (s. 101—163) gibt; so lange Hollands in aussicht gestellte 'kritische und erläuternde ausgabe Uhlands' (vgl. Keller, U. als dramatiker s. 1) noch aussteht, wird diese zusammenstellung neben Düntzers commentar ihren platz behaupten. ich vermag hier nicht ins einzelne einzugehen, trage nur einige kleinigkeiten nach: s. 106 konnte bei der Entsagung Schillers gedacht werden (*ach, der harfner ist's* bei Uhland 191, *ach, die gattin ist's* bei Schiller in der Glocke). — s. 107 Der sänger war auch mit Des sängers fluch zu vergleichen. — s. 108 Der schwarze ritter ist in einem sehr bewegten versmafse gedichtet, das ist vielleicht kein zufall, denn im stylisticum sagt Uhland (s. 75) über ein choleragedicht: *das ungeheure, unbildsame nötigt, da ihm nichts im ernste genügt, zu den mitteln des humoristischen zu greifen und diesem entspricht hier auch die rasche bewegung des versmafses.* das gilt nun auch vom Schwarzen ritter. — s. 113 Der wirtin töchterlein vgl. Reifferscheid, Westfälische volkslieder s. 109. 110. —

s. 113 Das schifflein vgl. Uhlands Leben — von seiner wittwe s. 60 und oben s. 179. — s. 114 Das reh vgl. die nachahmung von Robert Reinick, Seltsame geschichte. — s. 117 Die jagd von Winchester vgl. JNVogls ballade Heinrich der vogler. — s. 120 Harald. zur schlussstrophe vgl. Holland, Zu Uhlands gedächtnis s. 24 mitte. — s. 137 Des sängers widerkehr vgl. den brief Uhlands vom 22 juni 1815 (Leben — von seiner wittwe s. 104), weil dort von seinen damaligen ähnlichen vorstellungen die rede ist. — s. 145 Der schenk von Limburg vgl. die Legende vom hl. Gangolf, welche Uhland im stylisticum (Holland s. 46) mitteilte. — s. 157 lässt sich nicht auf Die versunkene krone die sage vom kaiser Valentinian beziehen, welche Paulus s. 8—11 erzählt? der versunkene goldene helm des kaisers wäre zur krone geworden. — s. 157 Die glockenhöhle; zum ersten vers *Ich weiſs mir eine grotte* vgl. das gedicht im Leben — von seiner wittwe s. 93: *Ich weiſs mir einen schatten.* — s. 160 an die ballade Der letzte pfalzgraf wird die litteraturgeschichte Scheffels Rodensteinlieder anzuknüpfen haben.

D.s schrift kann nach dem gesagten zur einführung empfohlen werden und wird den kreisen, für welche sie bestimmt ist, gewis willkommen sein. bei einer eventuellen zweiten auflage müste jedoch der versuch gemacht werden, auch die lyrischen gedichte auf den sinnlichen eindruck zurückzuführen, das herauszuschälen, was ich allgemein als 'erlebnis' bezeichnet habe.

Einen interessanten beitrag zu dieser frage bietet das liebenswürdige bändchen von Eduard Paulus, welches in umgearbeiteter form als jubiläumsausgabe erschien. bilder und worte wollen uns zeigen, wie jene orte beschaffen waren, auf welchen Uhlands blick von jugend auf ruhte. Paulus sucht die landschaftlichen eindrücke festzuhalten, welchen Uhland in seinen gedichten ausdruck lieh. zu diesem zwecke bietet er uns eine lebendige schilderung von Tübingen und umgebung, führt uns auch nach Stuttgart und lässt plötzlich ein Uhlandsches lied erklingen, sodass wir uns vorstellen können, vielleicht habe sich diese aussicht würklich zu diesen versen verdichtet. gewis wird nicht alles, was Paulus anführt, völlig zutreffen, er gibt ja auch keine wissenschaftliche studie, sondern ein landschaftliches abbild jener gegend an der hand von Uhlands dichtung. aber einiges ist doch sehr ansprechend, so denkt er bei dem jugendgedichte Die zufriedenen an herzog Ulrichs linde auf Hohen-Tübingen (s. 11 f) und findet in der Pfalz elemente für die gedichte Der könig auf dem turme und Lied des gefangenen. natürlich werden uns jene puncte gezeichnet, deren namen uns aus Uhlands gedichten vertraut sind, die Wurmlinger capelle, Hirsau udgl. sehr sinnig bringt Paulus s. 38 eine stelle aus Uhlands brief an Immanuel Bekker über das Strafsburger münster (11 mai 1811, bei Otto Jahn s. 150, vgl. Leben — von seiner wittwe s. 72) mit dem gedichte Die

verlorene kirche in verbindung. Uhland schreibt: *die vorderseite, die brust des gebäudes, bis dahin, wo der turm aufsprießt und ein zweiter gleicher hätte aufsprießen sollen, war mir besonders nachts und bei glockenschall beinahe furchtbar. der turm selbst aber macht den eindruck des schmucken und festlichen. das ungeheure der masse verliert sich ganz in einer blumenartigen zärte und durchbildung, und in einer durchsichtigkeit, die an die Varnhagenschen ausschnitte erinnert. man meint, der wind sollte diesen turm wie eine pappel bewegen oder gar wie ein luftgebilde verwehen.* das erlebnis ist der anblick des Straßburger münsters, Uhland macht den vergleich des turmes mit einer pappel, welche sich bewegt, und in dieser richtung spielt seine phantasie weiter. und so gestaltet sich das bild weiter aus, nicht die würklich geschaute Straßburger kirche, sondern die erträumte des waldes wird ihm klarer, *das würkliche zum traum,* und so entsteht allmählich im jan. 1812 das gedicht Die verlorene kirche. dieser von Paulus gegebene hinweis erläutert das gedicht schöner, als Dederichs allegorische deutung (s. 74 f). solch ein spätes nachklingen eines früher empfangenen eindrucks ist, wie wir oben sahen, gerade für Uhland characteristisch, die analyse von Uhlands arbeitsart, welche P. s. 2 gibt, ist daher sehr zutreffend. in P. buche bieten die bilder, welche Closs dafür wie für die Cottasche illustrierte ausgabe zeichnete, nicht einen müßigen schmuck, sondern den versuch, die bildende kunst als erklärerin der Uhlandschen poesie zu hilfe zu rufen. so ist die arbeit eine rechte festschrift und klingt warm aus in schlussworten, welche die erfüllung des Uhlandschen wunsches zeigen (Gedichte s. 106):

Wohl werd' ichs nicht erleben,
Doch an der sehnsucht hand
Als schatten noch durchschweben
Mein freies vaterland.

Und in der tat durchschwebte Uhlands schatten am 26 april 1887 das deutsche vaterland; überall wurde sein ruhm verkündigt und auch die Deutschen Österreichs erbauten und stärkten sich in ihrem kampfe für das deutschtum an dem markigen deutschen manne, welcher einst so wacker für die Deutschösterreicher eingetreten war. als volksschrift wurde eine schilderung von Uhlands wesen durch den deutschen verein zur verbreitung gemeinnütziger kenntnisse in Prag ausgegeben; voran geht eine populäre rede von Anton Ohorn, in welcher hauptsächlich der patriot Uhland hervortritt, aber auch der dichter zu seinem rechte kommt; dann folgt eine geschickte 'auswahl Uhlandscher gedichte', verschiedenen ist die melodie in zwei- oder vierstimmigem satz beigegeben. diese schrift will in Uhland das muster eines tatkräftigen echten Deutschen vorführen, hält sich aber frei von allzu starker hervorhebung dieser tendenz; sie durfte in der reihe der übrigen jubiläumslitteratur nicht fehlen, weil sie uns zeigt, was der großen

masse des volkes Uhland lieb und wert macht: das heft ist ein beweis dafür, dass nicht so sehr die gedichte die popularität Uhlands begründeten, als seine kernhafte persönlichkeit, oder dass seine gedichte deshalb so zündeten, weil man wuste, sie seien der ausdruck einer durchaus ehrlichen natur, auf welche die Deutschen stolz sein durften. aus allen äufserungen über Uhland hören wir dies heraus. unschön war sein gesicht, unbeholfen sein benehmen, wortkarg sein gespräch, trotzdem verklärte ihn seine einfachheit und schlichtheit, welche tüchtigkeit und ernste trefflichkeit durchschimmern liefs (man vgl. auch Litzmann, EGeibel, Berlin 1887, s. 123); er konnte so zu rechter zeit das rechte wort aussprechen, dass man seine frühere wortkargheit vergafs.[1] mich will bedünken, dass auch seine poesie diesen eindruck macht, und dass man aus seiner ansicht über die aufgabe seiner poesie denselben geist heraushört (Leben — von seiner wittwe s. 81): *phantasie ist das element der spanischen poesie, gemüt das der deutschen; dem ewig zuströmenden bilderreichtum geziemt die pracht der rede, je voller der strom, um so höhere und rauschendere wellen schlägt er. das gemüt aber liebt die unmittelbarsten laute und weifs das einfachste wort zu beleben. so, meine ich, könne es dem Deutschen begegnen, dass er den prunkhaften styl der gleichheit wegen noch fortführe, wo die bilderfülle nicht eben so stätig mitschreitet, und dass er andererseits die innigeren regungen des gemüts, mithin sein eigenstes, unter dem äufseren schmuck erdrücke. es ist ein treffliches altes sprüchwort: schlicht wort und gut gemüt, ist das ächte deutsche lied.*

Andere populäre darstellungen Uhlands, so das heft von ChHönes: Ludwig Uhland, der dichter und der patriot (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher vorträge n. f. 2, 3) und von dr FWGrimme: Ludwig Uhland. ein gedenkblatt zu seinem 100jähr. geburtstage (Frankfurter zeitgemäfse broschüren n. f. 8, 7) sind mir nicht zugekommen.

Dagegen erstaunt man darüber, was auch heute noch dem publicum geboten werden darf, wenn man die schrift von Adolph Kohut ansieht. sie ist schlecht geschrieben[2], steckt voll tatsächlicher irrtümer und fehler und will dabei für 'die weniger bemittelten' gar 'ein vademecum fürs leben' sein. das biographische capitel bringt (s. 1—20) einen ganz flüchtigen überblick der bekanntesten tatsachen; freilich erfahren wir auch, dass Uhland in Paris 'germanistische und geschichtlich-poetische studien' trieb, deren frucht,

[1] wie Geibel ihm nachsingt: *der mund . . . so karg im wort, im lied so klar, der mund, draus nie ein spruch geflossen, der seines volks nicht würdig war* (8, 16 f).

[2] ich kann mich nicht enthalten, wenigstens eine herliche phrase zu citieren. s. 3f heifst es: 'wir besitzen von ihm gedichte, welche im zwölften lebensjahre des verf.s entstanden, und wenn auch dieselben begreiflicher weise nur unreife erzeugnisse sind, so verraten sie doch bereits die tatze des löwen, besonders hinsichtlich der gewandtheit und glätte der form.'

'die abhandlung über das altfranzösische epos' in Fouqués 'studien' erschien; dass zu seinen namhaftesten schülern in Tübingen aufser AvKeller und Holland: Ferdinand Pfeiffer (!) gehörte, der mit den beiden genannten die schriften Uhlands in 7 bänden herausgab. wir lernen s. 16 von Uhlands liedern: in ihnen 'herscht zumeist eine ergreifende sehnsucht und eine zarte melancholie', von seinen balladen: in ihnen 'versenkt er sich am liebsten in das zauberreich der romantik, in die wunder des herzens, namentlich diejenigen des liebenden frauenherzens — und seine poesie des mitleids und des schmerzes ist von einem undefinierbaren zauber.' s. 18 lesen wir: 'Uhland ist ein lyriker mit epischen intervallen, aber kein dramatiker und sind [sic] die schönsten stellen seiner dramen lyrischer natur.' dass sich Uhland auch mit dem volksliede nicht ganz ohne erfolg abgegeben hat, braucht das volk wol nicht zu erfahren, übrigens scheint es hr Kohut (vgl. s. VIII) selbst nicht zu wissen. die 'lichtstrahlen' sind in fünf bündel vereinigt: 1) vaterland und Deutschland; volk und freiheit (s. 21 bis 30), 2) der liebe lust und leid (s. 31—42), 3) dichtung, dichtkunst und dichtungsarten (s. 43 ff), 4) natur und welt; mensch und leben (s. 71 ff) und endlich 5) sprüche und reflexionen, wie in antiquariatscatalogen varia nach den fachabteilungen erscheinen. neben einzelnen gedichten oder gedichtstrophen wird hauptsächlich aus dem stylisticum citiert, nicht immer getreu (vgl. s. 29), nicht immer in der richtigen abteilung (vgl. s. 75), ja mitunter geradezu unsinnig, zb. s. 75, wo Uhlands inhaltsangabe eines fremden gedichtes (Holland s. 102) als sein gedanke citiert wird, oder s. 90, wo ein satz des stylisticums (Holland s. 40 f) ganz aus dem zusammenhang gerissen ist. hoffentlich wird das grofse publicum lieber Uhland selbst lesen und sich durch den titel der Lichtstrahlen nicht blenden lassen.

Allen den ungezählten festartikeln nachzugehen, durch welche sich unsere zeitungen an der feier des 26 aprils beteiligten, kann von dieser umschau nicht verlangt werden; dies ist mehr sache des bibliographen als des kritikers. gedacht sei jedoch der Rede zur Uhland-feier, welche Schönbach in Graz hielt (Deutsche zeitung nr 5503 vom 28 april 1887), weil darin der glückliche gedanke freilich nur kurz ausgeführt ist: was verdankt unser leben Ludwig Uhland, und wo kann er für uns künftig noch mafsgebend sein? auch der germanist wird daraus manches lernen.

An den schluss meiner rundschau habe ich das buch von Ambros Mayr gestellt, weil es aus dem speciellen der Uhlandlitteratur in einen gröfseren zusammenhang führt. wir haben uns an den namen: schwäbischer dichterbund gewöhnt, obwol wir wissen, dass damit kein dichterverein bezeichnet ist, sondern das zufällige gleichartige würken einer reihe von 'mittleren dichtern'. es ist daher ein guter einfall, dass uns Mayr eigentlich kein buch über den 'schwäbischen dichterbund' sondern sechs

essays über die sechs schwäbischen dichter: Uhland, Kerner, Schwab, Karl Mayer, Mörike und Gustav Pfizer bietet, sie unter eine, nicht ausdrücklich betonte, ideale einheit zusammenfassend. Uhland war der letzte, welcher sich etwas von einer festen dichtervereinigung versprach, man denke nur an seinen brief, in welchem er dem bayrischen reichs- und staatsrat, regierungspräsidenten Eduard von Schenk am 13 jan. 1841 sein gutachten über den geplanten dichterverein abgab (Leben — von seiner wittwe s. 292 ff). freundschaft verband ihn mit gleichstrebenden, einer clique sich anzuschliefsen, war er viel zu frei, das recht seiner meinung will er sich überall, auch als politiker wahren; frei ist ihm die kunst, nicht wenige töne, sondern reicher manigfaltiger gesang soll im deutschen dichterwald erklingen. der mann, welcher den ihm verehrten lorbeerkranz an die zweige eines baumes hängte, welcher selbst von sich sagte, *Kerner ist ungleich mehr dichter, als ich* (Leben — von seiner wittwe s. 50), dieser mann war viel zu bescheiden, um auch nur geistiges oberhaupt einer dichterschule zu werden; auch hat er nur schule gemacht, wie jeder bedeutende mann, indem er durch sein beispiel zur nacheiferung reizte; Hebbel bekannte sich dankbar als schüler Uhlands, aber der schüler gleicht seinem meister, wie etwa Uhland seinem lehrer Goethe: in freiester wahrung der eigenen art und des eigenen gesanges (vgl. KWerner, Hebbel und Uhland. Wiener zeitung nr 94 f, 26 und 27 april 1887. KEFranzos, Deutsche dichtung II 55 ff. der aufsatz HFischers in der Neuen Zürcher zeitung 1887 nr 64—67 blieb mir leider unzugänglich.[1] ich mache noch auf meine brochüre Goethes willkommen und abschied, Lemberg 1887 als hs. gedruckt, aufmerksam, wo auch bei Heine nachwürkung Uhlands aufgedeckt ist). darum hat auch Mayr Uhland nur als ersten des dichterbundes dargestellt, nicht als meister einer landschaftlichen schule, und hat s. 4 das gemeinsame der heimat als das einigende bezeichnet.

Alle seine sechs essays sind das resultat eingehender forschung, ernsten wissenschaftlichen strebens und gesunder beobachtungsgabe, wenn auch im einzelnen manches strittig bleibt und mehrere male die eine oder andere behauptung der nachprüfung nicht stand hält. Mayr hat auf alles geachtet, was für den dichter bedeutend ist, auf inhalt wie form, auf gesinnung wie sprache, character wie manier oder ansatz zur manier. er steht seinem stoffe nicht einseitig bewundernd gegenüber, sondern kritisch bei allem warmen anteil. nur éines ist zu bedauern, der geringe litterarhistorische sinn: wir sehen nur selten, wie die allgemeine litteraturentwickelung in die besondere entwickelung des einzelnen

[1] ich verweise für das thema noch auf Hebbels tagebücher I 301 und die harten urteile, welche LAFrankl aus Hebbels mund aufzeichnete (Zur biographie Friedrich Hebbels, Wien 1884, s. 32 ff), darunter das geistreiche wort: 'Uhland war das best vermummte genie.'

dichters eingreift, und auch der einzelne dichter wird mehr als ein gewordener denn als werdender gefasst. bei Uhland macht M. nur einen unterschied zwischen den balladen vor und nach 1810. doch diese gränze ist nicht scharf durchzuführen: die altfranzösischen gedichte zb. gehören ihrem ganzen character nach in die erste gruppe, trotzdem bespricht sie M. mit den andern der zweiten gruppe; Fischers einteilung ist viel naturgemäfser. auch das ästhetische urteil M.s ist zum grösten teil classificierend; 'schön', 'herzbezwingend' heifst ihm zb. s. 42 ff der Konradin, damit ist aber freilich nur wenig gesagt. die frage war: ist die uns erhaltene scene eine gute expositionsscene? wir müssen antworten: nein, es ist ein bild voll warmer töne, aber dramatisches leben fehlt, das zuständliche, nicht das bewegte macht den reiz aus. und so lässt sich noch häufig mit M. rechten. wenn er s. 5 sagt, die schwäbischen dichter suchten 'immer und überall den naiven, innigen ton des volksherzens, des volksliedes zu treffen', so setzt er sich, was Uhland angeht, mit dessen eigenen äufserungen in widerspruch, oder hätte das wenigstens näher begründen müssen. oft begnügt sich seine characteristik mit schönen, aber nichtssagenden worten; was heifst zb. s. 15, Uhlands lied schwebe 'im glanz des abendduftes', seine ballade entzücke 'durch den glorienschein des zeitlich und räumlich fernen', seine romanze atme 'ein reiches und buntes leben' und sein vaterlandslied reifse 'mit solonischer begeisterung hin'? das sind worte, bei denen sich wol auch wird etwas denken lassen, aber wie wenig erkenntnis wird durch sie vermittelt. ob Des sängers fluch oder Die Bidassoabrücke die krone aller Uhlandschen balladen sei[1], kann dahingestellt bleiben, wichtiger war die frage, welche ballade Uhlands eigenart am deutlichsten ausspreche. da scheint mir wider Dederich das richtigere getroffen zu haben, wenn er die von ihm rhapsodien genannten gedichte als die für Uhland characteristischen balladen hält. dem fragment gebliebenen komischen epos Fortunat und seine söhne wird M. nicht gerecht, und Fischer hat vor allem die anknüpfung an Wieland treffend zurückgewiesen und auf Byron hingedeutet (Zs. f. vgl. litteraturgesch. 1 372); es wäre gerade zu zeigen gewesen, wie sehr Uhland formell über Wieland hinausgewachsen ist. Uhlands ottaven sind graziös, leicht und glatt, ja manchmal ganz spielerisch, und ich begreife nicht, wie M. s. 27 sagen kann, Uhlands formbeherschung reiche für die stanze nicht aus. dass er die form *Londen* im reim auf *monden* und *blonden* gebraucht, woran sich M. stöfst, entspricht doch gerade dem komischen epos; manche neubildung Uhlands zb. *vorüberschulen* finde ich überaus entsprechend, und die volkstümlichen formen *bissen*, *nährlich*, *säfsig* usw., welche M. s. 59 in der anm. 110 tadelnd verzeichnet, sind gewis beabsichtigt, nicht aus reimnot und unbeholfenheit gewählt. s. 17

[1] vgl. das harte urteil über Des sängers fluch bei Notter s. 161.



spricht M. über Uhlands strophenformen und sagt, Uhland steige 'bis zur zwölfzeiligen' strophe auf, was nach den beispielen s. 57 druckfehler für 'achtzeilig' sein muss[1], denn wir lesen anm. 57: 'dass Uhland die zwölfzeilige strophe verwende, wie Koberstein III s. 275, 55' anmerkt, lässt sich aus der mir vorliegenden ausgabe so wenig wie aus den bei der wittwe, Notter, Mayer mitgeteilten dichtungen belegen.' Koberstein war aber ganz im recht, M. hat das 9 vaterländische gedicht Das herz für unser volk (⁵³95) übersehen. s. 37 und sonst rächt sich die weise M.s, die gedichte nicht historisch zu betrachten[2], sonst hätte er die eigenheiten der Altfranzösischen gedichte aus der form des originals erklärt; im Harald findet er binnenreim, doch bietet der vers 9 *was rauschet, lauschet · im gebüsch* schlagreim.[3] dass M. Uhlands verhältnis zum sonett ganz falsch dargestellt hat, wurde schon von HFischer (aao. s. 373 f) gezeigt: wider ist der mangel historischer kenntnis daran schuld. s. 32 ff handelt M. von Uhlands kunstgriff, 'die eigentliche pointe des gedichts in die letzten verse fallen zu lassen', er findet ein solches dichterisches epiphonema nur in den balladen der ersten gruppe. seine beobachtung ist schon an sich unrichtig, denn die letzte halbstrophe der ballade Der kranz zb.:

Da war's ein wunder, denn man sah
So frucht als blütenglanz

entspricht in ihrem bau allen anderen strophen, das gilt auch vom Schäfer, vom Schloss am meer usw. und dann findet es sich ebenso in den späteren balladen: *versunken und vergessen. das ist des sängers fluch*, oder Die versunkene krone 1834:

Sie liegt seit grauen jahren
Und niemand sucht nach ihr.

Tells tod 1829:

Dann hallt im felsthal wider
Das lied von deinem tod.

ebenso Die glockenhöhle 1834, Ver sacrum 1829, Die Bidassoabrücke 1834 usw. denkt man dann an Schillers und Goethes balladen mit schlussversen wie, um nur einige zu nennen: *in seinen armen das kind war tot, er warf ihr den handschuh ins gesicht und verliefs sie zur selben stunde* usw., so begreift man die behauptung s. 32 erst recht nicht: 'dies geschieht derart häufig, dass, könnte man bei Uhland von einer manier reden, ich sagen möchte, Uhlands manier bestehe in einem solchen dichterischen epiphonema.' Uhland erzählt das nacheinander auch als nacheinander, naturgemäfs muss er dann den schluss seiner

[1] an druckfehlern ist das buch überhaupt reich.

[2] die reimstellung der ballade Die königstochter ist nur nachahmung des französischen volksliedes *la fill' du roi d'Espagne*, wie aus Otto Jahn s. 133 (vgl. Dederich s. 114) zu entnehmen war.

[3] s. 37 nennt er das versmafs der ballade Der rosengarten ungeregelt, vielleicht ist v. 5 zu lesen *lande*, dann bleibt nur v. 37 unregelmäfsig.

ballade zuletzt erzählen: das ist keine manier, sondern das allein mögliche. vielleicht könnte man eher den eingang mancher jugendballade manieriert finden, denn er besteht häufig in einer rhetorischen frage; man vgl. Entsagung (1805):

Wer entwandelt durch den garten
Bei der sterne bleichem schein?

Der blinde könig (1804. 1814):

Was steht der nordschen fechter schaar
Hoch auf des meeres bord?

Gretchens freude (1805):

Was soll doch dies trommeten sein?
Was deutet dies geschrei?[1]

Das schloss am meere (1805):

Hast du das schloss gesehen,
Das hohe schloss am meer?

vgl. ferner Der abschied (1806), [Das ständchen (1810),] Dante (1814), doch in den beiden letzten gedichten nicht mehr die alte manier. Uhland hat diese art der einleitung später aufgegeben, vielleicht weil er sie zu manieriert fand; dass sie an Goethe wie an das volkslied erinnert, braucht nicht erst erwähnt zu werden.

Die themen Uhlandscher dichtung werden s. 19 f zusammengestellt. freilich bleibt die aufzählung äufserlich und nirgend wird das verhältnis zwischen dem erlebnis als stoff des gedichts und seiner dichterischen gestaltung behandelt. auch darauf wird nicht geachtet, dass Uhland selbst gesagt hat: *lyrisch, das heifst singbar* (Leben — von seiner wittwe s. 329), obwol s. 37 die 'singbarkeit' der balladen hervorgehoben ist.

Trotz diesen ausstellungen muss aber gerühmt werden, dass M. keine wichtige seite von Uhlands wesen unbeachtet gelassen hat, sondern alles kurz und nach eigener prüfung darstellt. dasselbe lässt sich von den anderen essays nicht in demselben mafse sagen. ich kann mich über sie ganz kurz fassen, da sie meist höchst flüchtig sind. es fällt mehr als bei der studie über Uhland das rein äufserliche der betrachtung auf, mit dem rotstift in der hand nimmt M. die dichtungen durch, streicht an, was 'schön' ist, noch mehr aber, was ihm hässlich erscheint; überall mangelt das historische gefühl, welches nach zusammenhang, entwickelung und fortschritt fragt. schematisch auch die darstellung mit ihren losen leichten übergängen, dem aneinanderreihen von schlagwörtern, zu welchen in den anmerkungen dann die nötigen belegstellen folgen. M. bemüht sich nicht, die dichter psychologisch zu erfassen, er constatiert etwa die verschiedenen seiten bei Kerner, ohne auch nur den kleinsten ansatz, sie zu vereinen. überdies bleibt vieles ganz unerwähnt, so wird Kerners geisterseherei blofs genannt, ohne sie irgendwie in die characteristik zu verflechten.

[1] damit vgl. man Sanct Georgs ritter (1811): *hell erklingen die trommeten.*



gegen Kerner wird M. auch in so fern ungerecht, als er nicht scheidet, was in seinen reimen absichtliche härte, nachahmung des volkslieds und was unachtsamkeit ist, als er nicht sagt, was bei den auffallenden betonungen schwebung und was würklich versetzter ton ist (s. 81); auch verweilt er unverhältnismäfsig lange bei dem formellen. wie er die gedichte meiner ansicht nach unterschätzt, so übertreibt er den wert der Reiseschatten, die er mit Straufs 'einen quell der reinsten und gesundesten poesie' nennt.[1] von Scherer hätte er (LG 652f. 664) nach jeder richtung lernen können. zudem kommen wir aus dem gegensatz zwischen den zahlreichen 'ausgezeichnet' im einzelnen und dem 'ganz ungenügend' im schlusscalcül nicht heraus. dasselbe gilt von dem abschnitt über Gustav Schwab. diesen steht er nicht an, als dichter weit über Kerner zu erheben. trotzdem sagt er s. 98: 'Gustav Schwab ist mehr naturhistoriker als dichter', unter naturhistoriker versteht er aber kleinmaler der natur. man hat oft den eindruck, als habe M. diesen abschnitt rasch aus dem ärmel geschüttelt, wie er denn für Schwab die beiden wichtigen werke Kleine prosaische schriften.[2] ausgewählt und herausgegeben von KKlüpfel (Freiburg und Tübingen 1882) und Gustav Schwabs leben. erzählt von seinem sohne Christoph Theodor Schwab (ebenda 1883) nicht benutzt hat. unangenehmer als sonst werden die leeren phrasen: 'solche gedichte sind zwar auch zumeist ganz niedlich, sie lesen sich gut, und ihr bestes ist die nette form.... von den besseren und sehr guten gedichten ... ein vollkommen gutes liebeslied ... eine gelungene ... allegorie ... das meisterhaft durchgeführte schlittenlied'; man wünschte nur eine scala, um dem dichter seine locationsnummer erteilen zu können.

An die drei gröfseren dichter schliefst nun M. die drei kleineren an, da er s. 119f meint: 'der vielseitige, ruhmbedeckte lieder- und balladensänger Ludwig Uhland lebe in dem universalen, liederreichen und gleich seinem vorbilde in die welt des volkslebens und in die der romantischen sowol als auch der classischen vergangenheit greifenden Eduard Mörike; der gemütsreiche, menschenliebende und phantasievolle Justinus Kerner in dem an geist und herz ihm nahe verwandten Karl Mayer, und der energische, manigfach gelehrte und nach verschiedenerlei richtungen in lehre und beispiel anregende Gustav Schwab in seinem collegen sowol im musendienste als auch zum teil in der äufseren lebensstellung, Gustav Pfizer.' diese probe von stil und darstellungsart mag

[1] aus denselben hätte ESchmidt, Characteristiken s. 40 die 'zehnte' bis 'zwölfte schattenreise' in seiner Entdeckung Nürnbergs verwerten können, vor allem 'das zwischenspiel der zwölften schattenreise oder das krippenspiel in Nürnberg.' — Kerners novelle Die heimatlosen war von einfluss auf die novelle Aus dem leben eines taugenichts von Eichendorff.

[2] die aufsätze über seine eigenen, Uhlands und Kerners gedichte sowie über Mörikes Maler Nolten hätten ganz besondere beachtung verdient.

zeigen, wie äufserlich M. sein thema fasst.[1] dabei muss aber hervorgehoben werden, dass der Mayer behandelnde teil sich zu seinem vorteile vor den anderen auszeichnet; s. 134f und s. 143f scheint er auf dem richtigen wege, um die kleinigkeiten Karl Mayers zu sichten und aus einem grofsen gesichtspunct darzustellen, leider verfolgt er diesen weg nicht. wenn wir vom litterarhistoriker verlangen, dass er die eigenart der dichter darstelle, meinen wir natürlich nicht, dass er alle einzelnen gedichte 'in ein poetikherbarium presse'; doch gerade bei Mayer liefs sich zeigen, wie gleichmäfsig das verhältnis von erlebnis und gedicht ist. Ewald von Kleist sprach von der 'bilderjagd', von Mayer könnte man sagen, er gehe auf die gefühlsjagd aus; gefühle und gefühlchen bei blumen und blümchen, dichterische regungen sind seine gedichte, man könnte bei ihm von 'lauschender lyrik' sprechen, welche sinnig auf jedes echo lauscht, das von einem eindruck im innern geweckt wird. es ist durchaus die kleine, ja kleinste welt, die wir bei ihm antreffen, während sich der gesichtskreis Mörikes schon erweitert. auch M. sieht in Mörike den modernsten unter den schwäbischen poeten; es wundert mich darum, dass er ihn nicht an den schluss seiner betrachtung stellte, um so das kleine gebiet der Schwaben wider mit der gröfseren manigfaltigkeit der übrigen litteratur zu verbinden. auch bei Mörike wird fast ausschliefslich die lyrik untersucht: der Maler Nolten wird kaum genannt, was eine nicht zu unterschätzende lücke der arbeit ist, der novellen Mozart auf der reise nach Prag und Lucie Gelmroth wird gar nicht gedacht, ebenso wenig des 'schattenspiels': Der letzte könig von Orplid (alles mit anderem zusammen in der sammlung Iris, Stuttgart 1839, erschienen, jetzt auch in den von M. nicht benutzten Gesammelten schriften, Stuttgart 1878). ich glaube, die anknüpfung Mörikes an Kerner wäre M. dann gewis naturgemäfser erschienen als die an Uhland. und die zweiactige oper Die regenbrüder (Iris s. 93ff, von HKurtz vollendet) hätte schon deshalb erwähnung verdient, weil man jetzt glauben muss, M. habe gar nichts von ihr gewust; wer bei der äufserung s. 120: 'die höhe des dramas, welche nur Uhland erklommen hatte, wird nicht einmal mehr gestreift' noch zweifeln könnte, wird s. 200 überzeugt, denn hier sagt M. ausdrücklich: 'hat Mörike nie an dramatische dichtungen sich herangewagt, so gibt Mayer selbst jeden versuch epischen schaffens von vorn herein auf.' unser verf. wird gegen die Schwaben ungerecht, weil er nur von einer immer weiter gehenden einengung des schaffensgebietes spricht, während wir gerade bei Mörike eine erweiterung beobachten können. so wird bei M. sein übersehen

[1] so sagt er dann s. 149 selbst, Mayer habe 'der schönheit von Uhlands liedern' nachgeeifert, und bemüht sich nicht etwa, den von ihm angedeuteten zusammenhang zu erweisen; und s. 166 wird Eduard Mörike an Gustav Schwab gemessen.

der neueren litteratur über Mörike, das man ihm sonst nicht so stark anrechnen möchte, folgenschwer. besonders die Gesammelten schriften durften nicht übersehen werden, auch aus Klaibers darstellung hätte gelernt werden können, weil sie 'manchen characteristischen zug aus unmittelbarer kenntnis' schöpft. schade auch, dass unserem verf. der schöne aufsatz von AFresenius (Grenzboten IV 1879 s. 173 ff) entgieng: darin hätte er einen versuch zur periodisierung und historischen anknüpfung der werke Mörikes finden können.

Auch für Gustav Pfizer, mit welchem M. sein büchlein beschliefst, hätte sich ein historischer ausgangspunct der betrachtung finden lassen, ist doch von ihm ein kritischer versuch: Uhland und Rückert (Stuttgart und Tübingen 1837) erschienen, in welchem er beiden dichtern gerecht zu werden sucht. mag man auch seiner ansicht, bei Uhland hersche ein epischer, bei Rückert der lyrische character vor (s. 15), nicht ganz beipflichten, so wird man doch geneigt sein, dem einflusse beider dichter in seinen eigenen dichtungen nachzugehen, und nicht mehr vom zufall sprechen, wenn man widerholt auf orientalische stoffe trifft, das überwiegen der gedankenpoesie bemerkt, seine rhetorische bilderpracht anerkennen muss. erinnert man sich dann jenes schriftchens, so wird man Pfizer nicht mit Karl Barthel ^{9}295 an Uhland und Platen sondern an Uhland und Rückert anschliefsen. ein schüler Platens hätte die form mehr beachtet als Pfizer tat: dafür bietet M. reiche sammlungen.

M.s art wird aus dem gesagten deutlich geworden sein und mein früher ausgesprochenes urteil sich bestätigt haben. dass immer wider auf Uhland die rede kommt, versteht sich. überdies dachte M. sein büchlein als festschrift zum Uhlandjubiläum, und so mischt sich in den festchor auch 'eine stimme von den Tiroler bergen', um mit Uhland zu reden.

Igls bei Innsbruck 9. IX. 87. R. M. WERNER.

Herders briefwechsel mit Nicolai. im originaltext herausgegeben von OTTO HOFFMANN. mit einem facsimile. Berlin, Nicolai (RStricker), 1887. VIII und 144 ss. 8°. — 3 m.

Vor einigen jahren erwarb die kgl. bibliothek zu Berlin die reichen briefschätze des Nicolaischen nachlasses, darunter auch Herders briefwechsel mit Nicolai. Otto Hoffmann druckt denselben jetzt mit der genauigkeit des modernen forschers ab, während der bisherigen publication nur völlig ungenügende abschriften zu grunde lagen. dass dadurch die briefe vielfach ein anderes gesicht bekamen, ist begreiflich, denn das geschulte auge des philologen liest anders, genauer und verständiger, als der gezahlte abschreiber; aber selbst die eigenhändigen abschriften

Partheys sind nicht frei von kleinen willkürlichkeiten, welche meist das bestreben zu bessern verraten, das wir auch an den herausgebern von Herders sämmtlichen werken, von Höltys gedichten zur genüge kennen; es kam ihnen nicht darauf an, ein möglichst treues bild der überlieferung zu geben, sondern ein möglichst schönes. gegenwärtig sind wir anderer ansicht und wollen so gut es geht im druck einen völligen ersatz für das nicht jedem zugängliche original schaffen. schon in diesem sinne war das vorliegende buch dankenswert; aber H. gibt nicht blofs den getreueren text, sondern erst jetzt hat derselbe an vielen stellen überhaupt einen sinn. kurze bemerkungen klären über das notwendigste auf: einen commentar zu den briefen wollte H. natürlich nicht liefern, um so weniger, da sein aufsatz 'Herder als mitarbeiter an der Allgem. deutschen bibliothek' im Archiv 15, 238—253 manches einschlägige enthält. ein sorgfältiges register erleichtert die benutzung (darin fungiert aber Wittenberg als verleger, was ein misverständnis von Nicolais bemerkung s. 42 beweist: *weil Wittenberg, der v. des correspondenten Klotzen . . . zugetan ist.* hier bedeutet das *v.* verfasser, nicht verleger, wie aus Redlichs programm des Johanneums 1871 s. 7 und QF 22, 126 zu entnehmen war). ein facsimile gibt einen begriff, dass die beschäftigung mit Nicolais handschrift nicht immer zu den angenehmsten gehört, dabei ist die probe nicht der schlechtesten seite entnommen. am schlusse s. 138 steht ein ungedruckter brief Ifflands: man kann nicht einsehen weshalb, denn Nicolais bedeutung für Berlin kennt man doch aus anderen zeugnissen zur genüge.

Ein brief Herders vom december 1766 ist verloren; aber schon früher muss eine verbindung Nicolais und Herders angenommen werden, die mir freilich unverständlich ist. Hamann schreibt in einem bisher ungedruckten[1] briefe Königsberg, den 6 november 64 an Moses Mendelssohn: *herr Nicolai darf mit durchlesung des homme de lettre* [sic] *nicht eilen, da mein lieber Herder den unvermuteten ruf zur collaboratorstelle, die ebenso einträglich als gemächlich ist, nach Riga erhalten und ich auf seine baldige abreise so viel möglich dringen werde.* worauf sich die durchlesung des *homme de lettre* bezieht, vermag ich nicht festzustellen; in seinem briefe vom 5/16 januar 1765 schreibt Herder an Hamann (Lebensbild I 2, 5) *im journal encyclopaed. habe einen auszug aus Garnier's homme de lettres . . . gelesen.* Herder hatte sich aus Garniers Homme de lettres manche stelle ausgeschrieben (Haym I 347), vielleicht sandte Hamann solche Herdersche auszüge aus Garnier an Nicolai. leider fehlen briefe Hamanns an Nicolai von 1762—1769.

Manches hätte H. aus den übrigen briefen an Nicolai zum vergleich herbeiziehen können, weil die correspondenz dann einen

[[1] jetzt in der Vierteljahrschrift f. litteraturgesch. 1, 122 veröffentlicht.]

zeitgeschmack bekommt, der nicht ohne pikanten reiz ist. so hätten die briefe Buschmanns einiges ergeben, s. 16 wird seiner gedacht; Nicolai fragte jedesfalls bei ihm an, wie Buschmanns name Klotzen bekannt geworden sei, dieser antwortet am 14. 6. 68 aus Stralsund, er habe es nur an Dubois geschrieben, dass er mitarbeiter der ADB sei, *vielleicht hat es Du Bois Hardern* (so schreibt er anfangs immer für Herder) *gesagt, und dieser an Klotzen geschrieben.* darin tat aber Buschmann Herdern unrecht; auch Herders brief an Klotz (bei Hagen) enthält nichts.

Nicht uninteressant ist auch, was Nicolai in seinen briefen verschweigt. so war ihm am 25 februar 1769 eine anonyme sammlung von gedichten aus der nähe von Dessau zugegangen, der verfasser *B.* wollte sie zuerst Jacobi widmen, dann aber zog er Moses vor, wenn dieser *sein lansmann d. h. aus Dessau* sei, sonst bat er zu setzen: *herrn collaborator HERDER zu Riga. ein nahme den ich immer als ein orakel der schönen litteratur ansehe.* sehr merkwürdig ist ein pseudonymes schreiben *aus dem hefsischen den* 30 *may* 1772 unterschrieben *W. M. G. Eps.* darin wird Nicolai gebeten, den theologischen teil der Bibliothek besser ins auge zu fassen: *ich tue Ihnen einen vorschlag aus liebe zu Ihrer A. D. B. Sie wissen ohne zweifel nicht, dass der hr. CR. Herder in Bückeburg unter andern studien, auch besonders im winter seines aufenthalts in Strasburg vor 2 jahren die ältere kirchenhistorie mit vielem fleis studiert — ein mann von so vastem genie braucht nur einige monate, um manche andre zu übertreffen, die ganze jahre derselben obgelegen. Sie wissen nicht, dass er verschiedne vortrefliche, in die theologie einschlagende kleine aufsätze verfertigt hat. damit Sie selbst erfahren, dass ich wahrheit schreibe, so bitten Sie ihn um einige theologische artikel für Ihre A. D. B. (worin ich seine feder ohnehin, in artikeln aus andern fächern, zu erkennen glaube). er könte den werth des theolog. fachs Ihrer bibliothek erhöhen, sollte es auch nur in ansehung des tons seyn, womit er alles sagt.* Nicolai gieng auf diesen vorschlag nicht ein, denn gerade der ton Herders war ihm unangenehm; Herders stil war ja schuld an dem bruche zwischen ihm und Nicolai. ähnlich wie dieser dachten manche seiner freunde über Herders Urkunde; für viele führe ich nur Gülcher in Amsterdam an, der am $\frac{\text{28 junij}}{\text{19 julij}}$ 1774 an Nicolai schrieb: *von Herders urkunde habe ich erst 10 oder 12 bogen durchgekrochen, ich sage durchgekrochen dann für mich armen layen ist es eine sehr mühseelige arbeit über das dunkle mystische, unverständliche wegzukommen, und den eigentlichen gedanken zu fassen; hie und da bringe ich gar keinen heraus; inzwischen dünkt mir im gantzen genommen und den eckelhaften, unerträglichen styl bei seite gesetzt, dass er verschiedene hypothesen vorbringen wird, dass es aber sehr zu wünschen wäre, dass das buch in die ordentliche menschensprache übersetzt würde.* solche stimmen klangen nicht vereinzelt in

Nicolais ohren und veranlassten ihn einmal, Herdern darüber freundschaftliche vorstellungen zu machen, welche dieser jedoch mit vollstem rechte ganz entschieden zurückwies. damit endet die correspondenz der zwei so verschieden gearteten männer. in H.s ausgabe bilden die schreiben, welche Caroline nach Herders tode mit Nicolai wechselte, den versöhnenden abschluss.

Lemberg 15. 2. 88. R. M. Werner.

Sir Gowther. eine englische romanze aus dem xv jahrhundert kritisch herausgegeben nebst einer litterarhistorischen untersuchung über ihre quelle sowie den gesammten ihr verwandten sagen- und legendenkreis mit zugrundelegung der sage von Robert dem teufel von Karl Breul. Oppeln, EFranck, 1886. xiii und 241 ss. 8⁰. — 9 m.

Es ist die laute klage aller me. herausgeber, die es mit mehreren hss. zu tun haben, und der stille kummer aller jener, welchen nur eine hs. vorliegt, dass die abschreiber volkstümlicher dichtungen mit einer ungebundenheit vorzugehen pflegten, welche fast jede copie zu einer eigenen version macht. selbst die reime wurden massenhaft geändert. die kunstdichtung mit ihrer geschlosseneren metrik, gewählteren rhetorik und gelehrteren reflexion zwang die schreiber immerhin zu gröfserer achtung vor dem originaltext; Chaucers mahnung an seinen Adam Scrivener ist in so fern nicht blofs für ihn, sondern für seine ganze gattung characteristisch. sonst aber wurde im xv jh. wo möglich noch rücksichtsloser ausgelassen, eingeschoben und umgegossen als im xiii jh. Breul hatte unter der ungunst dieser verhältnisse besonders zu leiden. die zwei hss. seines denkmals differieren oft in der fassung ganzer verspare so weit, dass es nicht zu ergründen scheint, welche dem original näher steht. er beschränkte sich daher im wesentlichen darauf, A als die etwas bessere hs. zu grunde zu legen und die abweichungen von B mit wenigen ausnahmen in die varianten zu setzen. wir bekommen auf solche weise das ganze material zum ersten male vor augen; denn bisher war nur eine hs. und diese mit vielen ungenauigkeiten gedruckt (Utterson, Select pieces 1817). aufserdem bietet er eingehende prolegomena über metrik, sprache und besonders über die geschichte der sage. eine tüchtige kritische ausgabe.

Wenden wir uns zu den einzelnen capiteln, so zeigt sich das über die metrik als das verhältnismäfsig schwächste, wie gewöhnlich in me. ausgaben, meine eigene nicht ausgenommen. was zb. das fehlen einer senkung in den vierfüfsigen versen betrifft — Gowther ist in schweifreimen abgefasst —, bringt B. s. 34 je einen beleg zwischen 1 und 2, sowie zwischen 3 und 4 hebung bei, während er zwischen 2 und 3 keinen einzigen sichern fand.

letzteres wäre auffallend; fehlen der senkung an dieser stelle, also auf der cäsur, ist sonst etwas gewöhnliches. beim durchscandieren der romanze sind mir in der tat folgende sichere fälle dieser art begegnet: *Lórdę mercý cón he crý* 239, *þat máydon wás wórþely wróȝt* 377, *and slén is mén móst of prýs* 521, *aýdur dáy wón of thóo* 527, *þo gúd[e] knýȝt Sýr Gowtheýr* 589, 646, *ýlke a dýnntę þát he smótte* 592, *þró owtt steýll hélmus it bótt* 593, *Jésu Crýst góddys són* 754. zu dem einen belege fehlender senkung zwischen 1 und 2 hebung (*þré néȝthtys* 313) ist wol zu fügen *tén yér and súm dele máre* 52; in beiden fällen wäre also die 1 hebung ein emphatisches zahlwort. dagegen ist es nicht notwendig, mit B. fehlende senkung zwischen 3 und 4 hebung anzunehmen in dem vers *þer wonde a duke in Estryke* 31; die 3 hebung kann auf *in* ruhen, oder das *r* in *Estryke* kann silbenbildend sein, ähnlich wie v. 25 *Jésu Crýst þat bárnę blýthe,* wo die schreibung *baron* in B bezeichnend ist. auch in *son syþony schall þo soþe say* 229 ist hinter *soþe* vermutlich ein *þee* ausgefallen, und v. 551 mit B umstellung vorzunehmen. damit wären wir doch von der willkür auf eine gewisse gesetzmäfsigkeit gekommen, welche um so wichtiger ist, als wir aufser der metrik für die säuberung des textes so schlechte anhaltspuncte besitzen. — auch in bezug auf zweisilbigkeit der senkung muss man aus B.s beispielen s. 34 f den eindruck gewinnen, als hätte sie der dichter sehr stark und willkürlich gebraucht. prüft man aber nach, so kommt man auf dieselben beschränkungen, welche ich Anz. XIII 94 für AAmiloun und STristrem aufzustellen wagte und welche sicher noch für manche andere me. dichtungen gelten. die metrik ist also auch hier nicht als ein hoffnungsloser fall zu behandeln, und die folge ist, dass wir an mehr als einer stelle im hinblick darauf die lesarten von B als die richtigeren reclamieren dürfen. wer wird zb., wenn A 396 *þo méssynger agéyn hym spédde* bietet, nicht unbedingt lieber mit B *Agaýn the mássenger spédde* lesen? oder 208 den schweren auftact *we hope* mit B weglassen? umgekehrt zwingt uns die metrik, die lesung von B 320 *þe emperour of Almayn þerin con dwell* zu verwerfen und die von A *þerin an (þe?) emperour con dwell,* welche bei B. in den varianten steht, in den text zu setzen.

Das grammatische capitel ist gut und knapp, die dialectbestimmung (nördliche gränze des östl. mtl.) entschieden zutreffend. doch sind zu s. 11 zwei reime *á : a* nachzutragen, nämlich *máre : bare* 52 und *sáre : bare* 234. der ausspruch, dass die übertragung des singularvocals beim st. prät. in den plur. mit unrecht für eine eigentümlicheit des nördlichen dialectes gehalten werde (s. 24), kann in dieser fassung misverständnis wecken; so weit ich bisher sehe, möchte ich lieber sagen, dass sie im norden ausschliefslich herscht, im mtl. aber mit geringerer consequenz, und zwar im allgemeinen um so seltener, je weiter man nach

süden kommt. nicht berücksichtigt hat B. die reime von *u* auf festes *o*, nämlich *dor* (ae. *duru?*) : *stôre* : *môre* subst. : *fôre* 411 und *yong* : *long* 557; der letztere reim beweist, dass auch in v. 411 *u* der schwankende teil war. interessant sind die schwankungen unbetonter bildungssilben im reim, wovon B. leider auch so gut wie keine notiz nimmt; wir finden die bindungen *devyll:ylle* 212, *apostoyll:assoyl* 250, *voward:lord* 571, *belovyd:parfytt* 728. über diese erscheinung, welche bereits im späten ae. zu erweisen ist, wäre einmal in gröfserem zusammenhang zu handeln. da sie hier so stark vorkommen und überdies von unreinen reimen betonter *û* auf *o* begleitet sind (s. 30), dürfte das denkmal eher an den anfang des xv jhs. als mit B. in die zweite hälfte des xiv zu setzen sein.

Über die geschichte der sage von SGowther, hinter welchem eigentlich Robert der teufel steckt, hat B., wie es scheint, das material erschöpft. nur über die stellung unserer romanze im rahmen der me. litteratur ist noch einiges beizufügen.

Zunächst scheint für das grundmotiv des SGowther — erhebung eines jünglings von möglichst niedriger stufe durch übermenschliche tapferkeit zum gemahl einer königstochter, und zwar mit grotesker ausmalung seiner anfänglichen niedrigkeit — im nordöstl. mtl. und angränzenden norden eine traditionelle vorliebe bestanden zu haben. im nördlichen Lincolnshire war die sage von Haveloc daheim, dem anfänglichen küchenjungen, der durch wunderbares steinwerfen die erbin des reiches erringt. in Yorkshire war die geschichte von Horn Childe and maiden Rimnild localisiert, wo der zurückkehrende Horn als bettler und narr zur tafel tritt, von der ihn liebenden königstochter einen trunk erhält und dann im turnier den gegner spaltet. aus derselben gegend stammt wol die etwas weniger verwandte romanze von Eglamour, dem einfachen ritter, welcher der tochter seines mächtigen grafen einen sprössling beibringt und dann, um ihre hand zu erhalten, riesen, eber und drachen erlegen muss; desgleichen die me. bearbeitung des bekannten stoffes von Perceval. auch dass die geschichte von dem heroischen büfser Alexis, der sich von seiner frau unerkannt unter der stiege füttern lässt, und das verwandte legendenepos von SGuy of Warwick ua. an der gränze des nordens und östl. mtl. darstellungen erfuhren, mag erwähnt werden. namentlich an die bisher genannten grotesken speisescenen knüpft unsere romanze an, wo ja der büfsende held verkleidet mit den hunden um die knochen rauft und dabei wegen seiner frommherlichen taten von der liebenden kaiserstochter mit wein und fleisch genährt wird. B. beweist, dass die sage von SGowther resp. von Robert dem teufel schliefslich im märchen vom männlichen aschenputtel wurzelt. naturgemäfs wäre es demnach die kern- und ausgangssituation des ganzen gewesen, welche den stoff dem geschmacke

unseres dichters empfahl. das anfängliche lotterleben des helden gieng als eigenartige zubufse mit.

Aus den quellenstudien B.s geht ferner hervor, dass die wichtigste zutat des englischen dichters die fabulosen umstände betrifft, unter welchen die mutter SGowthers von einem dämon empfängt: sie begegnet unter einem baume einem manne, der ganz wie ihr gatte aussieht und sie um liebe angeht; kaum aber ist sie ihm zu willen gewesen, so steht er als ein hässlicher teufel vor ihr und scheidet mit der weissagung, ihr kind werde in der jugend ein wilder kriegsmann sein (s. 119 f und 137 f). woher kam diese seltsame liebesscene in die phantasie des dichters? sie findet sich auffallend ähnlich auch in der romanze Thomas of Erceldoune, welche 1400/1 etwas weiter im norden entstand und zwar mit folgenden zügen: begegnung unter einem baume; rasche liebe, hervorgerufen durch bestechende erscheinung; verwandlung des gleifsnerischen dämons in hässlichkeit; weissagung. nur ist der dämon in ThErc. ein weib, hier aber ein mann. zieht man andere me. und afrz. novellen, in welchen dämonenliebe geschildert wird, zur vergleichung heran (Breul s. 120, Hertz Spielmannsbuch s. 322), so wird die enge verwandtschaft unserer romanze mit ThErc. erst recht evident. in SOrfeo, wo eine frau ebenfalls unter einem baume von einem elf ergriffen wird, fehlen andererseits die wichtigen momente der umarmung, verwandlung und weissagung. selbst in dem alten allitterierenden fragment, in welchem man geneigt sein kann, die quelle für die liebesgeschichte des ThErc. zu sehen (gedruckt nach einer hs. aus der zeit Edwards II, Rel. ant. II 19 ff), ist es wenigstens fraglich, ob eine prophezeiung vorgekommen ist. es ist also mit grund zu vermuten, dass die sehr beliebte romanze von ThErc. oder doch ihre vorstufe auf die entstehung des SGowther eingewürkt hat. die umgekehrte annahme, dass die einwürkung vom SGowther ausgegangen sei, lässt sich nicht halten; denn das allitterierende fragment ist dafür zu alt, die romanze ThErc. aber enthält die weissagung als integrierendes moment, geradezu als die hauptsache, während dieser zug im SGowther rein accessorisch ist. dass überdies auch wörtliche anklänge an ThErc. begegnen, hat bereits B. in den anmerkungen richtig beobachtet, vgl. namentlich zu v. 472. dadurch fällt abermals mehr licht auf die entstehungsbedingungen des SGowther.

Endlich noch ein wort über die tendenz unsers dichters; denn dass er eine solche hatte, geht aus der übereinstimmenden richtung seiner religiösen und politischen abweichungen von der französischen sage hervor. eingangs bei der erzählung von SGowthers jugendlicher bosheit werden seine verbrechen gegen die rittergesetze des turniers übergangen, die gegen ordenspersonen aber stark betont: er hörte keine messe, *nor no prechyng of no frere* 173; er mishandelte nicht einen einsiedler, wie im

französischen, sondern ein nonnenkloster 182 ff; er machte *frerus to leype at kraggus.* der dichter will offenbar verletzungen dieser personen als die allerteuflischsten taten hinstellen, wie sie nur ein veritables dämonenkind begehen kann. im verlaufe der geschichte hebt er widerholt das enge einvernehmen zwischen kaiser und papst beifällig hervor. am ende lässt er Gowther zur sühne für die verbrennung der nonnen selbst ein kloster gründen und überdies gleich nach seiner heimkehr an stelle des rechtzeitig verstorbenen schwiegervaters kaiser werden — offenbar um dies zu ermöglichen, hatte er Gowther bereits vorher aus einem herzog der Normandie in einen herzog von Österreich verwandelt. als herscher macht er ihn zu einen ausbund der beliebtheit, der nicht blofs die armen beschütze, sondern auch die mächtigen und die kirche in ihrem recht erhalte:

And mayntened ryche men in hor ryght
And halpe holy kyrke in all is myght:
Þus toke he better reyd (718—20).

das ist sicher im gegensatz zu Richard II gesagt, der die lollarden begünstigt und Heinrich Bolingbroke ungerechter weise um sein herzogliches erbe verkürzt hatte; sowie zur empfehlung des inzwischen gekrönten Heinrichs IV, welcher ebenfalls gleich nach seiner heimkehr vom herzog an die stelle seines königlichen neffen, der bald darauf starb, vorgerückt war, welcher ebenfalls conservativ und klerikal regierte, und welcher daher von dem gleichgesinnten dichter klug gepriesen wurde. die romanze stimmt daher auch in der tendenz zum ThErc. (vgl. meine ausgabe cap. II). und noch eine dritte romanze aus ungefähr derselben gegend ist dem, der sich etwa an der singularität dieser annahme stofsen wollte, entgegenzuhalten: der Erl of Tolous, mit klaren, umfassenden quellenforschungen herausgegeben von GLüdtke 1881. der stoff, den der englische dichter da vorfand, bestand nämlich im wesentlichen in der geschichte eines edlen grafen, welcher, gerechter als der kaiser, dessen unschuldig verläumdete gattin in der verkleidung eines mönches rettet und alsdann selbst kaiser wird; daneben figuriert ein abt als freund des grafen und der gerechtigkeit. schon die wahl des stoffes könnte vermuten lassen, dass der bearbeiter ein parteigenosse der kirche und des eben emporgekommenen hauses Lancaster gewesen. noch mehr aber deuten darauf einige zutaten des englischen dichters zur sage (vgl. Lüdtke s. 160): der graf hat vorher den kaiser besiegt und vertrieben, weil ihm dieser land im wert von 300 £ unrechtmäfsig genommen hatte; nachdem er im process den kaiser beschämt hat, wird er von diesem doch freundlichst empfangen und nicht blofs in sein erbe eingesetzt, sondern auch zum *steward of hys* (des herschers) *lond* gemacht; endlich wird er nach dem baldigen ableben des kaisers *be alexion of the lordys fre* zu dessen nachfolger erwählt:

For he was styff yn stour
To fyght agayn hys foo (1211—2).

das passt doch zug für zug auf die vorkommnisse zwischen Richard II und Heinrich IV; namentlich das zuletzt citierte verspar ist eine deutliche und zwar die beliebteste rechtfertigung des usurpators. noch stärkere anspielungen wären mit dem character einer romanze kaum mehr verträglich gewesen. alle die genannten tendenzdichter befleifsigten sich einer krausen mischung von andeuten und verhüllen, durch welche man sich nicht beirren lassen darf. direct raffiniert ist es, wenn sich SGowther und ETolous am schluss als simple bretonische lais aufspielen.

Die entstehung des SGowther denke ich mir darnach etwa so: 1) der verfasser war ein frere oder doch ein anhänger der freres. was B. s. 40 gegen die annahme eines geistlichen dichters vorbringt, dass sich nämlich ein solcher bei den erbaulichen stellen länger aufgehalten hätte, ist bei der verweltlichung der kirche in dieser späten zeit nicht stichhaltig. SGowther unterscheidet sich sogar von den beiden anderen hierher gehörigen romanzen durch ein besonders starkes herausstreichen der kirche und orden. 2) er lebte an der östlichen mark des mittellandes und nordens und wählte nach dem alten geschmack dieser gegend eine emporkömmlingsgeschichte mit grotesken elementen. 3) die sage von Robert dem teufel empfahl sich ihm zugleich im hinblick auf die eben (1399) erfolgte usurpation Heinrichs IV, weil sie von einem vasallen handelt, der dem herscher überlegen ist und teils durch eigene kraft, teils durch hilfe des himmels dessen nachfolger wird. um die politischen beziehungen deutlicher zu machen, änderte er heimat und erlebnisse des helden, der nun auch einen anderen namen bekommen muste. 4) dabei berührte er sich ua. mit der hochpolitischen romanze ThErc. (1400/1) und liefs sich von ihr auch formell beeinflussen.

Prag 21. XII. 1887. A. BRANDL.

Catalogue of the Manks crosses with the runic inscriptions and various readings and renderings compared. by PMCKERMODE. Ramsey, JCraine, 1887. 36 ss. gr. 8°. — 1 m.

Als Magnus Barefoot, könig von Norwegen, 1098 auf der insel Man landete, fand er sie durch blutige vernichtungskämpfe nahezu entvölkert. er ermutigte, wie wir aus dem Chronicon Manniae und anderen quellen wissen, norwegische colonisten herüberzukommen und gründete eine reihe von niederlassungen. ihren toten kreuze zu errichten, war wahrscheinlich schon bei den keltischen bewohnern sitte gewesen, und die kunst, denkmäler mit symmetrischen sculpturarbeiten zu verzieren, hatte be-

reits eine ziemliche höhe erreicht, als die Nordländer, welche die religion der älteren bevölkerung annahmen, auch deren brauch, die verstorbenen durch grabkreuze zu ehren, nachzuahmen begannen. denn von steinplatten sehr primitiven aussehens trifft man an abgelegenen orten noch eine oder zwei; vereinzelte gehören einer späteren periode an und zeigen verschiedenen character; die hauptmasse hingegen entstammt, wie es scheint, der ersten hälfte des 12 jhs.

Diese steinkreuze sämmtlich nach den kirchspielen, in denen sie aufgefunden wurden — es sind Andreas, Ballaugh, Braddan, Bride, Conchan, German, Jurby, Lezayre, Lonan, Malew, Maughold, Michael, Rushen, Santon —, verzeichnet und ebenso klar als nahezu erschöpfend beschrieben zu haben, ist das verdienst der oben genannten kleinen schrift, welche einen bürger von Ramsey, hrn Kermode, zum urheber hat. unter der rubrik einer jeden pfarrei stehen die in hinsicht auf entwurf und ausführung einfachsten kreuze voran, die anderen folgen nach mafsgabe ihres mehr oder minder complicierten oder conventionellen characters.

Das material der denkmäler ist, mit einer einzigen ausnahme, dem felsgestein der insel entnommen: ein thonschiefer teils fest und von blauer farbe, teils mehr der wacke ähnlich und härter als granit. die platten sind meist rechtwinklig; einige zeigen die oberen ecken abgerundet, bei anderen bildet ein sogenanntes *wheel-cross* die ganze spitze. zuweilen ist der raum zwischen den bogen der verzierung und dem sie einfassenden kreis durchbrochen, in einigen wenigen fällen die platte selbst kreuzförmig: überall aber lässt sich als hauptmotiv, wo nicht als alleiniges, ein kreuz des keltischen typus wahrnehmen, dh. ein modificiertes Maltheserkreuz in einem kreis, mit etwas verlängertem schaft und gewöhnlich mit unbedeutend über den ring hervortretenden armen. die verzierungen — im allgemeinen erhaben gefertigt; wo vertiefte ornamente erscheinen, gibt das der catalog ausdrücklich an — sind recht manigfach und interessant: neben einfachen geflechten und kunstlosen falten finden sich complicierte und schöne geometrische figuren, finden sich realistisch entworfene formen von vögeln und jagdtieren; auch menschliche gestalten, diese jedoch minder gelungen, zuweilen mit vogelköpfen oder flügeln versehen, begegnen.

Die inschriften dieser kreuze sind stets vertieft eingemeifselt. da sie überwiegend an den rändern angebracht waren, so haben sie vielfache beschädigungen erlitten und lassen sich in folge dessen schwer entziffern; auch machen die durch langjährige physikalische einflüsse verursachten risse und sprünge in den steinen es nicht selten unmöglich, mehr als den stammstrich einer rune sicher zu erkennen. wären indessen die inschriften auf die vorderseiten der platten eingraviert worden, so würden sie unter gleichen witterungsverhältnissen ohne frage heute ebenso

vollständig vernichtet sein, wie das in vielen fällen den eingegrabenen zieraten ergangen ist.

Die runenzeichen dieser inschriften sind die skandinavischen, jedoch nicht ohne einige characteristische unterschiede, über welche ich Kermode reden lasse: *the form for E, absent from the Scandinavian runes, is with us a stung-rune, i. e, an I with a central dot; the form for S which is a half stem ending in a dot; that for B which is the Scandinavian O, with the twigs on the left side only of the stem; and O which has the twigs on the right side of the stem and falling from left to right. It has always been held that H — hagal — is absent, but Canon Taylor in The Academy* [12 märz 1887 nr 775] *takes an N-form in one of the inscriptions to stand for H — the twig on the left side broken off; — I would however suggest that the same form as used for E served also for H; Professor Stephens, to whom I would here record my grateful acknowledgments for kind and valuable assistance in deciphering many of the inscriptions, — informs me that all forms from the stung-rune to the fully developed hagal may be met with in various inscriptions; and in this way can be explained the spelling of EIN, or, as I call it, HIN — THE, and the like.* unerhebliche differenzen, welche durch die ausführung, das material oder den verfügbaren raum bedingt waren, abgerechnet, weisen die runen sämmtlicher inschriften die gleichen formen auf; nur auf einer steinplatte des kirchspiels Michael (Kermode nr 62) sind die zeichen für S, N, A, T abweichend gestaltet und auf einer anderen der pfarrei Andreas (nr 4) finden sich sogenannte binderunen, die ein monogramm bilden und bisher nicht gedeutet werden konnten.

Schon früh hatte sich diesen kreuzen und ihren runeninschriften das interesse zugewendet. 1841 liefs ein Mr. Jones in Manchester von ihnen 11 modelle durch einen gewissen WBally anfertigen, die sich jetzt im besitze des sir Henry Dryden, of Canons Ashby, befinden; aus den fünfziger jahren stammen 25 mehr oder weniger vollständige kreuzmodelle mit 11 runeninschriften, welche zu Castle Rushen aufbewahrt werden und auf deren einem Kermode den namen *L. Canepa,* das datum 12. *May* 1853 und einige italienische worte las. aber die wissenschaftliche beschäftigung mit den steinen und die methodische entzifferung ihrer runen begann erst 1857 mit rev. JGCummings Runic and other monumental remains; diesem von lithographischen, aber ziemlich ungenauen abbildungen begleiteten werke folgte 1868 im xv bande der publicationen der Manx society ein aufsatz desselben autors: The runic inscriptions of the isle of Man. von 16 inschriften lieferte, unter beigabe einer lithographierten tafel, Munch 1874 die erklärung in der vorrede zu dem Chronicle of Man and the Sudreys (Manx society xxii). die kurz darauf erschienene 6 edition von Kneales Guide to the isle of

Man enthielt ebenfalls 16 runeninschriften in holzschnitt. ganz neuerdings haben dann Vigfusson im Manx note book (januar 1887 nr 9) und Kermode in der Academy (26 febr. 1887 nr 773) über die runen gehandelt.

Abgesehen von der oben erwähnten inschrift in binderunen und einer, auf welcher nur noch spuren von 4 zeichen wahrnehmbar sind, kennt Kermode bisher 21 runendenkmäler, deren verschiedene lesungen er übersichtlich zusammenstellt. historische bedeutung wohnt naturgemäfs diesen kurzen grabschriften nicht inne, wertvoll aber sind sie für die skandinavische sprache des 12 jhs. von 41 personen- und beinamen, die sie enthalten, gehören 25 nordischen männern, 4 nordischen frauen an; daneben erscheinen 11 keltische männernamen (darunter jedoch 4 ungewissen ursprungs) und 1 keltischer frauenname. aber die bildhauernamen sind sämmtlich nordisch, zb. *Gaut, Onund, Osruna, Thorbjörn, Thurith.*

Kermode stellt erfreulicher weise die baldige veröffentlichung eines werkes in aussicht, welches neben einer detaillierten beschreibung und geschichte die getreue photographische reproduction von vorder- und rückseite sowie von den rändern jedes dieser steine enthalten soll. auch die hier und da in kirchen und mauern entdeckten grabkreuze sind bereits gröstenteils durch hrn GPatterson in Ramsey photographiert worden; diese vorzüglich gelungenen nachbildungen können von ihm bezogen werden.

Breslau. K. Lentzner.

Døbefonten i Åkirkeby kirke af Ludv. FAWimmer. Kobenhavn, Gyldendalske boghandel (FHegel & sön). Thieles bogtrykkeri. 84 ss. und 9 kupfertafeln. kl.-fol.

Diese prachtvoll ausgestattete festschrift zu ehren Rasks, welche zur feier von dessen hundertjährigem geburtstag am 22 november vergangenen jahres ausgegeben worden ist, bietet eine sehr interessante, feine und resultatreiche runologische untersuchung von der hand eines seiner hervorragendsten schüler, LWimmers, der seinen grofsen verdiensten um die erforschung der runischen denkmäler durch die vorliegende schrift ein neues hinzufügt, das um so dankbarer anerkannt zu werden verdient, als diese einzelausgabe eines runischen denkmals sich als eine art prodromus zu einem von Wimmer darin angekündigten corpus der dänischen runeninschriften darstellt. dass ein solches auch abgesehen von neuen funden und deutungen, auf welche zb. s. 2 hingewiesen wird, nach Stephens und Thorsen nicht überflüssig ist, wird jeder zugeben, der sich, wenn auch nur nebenher, mit runen beschäftigt hat.

Gerade das denkmal, dem die vorliegende schrift gewidmet



ist, bietet beweise genug, wie unzuverlässig die älteren bearbeitungen desselben sind, wie es selbst für W. mehrfach widerholter autopsie bedurfte, um zu einer vollkommen sicheren lesung des lesbaren zu kommen.

Es handelt sich um einen taufstein der kirche von Åkirkeby in Bornholm, der in den bogen, welche elf in stein gearbeitete darstellungen des lebens Christi nach oben begränzen, zum teil auch auf den die bogen tragenden säulen, eine sorgfältig eingehauene inschrift im jüngeren alphabet mit punctierten runen trägt. W.s lesung s. 38 ergibt als text auf den 11 feldern:

I *þita:iR:santi gabrel:ok:sehþi:santa maria:, at han sku*
II *ldi:barn:fyþa:. þita:iR:elizabeth:ok:maria:ok:hailsas.*
III *:hiar:huilis:maria, sum:han:barn:fydi:, skapera:himiz :ok:iorþaR:, sum os leysti.*
IV *þita:iRu:þaiR:þriR:kununŋaR:, [s]um:kristi:giarþu :ofr:, u*
V *arum:drotni:. hiar:tok:han:viþr:konunŋa:ofri:, uar drotin.*
VI *hiar:riþu:þaiR:burt:þriR:kununŋaR:,*
VII *siþan:þaiR:ofrat:h[af]a:orum:drotni:guþi.*
VIII *:þaiR:þet:hiar:fram:s[ah]u:. ioþaR:toku*
IX *uarn:drotin:ok:be[rþ]u:h[a]n:uiþ[r:t]ri:ok:getu.*
X *siþan:ladu:þaiR:han:burt:þiaþan:bundin,*
XI *ok:nehldu:hiar:ioþaR:iesus:a krus:. si :fram:a þita! sihrafR:[m]ester[i:].*

Das eingeklammerte bedeutet vorhandene, aber undeutliche zeichen. ich habe die s. 61 angenommene interpunction eingesetzt; die inschrift hat nur den doppelpunct. — nach einer sehr eingehenden runologischen und grammatischen besprechung der einzelnen wörter gibt W. s. 61 einen text in litterarischer form und eine übersetzung. in dem grammatischen teil s. 42 ff wird die schöne entdeckung, welche W. schon im jahre 1880 gemacht und durch einen vortrag veröffentlicht hat, dass nämlich die sprache des taufsteins nicht altdänisch, wie man nach dem fundorte erwarten sollte, sondern gotländisch ist, siehe s. 17, im einzelnen ausgeführt und unwiderleglich dargetan. zum überfluss weist W. noch s. 60 einen gotländischen runenmeister Sihraifr nach, den man nun den bekannten schwedischen meistern Asmund, Ubbe, Jarlabanke, dem schonischen meister Martin, siehe s. 14. 83, als einen seiner zeit, d. i. nach s. 79 c. 1280, wolbekannten künstler an die seite stellen muss.

Ich hebe nur zwei puncte hervor, in welchen ich mich W.s auffassung des textes nicht ganz anschliefsen kann.

Der schluss *si fram a þita sihrafR mesteri* soll heifsen: 'Se frem på dette (stil dig alt dette klart for öje)! mester Sighraf!' die aufforderung bezöge sich da auf die vorangegangene darstel-

lung, und ihr inhalt wäre seltsam. — *Si fram a þita* steht wie der übrige text auf dem bogen, — *SihrafR:[m]ester[i:]* auf der säule, was unter den elf möglichen fällen nur noch einmal auf der zweiten säule vorkommt. da scheint es mir nach dem orte der betreffenden runen wie nach der ausdrucksweise wahrscheinlicher, dass der runenschreiber den leser aufforderte, die auf der säule angebrachte inschrift des künstlers nicht zu übersehen.

Ebenso zweifle ich an der richtigen auffassung und übersetzung des satzes in feld VIII *þaiR þet hiar fram sahu* 'De forudså det (hvad der vilde ske) her (modtog her englens åbenbaring).' dass der ausdruck des runenschreibers höchst gezwungen und undeutlich ist, wenn er ausdrücken wollte, was W. meint, sieht man sofort. aber da die gotländische prosa, die wir aus dem Gutalag kennen, mit der altdänischen im gegensatz zur altnordischen eine dem deutschen entsprechende wortstellung im haupt- und nebensatz hat, demnach zwar das verbum des nebensatzes an dritter oder einer noch späteren stelle des satzes, die einleitenden conjunctionen oder relativa nicht eingerechnet, stehen kann, nicht aber das verbum des hauptsatzes, so kann, glaube ich, der fragliche satz gar nicht so aufgefasst werden, wie W. will, nämlich als hauptsatz. es ist ein nebensatz wie jener im feld VII *siþan þaiR ofrat hafa.* im altnordischen stände *hafa* vor *ofrat.* ist aber der fragliche satz *þaiR þet hiar fram sahu* ein nebensatz, so kann er nicht relativsatz, sondern muss conjunctionalsatz sein; *þaiR* wäre also aufzufassen als *þa iR* oder als versehen für *þa iR þaiR.* über die mögliche auslassung des personalpronomens vgl. Larsson, Studier över den Stockh. homilieboken s. 59. die trennungspuncte fehlen zb. auch zwischen *a* und *krus* und *a* und *þita* in feld XI. das object des satzes ist dunkel; an der lesung W.s ist wol nicht zu zweifeln, wenn man auch dazu gegenüber der zeichnung tafel II versucht wäre. von dem *r* des wortes *hiar* sagt W. s. 32 'Næsten helt udvisket og ødelagt ved udflisning er derimod det følgende *r,* medens punkterne atter er meget tydelige.' aber der untere dieser trennungspuncte würde nach der zeichnung in den rechts unten liegenden seitenschaft von *r* fallen, was sonst nie vorkommt. überdies zeigt die tafel rechts von der spur des hauptschaftes von *r* einen dritten punct. — aber es ist wol geraten, den worten W.s mehr zu trauen als der zeichnung, die doch nicht von ihm herrührt. dann muss man dem zusammenhange nach *þet hiar fram* als einen begriff fassen, 'das was hier vorne, nämlich auf feld IV. V, gezeichnet ist, abgebildet ist', den stern und die hl. familie im stall. der satz hiefse darnach: 'als sie das hier vorne (abgebildete) gesehen hatten.'

In bezug auf die erklärung der bildlichen darstellung möchte ich bemerken, dass die am fufs des taufsteins angebrachten vier

köpfe gewis die bekannten symbole der vier evangelisten sind.[1] W. constatiert s. 19 einen menschen- und einen widderkopf, von einem dritten, dessen unterster teil abgeschlagen ist, fragt er: 'har det været et fuglehoved?' der vierte könne ein löwenkopf sein. diese auffassung ist nach tafel VI gewis richtig, aber man muss annehmen, dass meister Sihrafr, mit christlicher symbolik wenig vertraut, ein gehörntes tier, den widder, statt des anderen, des ochsen, gesetzt habe. denn wie college Wickhoff mich belehrt, verrät er seine unkenntnis auch auf dem zweiten felde, wo Maria bei der heimsuchung mit dem in der mitte medaillonartig ausgebauchten strahl erscheint, während dieses herkömmliche zeichen der wunderbaren befruchtung mit der taube in dem medaillon, die auf dem taufstein nicht einmal angedeutet ist, nur bei darstellungen der verkündigung gebraucht wird. da der strahl in den feldern, welche die geburt Christi und die huldigung der drei könige darstellen, fehlt, so hat der gotländische meister den strahl für ein zeichen auch der wunderbaren schwangerschaft, nicht nur der wunderbaren empfängnis genommen.

Eine sehr interessante zugabe ist die beschreibung und abbildung des taufsteines von Bjersjö in Schonen. er zeigt in der künstlerischen ausführung grofse ähnlichkeit mit dem von Åkirkeby, ist aber älter, und die umschrift ist eine seltsame mischung von latein und dänisch mit lateinischen buchstaben. die sieben felder zeigen folgenden text:

I *iosep + rafael + iesvs gabriel sedit*
cognovit bos asinvm
II *maria : spiritvs : satvs : sime*
III *on : simeon : star : maria : iesvs*
IV *asper : far : palm : melchior :*
VII *ioannes + topiesvs + maria : frva*
VI *lvcas : mathevs : iesvs : ioannes : ma*
V *rcvs : maria : spiritvs : satvs*

Da im dritten feld ein mann mit einem heiligenschein hinter Maria steht, im vierten einer der hl. drei könige geht und von dem zweiten durch einen palmbaum getrennt ist, im siebenten die taufe Jesus dargestellt wird, so ist nicht daran zu zweifeln, dass der lateinische text des ersten feldes von II oder wenigstens von III an dänisch fortgesetzt wurde; denn *spiritus satus* (sanctus) kann als eigenname aufgefasst werden. *satus, sata* ist vielleicht eine germanisierung, da diese formen auch auf runensteinen vorkommen, siehe W. s. 80.

Bemerkenswert ist, dass von den fünf germanischen worten der inschrift zwei deutsche lehnwörter sind, *frua* und *top* (dåb), und ein lateinisches, *palm*. wie W. s. 84 zeigt, ist diese nominativform nur dänisch, nicht schwedisch, wo es *palmber, palmbr*

[1] siehe zb. Gammel norsk homiliebog s. 78, 1 ff = Isländska homilier s. 180, 11 ff, und den taufstein von Bjersjö bei W. tafel IV.

hiefse. speciell auf Schonen, den standort des taufsteines, weist nach s. 83 *star*, das im schonischen gesetzbuch fast ausschliefslich herscht, während das gotländische gesetz *standr* bietet.

Das präteritum *sedit* in dieser inschrift braucht nicht fehler für *sedet* zu sein s. 79, ebenso wenig als *sehþi* usw. in der gotländischen von Åkirkeby s. 44. in überschriften zu den miniaturen der mittelalterlichen bilderhandschriften oder den mit holzschnitten illustrierten ausgaben des 15. 16 jhs. ist ein *hie kam, hie streit* gar nicht selten. siehe zb. die in Könnekes Bilderatlas zur geschichte der deutschen nationallitteratur s. 69 reproducierten tafeln des heldenbuchs von 1477. der brauch stammt wol von der formel *wie NN. kam, streit,* welche sich ebenso gut auf âventiuren als auf bilder beziehen kann.

Wien, december 1887. HEINZEL.

Undersökningar i svensk språkhistoria af AXEL KOCK. Lund, CWKGleerups förlag, 1887. 112 ss. 8°. — 1,50 kr.

In diesem neuen werke des unermüdlichen verfassers werden wider eine reihe von erscheinungen in der schwedischen sprachgeschichte constatiert, beschrieben und erklärt, die zum grofsen teil mit dem schwedischen accent und seinen wandlungen im zusammenhang stehen. es kommt zur sprache: 1) schwächung der schluss-*t* nach vocal zu *th*, s. 1—13, — 2) übergang von schliefsendem *đ* zu *t*, von schliefsendem *gh* zu *k*, s. 14—21, — 3) labialisierung der vocale im altschwedischen, d. i. *i* > *y*, s. 21—31, — 4) behandlung des diphthongen *ei*, d. i. *ei* > *e, i*, s. 31—45, — 5) verlängerung des kurzen *a* vor consonantgruppen, d. i. *a* > *å*, s. 45—84, — 6) vocalsyncope, s. 54—70, — 7) übergang von *o* zu *a* in unaccentuierter silbe, s. 70—81, — 8) behandlung des urnordischen *cht*, s. 81—86, — 9) übergang von *ær* zu *ar*, s. 86—100, — 10) endungsvocale in der sprache des 16 jhs., s. 100—107, — 11) über die runeninschrift der Etelhemer spange, s. 108—111.

Davon fallen 1) 2) 4) 6) 7) 9) 10) direct unter die accentlehre. 1) altes schliefsendes *t* ist dialectisch in relativ unaccentuierten silben zu *þ* — später zu *đ* übergegangen: *liwith, hwath*, — *liwidh, hwadh,* noch später verstummte das *đ*: *liwe, hwa.* in seinen Studier öfver fornsvensk ljudlära hat Kock s. 36—115 von einem unter ähnlichen bedingungen eintretenden weg von *k* zu *g* gehandelt: *jag, mig* für *ek, mik* und auch *-ligen* für *-likan*; siehe Anzeiger IX 192 f. dem letzterwähnten fall entspricht auch hier ein *udi* für *uti*, s. 12. durch die beobachtung Kocks erklärt sich die neuschwedische form *träd*; es ist *tré* mehr der geschwächten form des artikels, s. 11.

Aber punct 2) scheint mit ihr in widerspruch zu stehen, da unter denselben verhältnissen, also auch als schlusslaut in wenig accentuierter silbe, *d* zuweilen zu *t*, *g* zu *k* wird: *månat, hundrat, aldrik.* darüber äufsert sich K. s. 17. beide vorgänge sind begreiflich: tonlose consonanten werden bei schwacher accentuation tönend, siehe *ſadar*, also auch *t* wird zu *d*, und da dies kein schwedischer schlussconsonant ist, zu dem nächstverwandten *đ*. es ist eine art apperception: weil tönende consonanten mit geringerem exspirationsdruck produciert werden, so stellt sich tönende aussprache derselben ein, wo geringerer exspirationsdruck vorkommt. andererseits kann das öffnen der stimmbänder in der wortpause schon am schluss des wortes anticipiert werden und es stellt sich tenuis statt media ein, vgl. mhd. *gap, tac.* im schwedischen allerdings war der schlusslaut von *månad* eigentlich *đ*, das wie im gotischen hätte *þ* werden können. allein *þ* ist zu der zeit dieses übergangs kein schwedischer schlusslaut.

In der dritten abhandlung berührt sich die these s. 31, dass neuschwedisch *i* in unbetonter silbe zu *y*, dialectisch *ö* wurde: *byredha, böfalla* mit der accentlehre.

Der alte diphthong *ei* ist in relativ unbetonten compositionsgliedern dialectisch zu *e* geworden, *Þorsten* aber *stein* s. 44, vgl. unser 'vorthel', 'urthel', — daraus später dialectisch (nicht in der reichssprache) *i, Frøystin,* siehe auf schwedischen runensteinen *Freystin* neben *reisti stein* s. 38. die fremdwörter, welche in Schweden aufgenommen wurden während der zeit, als *ei* der fortissilben einheimischer wörter zu *é* wanderte, veränderten *ei* vor consonanz zu *e*, vor vocal blieb *ei, resa, arbede* aber *skalmeja, mejeran.* — auf die analogie des vandalischen wird s. 39 f hingewiesen. auch hier geht nur in relativ unbetonten silben *ai* zu *ė, armės,* ebenso wie altes *ė* zu *i, Hôhamir,* Wrede Sprache der Wandalen QF 59, 91 f.

In der abhandlung über vocalsyncope, eine im schwedischen ziemlich seltene erscheinung, die nur nach oder vor fortissilbe vorkommt, *Svérghe* statt *Svérige, fiskri* statt *fiskeri,* werden auch die verluste ganzer aus vocal und consonant bestehender silben in componierten wörtern behandelt. auch hier ist accentlosigkeit bedingung: *fædhneslandh* statt *fæþernis land.* öfters sieht man auch das bestreben, zwei gleich anlautende silben auf eine zu reducieren, *fiærþadel* > *fiærdel*; siehe 'viertel'. aber in der südschwedischen umgangssprache des verfassers heifst es nach der s. 65 mitgeteilten beobachtung *fjärdedel, sjundedel, adertondedel, fyrtiondedel* gegenüber *niondel, tiondel, trettondel, fiortondel,* wenigstens mit facultativem ausfall des *de.* die erklärung, welche K. hiervon gibt, ist sehr ansprechend: *-dedel* lädt zur verkürzung ein, sie wird aber blofs dann durchgeführt, wenn dadurch der neuschwedische lieblingsrhythmus, d. i. der jambische oder trochäische, besser zum ausdruck gelangt.

Vielleicht von grofser wichtigkeit für die spracherklärung überhaupt ist die deutung, welche der verfasser s. 67 für verstümmlungen in 'langen' compositis gibt, *Suþermannaland* > *Sörmland* über *Södermanland.* da éin wort in der regel éinem begriff entspreche, die mehrzahl der worte aber kurz seien, so stelle sich bei der aussprache ungewöhnlich langer eine gewisse hastigkeit ein, die zum verschlucken von wortteilen führen könne. es erscheine dem sprachgefühl als unangemessen, zur aussprache langer wörter, die doch auch nur éinen begriff ausdrücken wie die kurzen, unverhältnismäfsig viel zeit zu verwenden.

Gröfsere empfindlichkeit könnte auch an kleineren differenzen anstofs genommen haben. vielleicht ist die abwerfung des *i, u* in den paradigmen *gast, fuoz* gegenüber *wini, sunu* auch als reducierung ursprünglich verschiedener wortlängen, – ⏓ und ⏑ ⏓, auf die gleiche, – = ⏑ ⏓, zu betrachten, ebenso ahd. *nerita* und *hôrta, gap* und *stioz.* vgl. *fara* (fahren), aber *brinn* (brennen) in neuscandinavischen dialecten; siehe Falk Arkiv 3, 298.

In einer reihe von wörtern, die stärkeren verstümmlungen unterliegen, welche sonst nicht vorkommen, wie *far* für *fader, faster* für *farsyster,* d. i. *fadersyster,* wird mit recht die facultative unbetontheit derselben, wenn ihnen der eigenname folgt, *faster Stina,* als ursache der kürzung angenommen, s. 68.[1]

[1] über vocalsyncope handelt auch ein neuer sehr interessanter aufsatz Kocks im vierten band des Arkivs, der mir im separatabdruck vorliegt. wie Falk Arkiv 3, 289 ff wendet er sich gegen Sievers syncopierungsgesetz, dem zu folge das nordische gegenüber dem westgermanischen, aber übereinstimmend mit dem vorgermanischen, ableitungssilben nach kurzer wurzelsilbe nicht betont und in folge dessen syncopiert haben soll, wie die beispiele *tamda* und *dœmda* beweisen, in denen der umlaut von *dœmda* nur durch längere erhaltung des ableitenden *i* erklärt werden könne. dem entgegen nimmt K. unter berufung auf die klarere geschichte des *u*-umlauts, in welcher eine ältere gemeinnordische periode mit abfall des umlautwürkenden *u, vǫllr* aus **valluz*, einer jüngeren nur isländischen mit erhaltenem *u* gegenübersteht, *ǫllum* aus *allum,* an, dass es auch zwei perioden des *i*-umlauts gegeben habe, eine ältere, die zugleich eine syncopierungsperiode war, in welcher die würkung des *i* an dessen ausfall geknüpft war, *dœmda* aus **dômida, kvœn* aus **kvâniz, engle* aus **angile,* und eine jüngere, in der dies nicht der fall war, *engill* aus **angill, skyti* aus **skuti, fœri* aus *fôri.* zwischen beiden perioden habe es eine zeit gegeben, in der kein *i*-umlaut würkte. in dieser seien die aus der ersten periode bewahrten **talida,* **lukile* syncopiert und zu *talda, lukle* geworden. da nun die ohne umlaut syncopierten formen kurzwurzlig seien, so müsse in der ersten *i*-umlauts- und syncopierungsperiode die neigung bestanden haben, nur nach langer wurzel zu syncopieren und umzulauten, was eine accentuation ähnlich der westgermanischen ergebe. — der zusammenhang von ausfall des *i* und umlautender würkung desselben in einer gewissen periode scheint mir dadurch bewiesen zu sein wie beim *u*-umlaut, nicht so die folgerung auf den accent. wenn **staþiz,* **kvâniz,* — **talida,* **dômida,* — **lukile,* **angile* einander gegenüberstanden, konnte in der ersten periode auch das bedürfnis nach gleichem gewicht der verwandten formen zum ausfall des *i* in **kvâniz,* **dômida,* **angile* und damit zum umlaut führen, nicht nur eine schwächere oder stärkere betonung des *i:* – = ⏑́ ⏓, ⏑́ ⏑ ⏓ = –́ ⏓; — ebenso wie in einer späteren periode **talida* und *dœmda,* **lukile* und *engle* noch ähnlicher

Die siebente abhandlung ist wesentlich negativ, indem sie das von Brate aufgestellte lautgesetz, dass altn. *o* unaccentuierter silbe in den neunordischen sprachen zu *a* werde, *Hákon* > *Hákan,* bekämpft. jedesfalls muss man K. recht geben, wenn er die wenigen von Brate beigebrachten belege gegenüber der fülle anderer, in denen der lautübergang nicht stattfindet, zur aufstellung eines sprachgesetzes ungenügend findet, um so mehr, wenn diese wenigen auch eine andere erklärung zulassen wie bei *Håkan*, das von *Johan*, *Göran* beeinflusst sein kann.

Der neunte abschnitt kommt im anschluss an Sievers Beiträge 6, 571 zu dem resultat, dass *vær* aus *ver* mit ursprünglichem *r* in relativ unaccentuierter silbe die aussprache *var* annehme, s. 88 *ofanverþr* > *ovanvarþa*, *austanverþr* > *östanvart, náttverþr* > *natvarþer*, *-veriar* wie in *Rómveriar* > *garþvari* ('gårdvaktare'), — die simplicia *verþr* als adjectiv oder substantiv und *-veri, -veriar* fehlen; — *verþa* > *varda, quern* > *kvarn* wegen *vatten-*, *väder-*, *hand-kvarn.* — die von Sievers durch heranziehung des späturunischen *uar* für *verr* und der form *vara* für *vera* versuchte ausdehnung des gesetzes auf die hochbetonten und jene *ver*, welche aus *ves* hervorgegangen sind, wird bekämpft durch hinweis auf die möglichkeit, *uar* als *vær* aufzufassen, siehe Wimmer Runenschrift s. 366 f, und bei *vara* einfluss der präteritalformen anzunehmen.

gemacht wurden durch syncope des *i* in **talida* ohne veränderung des gewichts, – ≚ = – ≚. dazu kommt, dass die *u*-syncopierung gar nicht parallel mit der des *i* verläuft. denn während in der ersten *i*-umlautperiode die kurzwurzligen **staþiz*, **tamida*, **lukile* sich erhielten, muss für die erste *u*-umlautperiode ausfall und umlautwürkung des *u* ebenso angenommen werden für *lǫgr* wie für *vǫllr*, für *ǫfgum* ebenso wie für *ǫflgum*. denn woher hätte *lǫgr* seinen umlaut in historischer zeit im norwegischen wie im isländischen, wenn wir in periode I **laguz* neben **vǫllz* ansetzen? — Brate in Bezzenbergers Beiträgen 11, 190 sieht allerdings in *-mut* des runischen *Asmut* einen *u*-stamm, wie er in dem dativ *Kunimudiu* auf dem bracteaten von Tjurkø würklich vorliegt, und stellt ihm das runische *sunu* gegenüber. aber der übergang in die *a*-declination, welchen das wort *-mundr* in den litterarischen zeiten zeigt, siehe Wimmer Formlära § 47, Noreen § 269, 2, kann alt sein. und das verhalten der *u*-stämme in der composition würde nach K.s theorie aufgefasst gegen ihn beweisen. **vallgangr* aber *lǫgvellir* wäre in periode I **vallugangr* und **lǫgvellir* gewesen, *u* hätte also nach kurzer wurzel, nicht nach langer, tendenz zum abfall und damit umlautwürkung gehabt; siehe Burg Runeninschriften 58 f; dazu Anzeiger XII 48 f, Sievers Beiträge 12, 491.

Auch die berufung auf die altschwedische und altnorwegische vocalbalanz (siehe Studier öfver fornsvensk ljudlära 2, 431 ff) ist nicht zwingend. wenn auch *lifa* zu *lifva*, aber *bíta* zu *bítae* wurde udgl., so beruht das nicht notwendig auf nebenaccent der zweiten silbe von *bíta* und dessen mangel auf der zweiten silbe von *lifa*. da in letzterem falle nur das ältere *a* bleibt, nicht etwa ein laut eintritt, bei dem eine gröfsere energie der aussprache wahrscheinlich wäre, so kann man sich die sache auch so vorstellen, dass in *bíta* wegen der längeren dauer der ersten silbe die energie der aussprache am ende des wortes schon so abgenommen hatte, dass man nicht mehr *a* sondern *æ* producierte, das heifst einer bestehenden neigung, aus endungs-*a* *æ* zu machen, hier nicht mehr widerstand leisten konnte.

Aus dem zehnten abschnitt fällt unter die accentlehre die beobachtung, dass im 16 jh. gewisse endungen, welche vorher und gegenwärtig *a, o* zeigen, mit *e* geschrieben wurden. auch dies geschieht nur bei wörtern, welche in der rede oft unbetont gelassen werden, s. 103 ff.

Nichts mit dem accent haben zu tun die labialisierung des *i* im dritten, die verlängerung des kurzen *a* vor consonantengruppen im fünften, die entwickelung des alten *cht (ht)* zu *tt* oder *kt* im achten, die endungsvocale *o, u* im 16 jh. im zehnten abschnitt. K. kommt zu dem resultat, dass im altschwedischen die formel *kir-* zu *kyr-* wurde, *kirkia* > *kyrkia,* und dass aufserdem im alt- wie im neuschwedischen *i* und *i* zwischen labialen oder labialisierten consonanten *(l, r, m, sch)* als *y* erscheint, *virþa* > *vyrþa*, *skymf* (lehnwort), *klyva* (neuschwedisch *klifva).*

In bezug auf *a* > *å, â* wird s. 45 ff im anschluss an die Studier öfver fornsvensk ljudlära 2, 393 ff der übergang von *a* zu *å, â* vor *rt* und ähnlichen consonantverbindungen behandelt. wie Paul Beiträge 9, 119 in bezug auf nhd. 'bårt', 'zârt' aber 'hart' kommt K. zu der vermutung, dass die verlängerung ursprünglich blofs in zweisilbigen formen eingetreten sei.

An einzelheiten möchte ich noch hervorheben, dass nach s. 97 anm. K. ungefähr gleichzeitig mit Sievers, Beiträge 12, 482 die vocalharmonie in der runenhs. des schonischen gesetzbuches beobachtet hat. siehe auch s. 77 den überzeugenden beweis, dass altnordisch *frænka* nicht aus *frændkona* verkürzt, sondern mit *-ka* abgeleitet ist wie in den eigennamen *Valka* von *Valgerðr,* und *Múska, Brúnka,* stutennamen, — oder die von Tegnér s. 78 mitgeteilte etymologie von *gosse* aus *gut-si,* einer bildung von *gut* 'junge' und *-si* wie *bersi*, *Bersi.*

Den schluss des büchleins bildet der vorschlag, die inschrift auf der spange von Etelhem *ek erla wrta* zu lesen statt *mk mrla wrta (= mik marila worta).* dass die runen für *m* und *e* im älteren alphabet gleiche form annehmen konnten, ist wol glaublich; dabei entgeht man durch K.s lesung der annahme, dass zwei wurzelvocale nicht bezeichnet worden seien, und gewinnt einen wahrscheinlicheren, durch analogien zu stützenden text, während der mit der inschrift bezeichnete gegenstand, wie es scheint, nur auf jüngeren denkmälern als redendes subject auftritt; so zb. *Marten mik giarþe* auf vier schonischen steinen, siehe Wimmer Døbefonten i Åkirkeby kirke s. 14.

Wien, december 1887. HEINZEL.

Litteraturnotizen.

KBartsch, Die altdeutschen handschriften der universitäts-bibliothek in Heidelberg verzeichnet und beschrieben (Katalog der handschriften der universitäts-bibliothek in Heidelberg. bd. i). Heidelberg, Köster, 1887. vi und 224 ss. 4°. 20 m. — keine andere bibliothek besitzt einen solchen reichtum an altdeutschen denkmälern wie die Palatina. insbesondere ist die mittelhochdeutsche dichtung, und vor allem die höfische epik vertreten, dank dem hochherzigen fürstengeschlecht, das diese bibliothek schuf. der umfängliche anhang zu FWilkens Geschichte der bildung, beraubung und vernichtung der alten Heidelbergischen büchersammlungen, ein Verzeichnis der aus der pfälzischen bibliothek im Vatican an die universität Heidelberg zurückgegebenen hss. hat bisher als führer gedient und trotz seinen mängeln ist derselbe dennoch, in würdigung der umstände, unter welchen er zu stande kam, sehr schätzbar und hat auch treffliche dienste geleistet. Gervinus kam es zu statten, dass er in Heidelberg lebte und in umfassender weise für seine Geschichte der poetischen nationallitteratur der Deutschen unmittelbar aus den quellen selbst schöpfen konnte. das universitätsjubiläum liefs den längst genährten gedanken des verdienten oberbibliothekars dr Zangemeister, einen neuen vollständigen hsscatalog herzustellen, zur reife gedeihen, und die liberalität des grofsherzoglichen ministeriums der justiz, des cultus und des unterrichts gewährte würksame unterstützung. B. konnte sich, wie es scheint, der vorarbeiten dr WSchlüters bedienen. als altdeutsche hss. sind alle bis zum jahre 1500 in deutscher sprache geschriebenen bücher gerechnet. es werden im ganzen 454 hss. beschrieben, von denen 331 den grundstock der Palatina bilden, welche, wie erwähnt, 1816 nach nahezu 200 jährigem aufenthalt in Rom von pabst Pius vii zurückgestellt wurden. ein anhang nr 332—405 enthält die deutschen stücke, welche die codd. latt. Palatini der Vaticana enthalten, soweit sie zugänglich waren. einige kleinere sachen daraus, namentlich glossen, sind hier zum ersten mal gedruckt. in einer zweiten abteilung folgen A. Codd. Salemitani aus dem 1802 aufgehobenen kloster Salem und B. Codd. Heidelbergenses, meist nur bruchstücke, oft nur aus einem einzigen blatte bestehend, und neuere erwerbungen. dass man für die redaction des verzeichnisses einem germanisten von fach statt einem paläographen den vorzug gab, lässt erwarten, dass die gedruckte litteratur und die bibliographischen nachweise hauptsächlich berücksichtigung erfahren würden. hierbei ist auch in der tat das mögliche geleistet. die fast zahllosen und mitunter inhaltlich wie sprachlich recht unbedeutenden sachen, also auch rossarznei- und kochbücher, selbst einzelne verse sind mit grofser genauigkeit verzeichnet und in der entsprechenden fachlitteratur weiter verfolgt.

dabei sind öfter kurze kritische bemerkungen über die ausgaben eingeflochten. so kommt es denn, dass die beschreibung einer einzigen hs. nr 169 allein 11 seiten (82—93) einnimmt, bei nr 147 sogar noch mehr (57—69). widerholt wird hingewiesen auf ausgaben, die noch in vorbereitung sind, und bei selteneren schriftwerken auf bibliotheken, in denen sich andere exemplare befinden. dagegen hat der bearbeiter geglaubt, bei allem, was nicht altdeutsch ist, mit einem 'noli me tangere' sich vorbeidrücken zu sollen: als ob solche nebensachen nicht unter umständen zur hauptsache werden könnten, über die man im katalog einen aufschluss sucht, der wol schwerlich noch aus dem katalog der lateinischen hss. zu schöpfen sein wird. so wenn zb. s. 184 bei nr 341 s. 120ª einfach steht: 'folgt ein lat. gedicht'; ebenso s. 193 bei nr 377. oder wenn s. 156 von dem deckel der nr 288 bemerkt ist: 'ein pergamentbogen mit lat. geistlichem text (XIV jh.)'; desgleichen s. 206 nr 422: 'auf den inneren deckelseiten je ein religiöses bild aufgeklebt'; anderwärts wappen erwähnt, aber nicht blasoniert werden, so mag zwar den meisten an dergleichen dingen wenig gelegen sein, aber ein paläograph, wie Schum oder Scherrer, hätte dieselben ebenso genau verzeichnet wie etwa eine altdeutsche glosse.

Die beschreibung der einzelnen hss. ist so eingerichtet, dass zuerst in einem absatz mit kleinerer schrift mehr die äufseren merkmale beschrieben werden, die bibliothekbezeichnung, der stoff (ob pergament oder papier), die zeit der niederschrift, die anzahl der blätter, zeilen und lagen, eventuell der columnen und hände, die gröfse in centimetern, die beschaffenheit der titel und initialen, des einbandes, dann alte bezeichnungen, bezw. herkunft; endlich steht, durch gedankenstrich vom vorhergehenden getrennt, die angabe der entsprechenden seite bei Wilken. in neuem alinea mit gröfserer schrift folgt das verzeichnis des inhalts, wobei der verf. oder sonst bekanntere bezeichnungen des werkes mit fettschrift hervorgehoben werden. von jedem selbstständigen stück werden anfang und ende angegeben. so weit es möglich ist, ohne einsichtnahme in die originale über diese beschreibungen zu urteilen, machen sie durchaus den eindruck der zuverlässigkeit. doch scheint B. das zeichen ʒ nicht recht gelesen zu haben. dies ist nämlich kein *z* sondern die abkürzung für *m* am schlusse oder auch für *us*. daher zu lesen wäre s. 14 nr 33: *manū tuam* (nicht *tuaz*), s. 23 nr 54: *agnicōem* (nicht *agnic̄ōez*). der gleiche fehler findet sich s. 24 nr 57: *Tribulacōez*, während s. 15 nr 33 zu lesen ist *gentibus* statt *gentibz*. ferner ist s. 45 nr 108 die abkürzung *qz* = *quae* zu lesen. die register am schlusse konnten leider wegen krankheit des verf.s nicht in der ursprünglich geplanten vollständigkeit zur ausführung kommen. immerhin ist das beigegebene von B. und Ehrismann sehr reichhaltig, indem dasselbe auch die schreiber und besitzer der hss.

in sich begreift. folgende namen von schreibern sind indes darin nachzutragen: s. 219 Hans Freyndler 42, 2; s. 221 Leonardus Loffellman 54, 164; s. 218 bruder Conrad von Urbach 162, 159; s. 224 Wilhelm de Trebiris 350, 142. aufserdem erlaube ich mir noch folgende ergänzungen, bzw. verbesserungen anzufügen. s. 1 zu Otfrid ist OErdmann in den Sitzungsberichten der Wiener academie 1879 citiert; es sind wol dessen photographische nachbildungen in den Abhandl. der Berliner academie 1880 gemeint. zu nr 68 s. 30 wäre zu vergleichen gewesen Thomae im Anzeiger f. schweizer geschichte 1884 s. 230. zu den Salemer hss. 422 und 423 Bethmann in Pertzs Archiv 9, 585. an einigen stellen ist neben dem jahrhundert die jahrzahl ausgefallen, so bei nr 115 (1404); nr 127 (1508); nr 224 (1419). endlich im register s. 220 ist bei Johannes Kaurhamer die seitenzahl 194 zu ändern in 187. im übrigen ist der druck als correct zu rühmen, um den sich dr AKoch in Heidelberg und dr SSinger aus Wien verdient gemacht haben.

Einsiedeln. P. Gabriel Meier.

Festschrift zur begrüfsung der vom 28 sept. bis 1 oct. 1887 in Zürich tagenden XXXIX versammlung deutscher philologen und schulmänner, dargeboten von der universität Zürich. Zürich, SHöhr in comm., 1887. 109 ss. 4°. — Festschrift der cantonsschule in Zürich zur begrüfsung usw. Zürich, SHöhr in comm., 1887. 119 ss. 4°. à 1,35 m. — die philologenversammlung in Zürich im herbst 1887 ist nicht so zahlreich besucht worden als die gastlichen vertreter dieser stadt erwartet hatten. sie durften es um so mehr bedauern, als sie ihrerseits manches für die gäste vorbereitet hatten, darunter auch wertvolle litterarische gaben. um so mehr gilt es, in den fachkreisen auf diese gaben hinzuweisen, wobei für diese zs. zunächst zwei aufsätze in der festschrift der universität in betracht kommen.

Der eine beitrag, von AKaegi, dessen kleines buch über den Rigveda eine wolverdiente verbreitung gefunden hat, nimmt s. 40 bis 60 ein: 'alter und herkunft des germanischen gottesurteils. zur vergleichenden rechtsgeschichte.' K. weist zwischen dem germanischen ordale mit dem glühenden eisen und dem kesselfang einerseits und den indischen rechtsgebräuchen andererseits übereinstimmungen nach, welche sich selbst auf einzelheiten erstrecken: dass das glühende eisen auf die entfernung von 9 fufs (den des verdächtigen als mafs genommen) getragen werden muste, dass nach 3 tagen festgestellt wurde, ob die hand verletzt war oder nicht. die hieraus gezogenen schlüsse auf das alter dieser gottesurteile sind wol zuzugeben; aber — und dies ist bei der berufung auf Dahn seitens des verf.s nicht überflüssig hinzuzufügen — nicht auf weitere gebräuche auszudehnen. Dahn ua. fassen auch das bahrrecht als gottesurteil: der ref. hofft Zs. 32, 380 ff wahrscheinlich gemacht zu haben, dass hierfür in Deutschland

nur entlehnung im 12 oder im 13 jh. anzunehmen ist. auch ist wol zu bedenken, dass solche gottesurteile zeitweilig und für einzelne stämme aufser übung gekommen und erst neu eingeführt worden sein müssen: schon WGrimm HS nr 19 bezeichnet das gottesurteil des kesselfangs als dem norden fremd, und Müllenhoff Zs. 10, 172 weist darauf hin, dass im dritten Gudrunlied es ein fürst der Sachsen oder süderleute ist, welcher den kessel weiht. — der andere beitrag rührt von LTobler her: 'die lexicalischen unterschiede der deutschen dialecte mit besonderer rücksicht auf die Schweiz' (s. 91—109). diese tiefgreifende, manche methodologische frage berührende abhandlung unternimmt es, die eigentümlichkeiten des schweizerischen wortschatzes in einzelne classen zu teilen, von denen die erste dadurch bestimmt ist, dass die betreffenden wörter, dem nhd. fremd, sich im ahd. und mhd. oder wenigstens im letzteren widerfinden — dies die verbreitetste art, welcher etwa die hälfte der 600 schweizerischen wörter angehören —, während die zweite die im mhd. nicht, wol aber im ahd. erscheinenden wörter umfasst, die dritte die im ahd. und mhd. nicht, dagegen in heutigen oberdeutschen dialecten vorhandenen, die vierte die auf oberdeutschem gebiete nur durch verwandte wörter bezeugten, die fünfte die hochdeutsch nicht, wol aber auf mittel- und niederdeutschem gebiete erscheinenden; die sechste solche wörter, die der Schweiz ganz eigentümlich zu sein scheinen. nur die verzeichnisse zu 2, 5 und 6 teilt der verf. mit; das letzte ist besonders interessant und nach 1 auch das stärkste. zu dem hier verzeichneten *grudel* 'ekel' (s. 107) ist Geilers *eschengrüdel* 'aschenbrödel' heranzuziehen.

Aus der festschrift der cantonsschule darf wenigstens im vorübergehen wol auch hier der arbeit von HSuter gedacht werden: 'die mathematik auf den universitäten des mittelalters' (s. 39—96): muss die philologie doch gelegentlich auch auf die realen kenntnisse der von ihr behandelten zeit zurückgreifen und fällt doch von hier aus auch auf den mittelalterlichen unterricht überhaupt manches streiflicht. sodann hat JStiefel eine ästhetisch-litterarhistorische betrachtung dargeboten: 'über Jeremias Gotthelfs erzählungen und bilder aus der Schweiz (s. 97—119). anschaulich und in lebhafter darstellung werden die werke des Berner dorfgeschichtenschreibers geschildert, ihr verhältnis zur gattung, zu verwandten erscheinungen erörtert. zuweilen ist wol das licht etwas zu hell aufgesetzt oder vielmehr der schatten nicht kräftig genug, ein vorwurf freilich, dem monographien dieser art selten entgehen. E. Martin.

Jahrbuch für geschichte, sprache und litteratur Elsass-Lothringens herausgegeben von dem historisch-litterarischen zweigvereine des Vogesen-clubs. III jahrgang. Strafsburg, JHEHeitz (Heitz & Mündel), 1887. 204 ss. 8°. 2,50 m. — wenn dieser band des Jahrbuchs minder umfänglich als sein im Anz. XII 351 f erwähnter vorgänger

ausgefallen ist, so hängt das wahrscheinlich mit dem s. 193 beklagten mangelhaften absatz des organs zusammen. aber gerade dann hätte er nicht gegen früher an vielseitigkeit verlieren sondern zunehmen sollen. für auszüge oder abdrücke von stadtordnungen und zunftrollen des 17 jhs., welche jetzt nahezu ein drittel des raumes beanspruchen und denen kaum der localforscher einen partiellen wert beimessen dürfte, lässt ein gröfseres publicum sich schwerlich erwärmen. es empfiehlt sich vielmehr, den interessen weiterer kreise in höherem grade rechnung zu tragen und durch gemeinverständliche skizzen biographischer und geschichtlicher natur sowol zu belehren als zu unterhalten. einzelne artikel dieser art hat bisher fast nur Martin beigesteuert; sie müssen künftig die regel, nicht die ausnahme bilden. denn weder kann es bei den manigfachen schicksalen und der ausgebreiteten litteratur des Elsasses dazu an stoff noch bei der ansehnlichen mitgliederzahl des Vogesen-clubs an arbeitern fehlen. gesellt sich aber zu geschmackvoller darstellung wissenschaftliche gründlichkeit, so wird das Jahrbuch, unterstützt durch seine fortgesetzte brauchbare bibliographie, auch über den bereich des vereins hinaus sich freunde erwerben und eine ebenso gesicherte wie einflussreiche position gewinnen. St.

Hans Busteters Ernstlicher bericht. abdruck der einzigen ausgabe (1532). mit einem wörterverzeichnisse von Anton Birlinger herausgegeben von Ignaz Peters. Bonn, EStraufs, 1887. viii und 66 ss. 8°. 2 m. — ein bisher nur in der Augsburger bibliothek von Zapf genanntes buch, welches jedoch fast ganz in das Kriegsbuch von Fronsberger 1565 aufgenommen worden ist, ohne nennung des verf.s, dessen lebensverhältnisse nachzuweisen auch der neue herausgeber nicht vermocht hat. Busteters ratschläge zur vorbereitung und führung des kriegs sind dem Augsburger rat zugeeignet; sie deuten auf eigene erfahrungen, welche er nach 30, 9 in Italien gewonnen hatte. auch entspricht der kriegsweise der italienischen condottieri der übermäfsige wert, den er der überlistung des feindes, ja der teuschung des eigenen heers beilegt; ferner dass fast immer als heerführer ein fürst gedacht ist, der über sein heer frei verfügt, der den abfall von städten befürchten muss ua. hat Busteter vielleicht aus italienischen schriften geschöpft? andererseits zeigt er belesenheit in biblischen und antiken quellen, denen er auch für die neuzeit unbrauchbare listen entlehnt, wie die des Zopyrus in Babylon. über diese quellen gibt der neudruck keine auskunft. wol aber ist für das verständnis des wegen seines lebhaften, aber ungeschickten stils, seiner dialectischen färbung oft recht schwierigen textes gesorgt durch ein wörterbuch von Birlinger, welchem Peters selbst zahlreiche bemerkungen beigefügt hat. auch so bleiben noch zweifel. aber es wird nicht leicht sein, zu diesen gelehrten deutungen noch viel der sache dienliches nachzutragen. für die redensart

einem dinge tuon 'sich zu etwas verhalten' mit adverb bietet Ottocar 716ᵃ. 719ᵇ ältere belege; vgl. aus dem späteren volkslied Mittler s. 529 *mutter, wie soll ich ihm tun?* E. Martin.

Beiträge zur poetik Otfrids von dr Paul Schütze. Kiel, universitäts-buchhandlung (PToeche), 1887. 64 ss. 8⁰. — Heinzel äufserte (Über die Nibelungensage s. 46) die ansicht, dass Otfrid, wie seine zuschrift an Liutbert beweise, epische lieder in deutscher sprache nicht gekannt habe; während des 9 jhs. sei, wenigstens im westen und südwesten Deutschlands, die heldensage nur durch mündlichen prosavortrag verbreitet worden. ich glaube nicht, dass der wortlaut der dedicationsepistel zu solchen schlüssen berechtigt. denn wenn Otfried sich wundert (z. 112 ff), *tam magnos uiros prudentia deditos, cautela precipuos, agilitate suffultos, sapientia latos, sanctitate praeclaros cuncta haec in alienae linguae gloriam transferre et usum scripturae in propria lingua non habere*, so hat er offenbar geistliche im auge. eben denselben gilt daher auch seine klage (z. 105 ff) *quippe qui nec historias suorum antecessorum, ut multae gentes caetere, commendant memoriae, nec eorum gesta uel uitam ornant dignitatis amore. quod si raro contingit, aliarum gentium lingua, id est Latinorum uel Grecorum, potius explanant:* Otfrid bedauert, dass der deutsche clerus in der muttersprache weder prosaische geschichtswerke verfasse noch poetisch die taten der vergangenheit verherliche (wie etwa unter den Römern Salust, Vergil und die anderen z. 14 ff genannten dichter), sondern sich in dem seltenen falle, dass er zu einem historischen stoffe greife, der lateinischen und griechischen sprache bediene (dabei kann Otfrid an die karolingische annalistik, an verschiedene gedichte Walahfrids gedacht haben). volksmäfsige poesie kommt für ihn in diesem ganzen passus nicht in betracht, ihrer gedenkt er nur am eingang der widmung tadelnd, ohne dass wir indessen die specielle art derselben, gegen welche sein unmut sich wendet, mit sicherheit zu ermitteln vermöchten. in Heinzels schlusskette: da Otfrid die existenz lyrischer gedichte (wahrscheinlich spott- und liebeslieder) bestätigt, das vorhandensein aufgeschriebener epischer lieder verneint, so würde er auch von der unaufgezeichneten, gesungenen epik, wäre sie ihm bekannt gewesen, nicht geschwiegen haben — versagt also das zweite glied und damit fällt die ganze argumentation.

Doch ich läugne nur die stichhaltigkeit des von Heinzel für seinen satz gewählten beweises; dem satze selbst, so weit er Otfrid betrifft, pflichte ich schon deshalb bei, weil ich mir nicht recht vorstellen kann, wie und wann volkstümliche dichtung dem bejahrten mönch hätte nahe treten sollen. und ich glaube nicht, dass der satz durch Schützes ausführungen, welche ihn widerlegen wollen, wesentlich erschüttert wird. Sch. hat mit anerkennenswertem fleifse eine reihe von stilistischen analogien zwischen der allitterationspoesie und Otfrids Evangelienbuche gesammelt.

geht aber daraus eine directe, bewuste beeinflussung dieses durch jene hervor? oder wenn neuerdings Wilmanns und Sievers die verbindenden fäden zwischen dem allitterierenden und dem reimverse blofs gelegt haben, folgt daraus, dass Otfrid, der vom reim als etwas gewöhnlichem spricht, selbst das eine princip mit dem anderen vertauschte? freilich ist in beiden fällen ein zusammenhang vorhanden, aber ein objectiver, unbewuster, kein subjectiver. was unbewuste tradition in metrischer hinsicht besagt, zeigen die treffenden worte Useners, welche Sievers Beitr. 13, 128 anm. ausgehoben hat: 'trotzdem dass mehr als zwei jhh. mit erfolg daran gearbeitet haben, unserer dichtung eine neue metrik zu schaffen, halten unsere kinder, ohne es gelehrt zu werden, die verse ihrer lieder und reime in deren alter wertung unerschütterlich fest.' aber auch mit den sprachlichen mitteln der darstellung steht es ähnlich. wir besitzen zahllose dissertationen und programme über unhöfische worte oder volksmäfsige elemente in der mhd. litteratur der blütezeit: sie leiden mehr oder minder alle an dem fehler, dass sie das selbstverständliche anstatt des eigentümlichen aufsuchen. nicht sowol die unhöfischen als vielmehr die höfischen worte und bestandteile wären zu beobachten; die ersteren bilden das notwendige substrat, es handelt sich blofs darum, zu constatieren, wie weit der einzelne poet durch die neue kunst und mode sich bestimmen liefs. denn mit unserer älteren sprache verhält es sich umgekehrt wie mit der nhd. die ältere ist die nationale, in welche nach der hand durch das christentum und durch die französische cultureinwürkung fremdes sich mischte, die nhd. schrift- und litteratursprache hingegen stellt ein künstliches, in mühsamer arbeit von Opitz bis auf Gottsched nach ausländischen mustern hergerichtetes präparat dar, auf welches erst seit Klopstock in wachsendem mafse wider die rede des gemeinen mannes und des tages belebenden einfluss gewann. auch für Otfrid versteht sich die volksmäfsige grundlage seiner sprache und darstellung von selbst, ohne dass kenntnis des stils stabreimender dichtung in irgend erheblichem umfange bei ihm angenommen zu werden brauchte. wie nämlich einerseits die allitterationspoesie von der sprache des volkes ihren ausgang genommen hatte und sie, nur in veredelter gestalt, reflectierte, so waren aus ihrer jahrhunderte langen übung andererseits manigfache feste formeln, wendungen, constructionen in den alltäglichen wortschatz eingedrungen: diesen aber sog jeder Deutsche damaliger zeit, auch Otfrid, mit der muttermilch ein. so wenig man heute bei demjenigen, welcher nach den schönen tagen in Aranjuez sich zurücksehnt, von vorne herein bekanntschaft mit Schiller voraussetzen darf, kann man bei Otfrid aus der congruenz gewisser formeln auf unmittelbaren, bewusten zusammenhang mit der volkspoesie schliefsen. andere übereinstimmungen erklären sich aus seiner redseligkeit und seiner neigung

zur breite, welche zu befriedigen die sprache nur beschränkte und fest geprägte ausdrucksformen besafs; noch andere aus bedürfnis des verses und reimes. St.

University of California. Library bulletin nr 8. References for students of miracle plays and mysteries. by Francis HStoddard, A. M. Berkeley 1887. 67 ss. 8⁰ und eine tabelle. — von der staatsuniversität Kaliforniens in Berkeley kommt uns diese überraschende gabe zu. die schrift enthält zunächst ein verzeichnis der allgemeinen werke, welche sich mit geistlichen spielen beschäftigen, dann eine übersicht der gedruckten lateinischen (und griechischen) ordines und feiern, gibt eine ausführliche bibliographie der französischen mysterien, wobei sogar ungedrucktes berücksichtigt wird, und zählt darnach die stücke aus Italien, Spanien, Deutschland auf. billig nimmt der dritte abschnitt, die englischen spiele betreffend, ansehnlichen raum ein, ihm ist auch eine tabelle des inhaltes der wichtigsten hss. nach miss Toulmin Smith beigegeben. begreiflicher weise ist in der deutschen partie vieles nachzutragen und zu bessern, trotzdem aber bietet das büchlein ein brauchbares hilfsmittel auch für den deutschen forscher und zeugt für den regen wissenschaftlichen eifer, der an der küste des stillen ozeans herscht. Schönbach.

Zu Germania 32, 411 ff.

An dem genannten orte hat hr Fritz Grimme eine anzahl von urkundlichen belegen für deutsche minnesänger zusammengestellt. in nr 13 beschäftigt er sich mit Ulrich von Lichtenstein, hat aber dabei meinen aufsatz Zs. 26, 307 ff, besonders die regesten s. 320 ff übersehen. eine der von hrn Grimme angeführten urkunden, die zweite, vom november 1231, war mir entgangen, meine nr 2, vom 3 dec. 1231 behandelt übrigens dieselbe angelegenheit. dagegen fehlt bei hrn Grimme meine nr 6 vom jahre 1238. über 1239 hinaus hat hr G. nicht gesammelt. — unter nr 14 wird der burggraf von Lienz besprochen, wobei hrn G. die materialien und erörterungen unbekannt geblieben sind, welche KFKummer in seinem buche: Die poetischen erzählungen des Herrand von Wildonie und die kleinen innerösterreichischen minnesinger, Wien 1880, s. 71 ff vorgelegt hat. — nr 15 'von Suonegge' wäre besser ungedruckt geblieben und trägt nur verwirrung in eine sache, welche bereits durch Karlmann Tangl in den Mitteilungen des historischen vereines für Steiermark, Graz 1861—1864, Kummer aao. s. 78 ff und vKrones, Die freien von Saneck und ihre chronik als grafen von Cilli, Graz 1883 (vgl. das register unter 'Saneck') geordnet war. — für nr 16 'von Stadegge' hat hr G. die monographie Weinholds: Der minnesinger von Stadeck und sein geschlecht, Sitzungsberichte der k. academie der wissenschaften in Wien, philos.-hist. cl. band 35 vom jahre 1861, zu seinem schaden unbenutzt gelassen. Schönbach.

Zu Hiltbolt von Swanegou.

Grimme führt in seinen Beiträgen zur geschichte der minnesinger (Germ. 32, 420) aus Böhmers Reg. imp. v nr 1075 nach dem copienabdruck Hormayrs (Goldene chronik von Hohenschwangau I 3) Hiltbolt als zeugen bei der schenkung könig Friedrichs II an den deutschen orden betreffend die kirche SLeonhard zu Passeir in den alpen an. das original, im hiesigen deutsch-ordensarchiv befindlich (jetzt abgedruckt in Die urkunden des deutsch-ordens-centralarchives zu Wien hg. von EGaston grafen von Pettenegg, Prag und Leipzig 1887, s. 11), weist übereinstimmend mit dem copienabdruck der Wiener jahrbücher 47 anzeigebl. 51 leider Hiltbolt von Swanegou nicht als zeugen auf. der hier vorkommende Hiltbolt von Montalban (ein Hiltbolt von Montalban begegnet mit seinem bruder Swigerus auch in der urkunde von 1268 Mon. boic. VI 534) fehlt dagegen bei Hormayr, der von drei copialbüchern wissen will, und wird wol an der ganzen verwirrung schuld tragen.

Abzuweisen ist auch, beiläufig bemerkt, vHefners versuch (Oberbayerisches archiv XXIX s. 118), die urkunde von 1225 (Mon. boic. VI 515) nach der von ihm auf derselben bemerkten adnotation 'circa 1200' in dieses jahr zu verlegen: denn der text spricht von Friedrich als *nunc Romanorum imperator*.

Wien, den 17 jänner 1888. Otto Aron.

Ein bruchstück des Alten Passionals.

Zum einbande einer hs. der Lübecker stadtbibliothek war ein zweispaltiges pergamentblatt verwendet, welches nach dem urteil des hrn staatsarchivars dr Wehrmann der ersten hälfte des 15 *jhs. angehört und nicht in Lübeck sondern in Mitteldeutschland geschrieben sein dürfte. dasselbe enthält* 4 × 27 = 108 *vv. des Alten Passionals und zwar* 72, 33—59. 72, 73—73, 5. 73, 19—45. 73, 59—85 *der ausgabe von Hahn; es sind also auf jeder columne* 13 *vv. weggeschnitten worden.* 73, 59 *und* 71 *beginnen mit einer gröſseren initiale.*

Indem ich im folgenden die wichtigeren abweichungen dieses blattes von Hahns abdruck dem freundlichen rate des hrn prof. Zarncke gemäſs zusammenstelle, schicke ich hinsichtlich der orthographie die bemerkung voraus, dass das Lübecker fragment stets her, *nicht* er; icht, licht *usw., nicht* iht, liht; *vor* r *in minder betonten silben* e, *nicht* i, *zb.* iamer, verweiset, lesterlichen, *aufweist. auch fehlt das in der Heidelberger hs. häufige wort* nu *mehrere male.* — 72, 38 vor dem volke. 39 secht *fehlt.* sie. her. 40 beitens. 47 ougē] herze. 48 ougelweide. 53 truc. 54 sluc. 56 nicht schrien. 57 pflegen. 58 gentzlich. 59 unzuchtteclich. 77 Jhesu miner. 78 hoeste. 80 ist. 82 einic. 84 dirne nu tun. 87 vor. 88 domite. 89 sempfter. 94 sint. — 73, 19 nv *fehlt.* 22 get hie abe. 26 nu *fehlt.* 27 do.

28 ei secht] set. iemerlich. 35 set. 36 als her e nie. 37 gewen. 38 nu *fehlt*. 41 schowe wi iz. 42 owe. 45 um. 62 sinem herren, *zweifellos richtig gegenüber* herzen *in der Heidelberger hs.* 65 getruwen. 66 entstunt. 67 houbet neigete. 68 iemerlichen hin. *die irrige lesart des Palatinus:* uf in *ist offenbar durch den gleichlautenden schluss des vorangehenden verses veranlasst*. 71 nu *fehlt*. 72 truwe. 74 selbe was. 76 creftige. 77 gewaldic. 79 noch im in hoerer.

Lübeck. CARL CURTIUS.

NACHTRÄGLICHE BEMERKUNGEN ZUM JOSEPH-DRAMA.

Es sei mir gestattet, zu meinem buche: Der ägyptische Joseph im drama des XVI jahrhunderts (Wien 1887) einiges nachzutragen.

Bei dem Joseph des Schweizers Rüte (s. 35) war für die bauernfiguren Anckenbock und Hirfshut auf Niclas Manuel, speciell auf den bauer Hans Anckennapf in Vom papst und seiner priesterschaft hinzuweisen (Baechtold s. 61).

Zu den fehlreimen s. 52, die Bolte durch den dankenswerten hinweis auf Mauricius und Manuel (DLZ 1887 sp. 1515) erläutert, vgl. noch JAyrers Tragedi vom regiment vnd sterben des kaisers Mahumet des andern (Keller II nr 9). fehlreime finden sich auch in der meines wissens unbekannten übersetzung des Acolastus von Gnapheus: *Ein Comedia von dem verlornen son Luce am* XV. *Sehr nützlich vnd fruchtbarlich zu lesen vnd Spylen* (am schlusse: *gedruckt zu Strafsburg bei Jacob Frölich*; Wiener hofbibliothek) act IV scene 1 (bl. D_2^b):

Waffen waffen vber waffen
Wie bin ich so lang gelegen
Noch wend mer die augen nüt auffgon
Das ich lůg was ich guggi
Wie kumpts das ich so vil můfs geinen
Der krampff zeücht mich inn füfsenn
Můfs mich ein wenig bafs erstrecken
Ob ich mich selbs möcht ermunteren usw.

das s. 54 aus Schmelzl belegte sprichwort findet sich auch in Hans Rudolf Manuels Weinspiel v. 282 f (NManuel ed. Baechtold s. 315).

S. 103 lässt Zyrl seinen Juda die gebotenen geldstücke bekritteln. das stammt sicherlich aus der Judas-tradition des passionsspieles.

Höchst interessant ist, wie die lateinische comödie des Hunnius, die 1597 zu Strafsburg gegeben wurde, auf den dortigen poetenkreis würkte: ich habe s. 148 auf eine wahrscheinliche reminiscenz bei Brülow aufmerksam gemacht. jetzt finde ich, dass die ganze s. 124 mitgeteilte einstudierung der tragischen mienen im Saul Spangenbergs treu nachgeahmt ist (vgl. Martins ausgabe in den Elsässischen litteraturdenkm. 4 s. 170). — im

2 teil lässt Hunnius III 2 den hungernden Corydon bei Georgus um getreide bitten. dieser ruft entsetzt über dessen elendes aussehen: *Certe in Comoedia Codri queas personam sustinere.* an die humanistencomödie Codrus, über die Schulze im Archiv für litteraturgeschichte XI 328 ff mitteilungen gemacht hat, ist nicht zu denken; die erwähnung ist typisch, siehe zb. Hans Salat Verl. sohn v. 2009; der sohn ist 'ärmer dan Codrus.'

Die makkaronischen verse s. 161 hat Goeze der Susanna des Heinrich Julius entnommen (ed. Holland s. 166).

Dieselbe Ovid-stelle wie Voidius (s. 169 ff) benützen die Actes des apotres zu einem monolog des Herodes (siehe Petit de Julleville, Théatre en France I 262 ff).

Wien, januar 1888. A. v. Weilen.

Zu Zs. 31, 356.

Der ansprechende gedanke, den RMuch ausführt, ist mit rücksicht auf *Matronis Vatvims* im jahre 1872 von HKern geäufsert worden: Germanische woorden in latijnische opschriften aan den beneden-Rijn (overgedrukt uit de Verslagen en mededeelingen der koninklijke akademie van wetenschappen, afdeeling Letterkunde, 2 reeks, deel II, 1872), separatabzug s. 32.

Jena 22. 1. 88. F. Kluge.

Prof. dr WBraune in Giefsen folgt einem rufe an die universität Heidelberg. — zu Sievers nachfolger an der universität Tübingen ernannte die Württembergische regierung den bibliothekar dr HFischer in Stuttgart. — prof. dr ABrandl in Prag wurde als ordentl. prof. der engl. philologie an die universität Göttingen berufen. — an derselben hochschule ist der privatdozent dr GRoethe zum ao. prof. befördert worden. — in Halle a/S. habilitierte sich dr OBremer.

FMuncker und JPawel laden zur subscription auf eine kritische ausgabe von Klopstocks oden ein, welche ende des jahres mit unterstützung des Klopstockvereins zu Quedlinburg in 2 bänden gr. 8° zum preise von 8 m. erscheinen soll (Stuttgart, Göschen). anmeldungen nehmen entgegen dr FMuncker in München (Adalbertstr. 16) und dr ADüning in Quedlinburg.

Schüler und freunde des am 23 märz 1887 verstorbenen professors dr Julius Zacher beabsichtigen, auf dem städtischen friedhofe zu Halle a/S. ihm ein einfaches, aber würdiges grabdenkmal zu errichten. sie fordern für diesen zweck zur einsendung von geldbeiträgen auf, welche der administrator der buchhandlung des waisenhaus in Halle, hr ASchürmann, entgegenzunehmen sich bereit erklärt hat.

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
XIV, 4 SEPTEMBER 1888

Die sage von Tristan und Isolde. studie über ihre entstehung und entwickelung im mittelalter von dr Wolfgang Golther. München, Kaiser, 1887. viii und 124 ss. 8°. — 3,20 m.

Dieses buch stellt sich für die Tristansage ungefähr die gleiche aufgabe, welche sich GParis Histoire poétique de Charlemagne, allerdings in gröfserem umfange, für die sage von Karl d. gr. gestellt hatte. schon die stellung einer derartigen aufgabe ist des dankes aller fachgenossen sicher. hätten wir mehr solcher zusammenfassender monographien, so sähen wir klarer in der entwickelungsgeschichte unserer deutschen und romanischen heldensage. darum wird niemand ohne manigfache belehrung und anregung von der interessanten schrift abschied nehmen, wenn er auch wie ref. mit den hauptresultaten derselben sich nicht einverstanden erklären kann.

Das erste capitel behandelt 'stoff und inhalt der T.-sage'. überzeugend weist hier der verf. die unursprünglichkeit der sogenannten cymrischen triaden nach, sodass was sie erzählen für die erkenntnis unserer sage völlig belanglos wird. in allem anderen aber scheint mir G. doch allzu skeptisch vorzugehen. wenn wir auch nicht im einzelnen ein ganz klares bild der entstehung der T.-sage aus der überlieferung gewinnen können — in wie weit das von G. beigebrachte keltische material vollständig ist, vermag ich nicht zu beurteilen —, so vermögen wir doch mit der wahrscheinlichkeit, die in solchen dingen überhaupt zu erreichen ist, einige nähte zu constatieren, die uns lehren, wo sich antike, deutsche, französische elemente an den ziemlich schwer erkennbaren keltischen kern angeschlossen haben. wir unterscheiden also:

i keltische sage. es sind uns nicht viel mehr als namen überliefert; durch richtige gruppierung derselben können wir aber einen gewissen einblick in den inhalt der sage gewinnen. sie scheiden sich vor allem in zwei gruppen.

1. a) *March,* ein historischer könig von Cornwallis und der Bretagne (s. 6).

b) *Essylt,* seine gemahlin. G.s zweifel an der keltischen herkunft dieses namens (s. 6 anm.) scheinen mir nicht gerechtfertigt. wenn die cymrischen triaden Marchs frau *Essylt* nennen, so wäre ja an sich eine entstellung des französischen *Yselt* möglich. wenn der Brut Tysilio den Gotfried von Monmouth über-

setzend den namen *Estrildis*, der bei demselben vorkommt, durch *Essylt* widergibt, so ist beeinflussung durch die französische sage an und für sich unwahrscheinlich, doch immerhin denkbar. dass aber beide unabhängig von einander auf dieselbe umgestaltung gekommen seien, besonders wenn *Essylt* nicht einmal ein landläufiger keltischer name war, wird schwer zu glauben sein. es ist also anzunehmen, dass *Essylt*, wenn auch sonst nicht nachgewiesen, ein keltischer frauenname war. keinesfalls aber ein häufiger, und so stehen wir noch immer vor dem rätsel, warum der verf. des Brut Tysilio diesen namen für das *Estrildis* seiner quelle einsetzt, wenn wir nicht annehmen, dass die volkstümliche sage das, was Gotfried von *Estrildis* erzählt, würklich von einer *Essylt* erzählte, dass Gotfried eine ihm geläufige germanisierung des namens überliefert, der Brut Tysilio hingegen aus eigener, besserer sagenkenntnis das ursprüngliche herstellt.

Die sage von *Essylt-Estrildis*, der schönen, unfrieden stiftenden frau erscheint bei Gotfried von Monmouth um das jahr 1136 noch gänzlich aufser verbindung mit der sage von einem könig March. wäre ihm etwas derartiges bekannt gewesen, er hätte es gewis nicht verschwiegen. aber bald darauf muss diese verbindung vollzogen worden sein, denn bereits nach der mitte des jahrhunderts finden wir die verbundene sage in den fernen süden, in die Provence, gewandert. dass auch der um 1150 geschriebene Brut Tysilio nichts dergleichen erwähnt, finden wir bei einem übersetzer nur begreiflich. was den anlass zu dieser verbindung gegeben hat, können wir nicht sagen, da wir über den inhalt der sage von March nichts wissen. doch glaube ich, dass die verbindung noch auf keltischem gebiete vor sich gegangen ist. und zwar ist als dieses gebiet für unseren sagenkreis, der der Artussage so vollständig ferne liegt, wahrscheinlich die Bretagne anzusehen, wie schon Bossert, Tristan et Iseult s. 24, richtig bemerkt: *T. ne figure point dans ce groupe* (des héros de Galles): *sa patrie paraît décidément l'Armorique.*

c) *Oengus*, Essylts vater (s. 5).

d) *Rigobilinus* (oder *Rigovellaunus)* ist nach der späteren sage als herscher von Leonnois, also wol bereits ursprünglich als vasall des bretagnischen königs Marke gedacht. wenn diese spätere sage erzählt, er habe die schwester des königs verführt, diese selbst aber, wie ihr französischer name *Blanchefleur* beweist, eine spät erfundene figur ist, wenn andererseits von seinem sohne Tristan berichtet wird, er habe die gemahlin des königs verführt, die uns als *Essylt* wol bekannt ist, Tristan selbst aber in dieser ältesten, keltischen schicht nicht vorkommt (denn die deutung aus dem keltischen ist sehr unsicher), — so ist wol die annahme nicht zu kühn, es habe hier eine jener häufigen übertragungen vom vater auf den sohn stattgefunden, und *Rigobilinus* sei ursprünglich der verführer der schönen königin. und wenn er in

den späteren berichten im kampfe gegen seinen lehnsherren fällt, so ist auch dies wol ein alter zug, nur dass in jener älteren fassung der kampf besser begründet war: durch die liebe zu der haderstiftenden *Essylt-Estrildis* der keltischen sage, der gattin seines königs.

e) *Meriadoc,* historischer könig der Bretagne (s. 5 anm.), sobald er mit March in verbindung gebracht wurde, naturgemäfs als sein vasall gedacht. er spielte wol schon ursprünglich eine Rigobilinus feindliche rolle.

2. ob diese gruppe mit der ersten bereits auf keltischem gebiete in verbindung gebracht wurde und auf welche weise, lässt sich nicht entscheiden. wir finden:

a) *Kaerden,* einen ritter;

b) *Houel,* seinen vater;

c) *Brangwen,* seine geliebte.

Näheres über den inhalt des von diesen personen erzählten lässt sich wol kaum ausmachen.

II antike sagenelemente. diese, von gelehrteren spielleuten wol ursprünglich selbständig in einzelnen lais besungen und dadurch ins volk gedrungen, sind noch auf keltischem boden in unsere sage aufgenommen worden:

1. die sage von den eselsohren des königs Midas kann nur auf keltischem boden in die von den pferdeohren des königs March umgewandelt worden sein, da man nur hier auf die etymologisierende spielerei mit *march,* equus kommen konnte.

2. die sage von dem weifsen und schwarzen segel bei Tristans tod, aus der Theseus- in verbindung mit der Oenonesage (Heinzel Österr. wochenschr. II 432) entlehnt, wurde wol ursprünglich von T.s vater erzählt. dass diese sage speciell in der Bretagne festen fufs gefasst hat, ersieht man vor allem aus einem auf dieselbe zurückgehenden bretagnischen volksliede (s. 10).

III germanische sage. Sarrazin Zs. f. vgl. littg. I 262 ff hat bereits auf bedeutsame ähnlichkeiten mit der Siegfriedsage hingewiesen, dieselben aber, wie mir scheint ungehöriger weise, auf urverwandtschaft zurückgeführt. ich glaube vielmehr, dass die bretagnische sage, als sie nach der Normandie hinüberwanderte, dort bereits einen besonders entwickelten sagencomplex antraf, der sich aus einer nordischen Siegfriedsage und einer version der französischen Karlssage zusammensetzte.

1. die ähnlichkeiten mit der Siegfriedsage springen in die augen:

a) S. wie T. sind mit wunderbaren eigenschaften ausgerüstet: T. versteht wie S. die vogelsprache vgl. Michel II 150 *donnet des amanz,* Sudre Rom. 15, 557;

b) der eine wie der andere wird als waise von einem fremden mann auferzogen;

c) tötet einen drachen;
d) tritt in den dienst eines fremden königs;
e) verliebt sich in eine mit demselben in verbindung stehende frau in folge eines zaubertranks;
f) erwirbt für seinen herrn eine braut;
g) legt ein nacktes schwert zwischen sich und diese;
h) findet wegen einer frau den untergang (über die art desselben vgl. Rom. 15, 482).

2. aber auch mit der geschichte von Karl d. gr. findet sich merkwürdige übereinstimmung in einzelnen zügen:

a) T.s mutter führt den namen *Blanchefleur*, wie K.s grofsmutter.

b) wie Isolde die Brangaene, so bittet die wahre Bertha ihre kammerjungfrau, ihre stelle in der brautnacht einzunehmen, und hier wie dort willfährt diese den bitten der herrin.

c) Isolde will Brangaenen dann ermorden lassen, sie wird in den wald geführt, die mörder erbarmen sich ihrer, binden sie an einen baumstamm — umgekehrt ist es hier die kammerjungfrau, die die königin ermorden lassen will, auch ihrer erbarmen sich die mörder und binden sie im walde an einen baumstamm (Reali di Francia vi 6).

d) hier mag sich auch der name des helden Tristan (von *triste)* am besten einfügen lassen. denn die helden solcher auf die Karlssage basierter erzählungen führen nach den traurigen umständen ihrer zeugung, geburt, ersten jugend bedeutungsvolle namen. so heifst ein held einer solchen sage selbst Tristan de Nanteuil (vgl. GdeBerneville, La vie de SGilles, ed. GParis et ABos p. lxii. xcix), oder in der Genovefalegende Schmerzenreich, oder Karl selbst, weil er auf einem karren gezeugt ist (Reali di Francia uam., unter deutschen quellen allein cod. C 28 der Zürcher cantonsbibliothek), oder wegen seines kecken auftretens als knabe (Weihenstephaner und Woltersche chronik).

e) Tristan wird wie Karl als waise von einem treuen mann erzogen.

f). Riwalin kommt nach einem kampfe mit seinem lehnsherrn, Tristan, nachdem er schon früher der herschaft verlustig gegangen, Karl von seinen brüdern vertrieben an den hof eines fremden königs (Karl wie Tristan de Nanteuil an den des heidenkönigs Galafre).

g) Riwalin entführt die schwester dieses königs, Karl wie Tristan de Nanteuil dessen tochter, Tristan verführt seine frau.

Anschluss von iii 1 an iii 2 ist leicht erklärlich wegen ähnlichkeit von 1. b) d) e) mit 2. e) f) g). auch der anschluss an i (+ ii) an iii ist leicht erklärlich bei der ähnlichkeit von i 1. d) mit iii 1. e); 2. g). hinter *Îsolt* steckt vielleicht ein deutscher name — die herleitung von *Îswalda* ist freilich nicht so unbedenklich wie Sarrazin und G. meinen —, der durch

seine ähnlichkeit mit *Essylt* die verschmelzung der sagenkreise beförderte.

Die art und weise, wie sich diese sagencomplexe vereinigen, dh. der keltische sich nach analogie des schon vorhandenen germanischen entwickelte, ist nicht ganz einfach. man weifs von einem sagenberühmten vater des Tristan genannten helden von III; diese stelle wird nun Rigobilinus angewiesen. aber die verhältnisse sind verkehrt, R. ist es nun, der die verwandte, T., der die frau seines lehnsherrn liebt. die gestalten von Isolde und Essylt verschmelzen und nehmen einzelnes, was von des helden mutter erzählt wird, in ihre sage auf: den durch die vereinigung zweier personen frei gewordenen platz nimmt nun Blanchefleur, des helden grofsmutter, ein. Oengus (Anguis), Essylts vater, behält seine stelle in den meisten fassungen der sage, wird aber in anderen durch den historischen (?) Gurmun (vgl. WHertz Tristan s. 569ff) verdrängt. Brangaene, wol schon früher sagenhaft mit Essylt verknüpft, teilt sich nun mit Isolde in der übernahme gewisser züge aus der französischen sage. Marke muss, nachdem das motiv der entfernung aus dem eigenen lande aufgenommen ist, seine stellung als lehnsherr Riwalins an Morgan abtreten, der wol bereits in der keltischen sage eine rolle spielte.

Damit ist die fülle der motive der Tristansage noch lange nicht erschöpft, eine menge von novellenstoffen, die bald keltisches, bald deutsches, bald internationales gepräge tragen, sind auf den so zusammengeballten kern zugeschossen, um sich mit ihm zu vereinen. zu welcher zeit, auf welchem boden dies geschah, wird sich nicht immer ausmachen lassen. auch von den obigen versuchen, dem geheimnis der entstehung der sage auf die spur zu kommen, wird nicht alles jedem überzeugend sein. dennoch glaube ich weiter gekommen zu sein als der verf. in seinem ersten capitel, dessen resultat sich etwa so zusammenfassen liefse: die Tristansage ist ein conglomerat von novellenstoffen, die aus unbekannten gründen an eine reihe von keltischen und französischen namen, von denen man weiter nichts weifs, geknüpft wurden.

Wenn in diesem ersten capitel eine gewisse zaghaftigkeit den verf. nicht zu schlüssen kommen lässt, so ist im gegenteil das zweite 'die spielmannsversion der Tristansage', besonders in seiner ersten partie, wo sehr anregend über das allgemeine verhältnis der französischen kunstepiker zu ihren quellen gehandelt wird, überreich an voreiligen schlüssen. das kann man ja ohne weiteres zugeben, dass mit der einfachen zurückführung der französischen kunstepen auf mutmafsliche keltische lais durchaus nichts getan ist. auch ich glaube, dass wir als zwischenstufe französische volkslieder annehmen müssen, die, wie bei volksliedern natürlich, uns nur in den seltensten fällen erhalten blieben. aufser

solchen ungeschriebenen volksliedern diente den kunstepikern wol noch als zweite quelle die zusammenhängende prosaische mündliche erzählung, eine quelle, die freilich nur wenige dichter des mittelalters so freimütig eingestehen wie Wirnt von Gravenberg und Berthold von Holle. gewöhnlich berufen sie sich vielmehr auf eine geschriebene quelle, die sie wo möglich in irgend einem kloster gefunden haben wollen, um der sache ein recht gelehrtes ansehen zu geben. von dieser art sind die quellenangaben Chrestiens, auf die sich verf. stützt: im Cliget *ceste estoire trovons escrite en un des livres de l'aumaire Monseigneur Pere a Biauvez* und im Perceval *don li quens li baille le livre* und *qui a Fecamp est tot escriz.* in anderen fällen, wie im eingange des Erec und im Chevalier au lyon, scheint die quellenangabe nur erfunden, um den verhassten jongleurs einen hieb zu versetzen. im Wiener Beuves de Hanston findet sich beides vereinigt, da wird erst auf die jongleurs geschimpft, die die erzählungen fälschen, dann hebt der verf., der aber selbst ganz in der weise der jongleurs d. i. in tiraden, nicht in reimparen, dichtet, seine eigene gute quelle hervor: er hat sie in einer abtei gefunden, ein clerc hat sie geschrieben. wenn wir all das glauben sollten, so müsten wir den verlust einer menge wertvollster litterarischer denkmäler betrauern; wir müsten uns aber auch verwundert fragen, warum denn gerade alle diese denkmäler mit ausnahme der par Tristanfragmente so spurlos vom erdboden verschwunden seien. glücklicher weise ist die sache nicht so ernst aufzufassen, die dichter haben einfach gelogen. wir dürfen da nicht unseren heutigen moralischen standpunct einnehmen: nachdem die unsitte einmal bestand, muste jeder dichter, der auf sich hielt und nicht sein werk bei seinem publicum durch das bekenntnis, er kenne die geschichte vom hörensagen, schädigen wollte, diese unsitte mitmachen und eine quelle nennen. unsere älteren deutschen dichter hatten ja nun würklich eine schriftliche quelle und waren froh, sie der wahrheit gemäfs nennen zu können, die jüngeren aber, wie der Stricker mit seinem Daniel von Blumental oder Heinrich von dem Türlein (vgl. Warnatsch Der mantel) mit Der âventiure crône, sind hierin nicht ernster zu nehmen als ihre französischen vorgänger, und ihr publicum hat diese versicherungen wol auch nicht als bare münze genommen. die unzuverlässigkeit solcher quellenangaben ist auch G. nicht entgangen (s. 79), nur will er sie für die classische periode nicht zugeben; der grund ist nicht abzusehen. mehr glauben hat man nur denjenigen angaben zu schenken, die einen personennamen nennen. darum kann ich G. nicht zustimmen, wenn er von diesen quellenangaben aus zu dem schlusse kommt, als vorlagen für die französischen kunstepen seien ausgebildete, wo möglich schriftlich fixierte spielmannsepen anzusetzen; wol aber darin, dass nicht nur die Tristansage, sondern die meisten sagen des Artuskreises *la glorieuse propriété,*

la création du génie français seien, da erst auf französischem boden, wie ich es oben an der Tristansage zu zeigen versucht habe, die kümmerlichen keltischen ansätze durch einen reicheren sageninhalt lebensfähig gemacht wurden. wenn der ritterliche kunstdichter auf den markt trat, da hörte er den spielmann ein liedchen von der blonden Isolde singen, und wenn er nach hause kam, da erzählte ihm vielleicht sein knappe, was er von der geschichte wuste, wie der knappe des Wirnt diesem die abenteuer des Wigalois, und kam er dann zu seinem lehnsherrn auf das schloss, dann erzählte ihm der vielleicht wider, was ihm davon bekannt war, wie herzog Johann von Braunschweig dem Berthold von Holle den stoff des Crane berichtete. diese verschiedenen mitteilungen verarbeitet dann der dichter, die lücken durch eigene erfindung ausfüllend, zu einem ganzen.

Von dieser voraussetzung des vorhandenseins grofser spielmannsepen kommt nun G., indem er sie auf den einzelnen fall der Tristansage anwendet, zu annahmen, denen ich vielleicht nicht ganz gerecht werden kann, da ich nicht sicher bin, ob ich aus der nicht immer übersichtlichen und klaren darstellung jedes mal den rechten sinn herausgefunden habe. s. 73 ff wird überzeugend nachgewiesen, dass es vollständig verkehrt ist, den französischen prosaroman von Tristan, wie man es bisher meist getan hat (vgl. Bossert, Tristan et Iseult s. 33), als die quelle der Tristandichtung in Frankreich anzusehen. die ss. 43—71 vergleichen den prosaroman — eine recht übersichtliche inhaltsangabe findet sich bei Dunlop-Liebrecht, Geschichte der prosadichtungen s. 79 ff — eingehend mit Eilhart. das resultat wird dann s. 71 ff folgender mafsen zusammengefasst: 'es ist darauf gewicht zu legen, dass trotz allen zwischenstufen, welche die version durchlaufen hatte, ehe sie die nun im romane vorliegende gestalt annahm, ... wir doch sehr viele wörtliche anklänge und übereinstimmungen zwischen Eilhart und dem roman zu constatieren haben, welche mit notwendigkeit auf eine verwandtschaft der beiderseitigen vorlagen hinweisen. man darf jedoch nicht etwa auf zwei verschiedene redactionen eines und desselben gedichtes schliefsen, dazu sind die differenzen zu zahlreich und tief gehend, sondern auf zwei in den hauptzügen und der grundlage des materials verwandte, in den einzelheiten abweichende sagenformen, die auch nicht als gegenseitig aus einander geflossen zu betrachten sind.'

So wie die vorlagen des frz. prosaromans und Eilharts unter einander, so sollen sich wider die Berolfragmente zu diesen beiden verhalten. Berol soll nicht, wie Heinzel meinte, der dichter eines einzelnen liedes, sondern der autor aller fragmente sein, in so fern er die einzelnen volkslieder gesammelt und zu einem ganzen verschmolzen hat, das wir nun nicht mehr in seine einzelnen teile aufzulösen vermögen. s. 77: 'diese bearbeitungen (Berol und Eilharts

vorlage) können ... nicht ein ganz zufälliges conglomerat beliebiger lieder sein, ähnlich einer blofsen sammelhandschrift, sondern es liegt ihnen offenbar ein plan zu grunde.' widersprüche zwischen einzelnen partien finden sich zwar; aber 'die nachweise über die widersprüche und vielen ungereimtheiten betreffen die ganze spielmannsdichtung überhaupt.' freilich sieht sich dann (s. 88) der verf. genötigt, neben Berol noch einen compilator tätig zu denken. Berol stellt sich mit bewustsein den contor gegenüber — woraus, nebenbei bemerkt, nicht gefolgert werden darf, dass er selbst kein contor gewesen, denn wir haben oben gesehen, dass einer ein jongleur sein und doch die jongleurs im allgemeinen schlecht machen kann —. 'aus dem, was die worte besagen, ergibt sich, dass Berol ein durch einzelne, aber wol nur wenig tief greifende individuelle eigenschaften ausgezeichneter dichter gewesen ist, welcher die bereits vorhandene und ziemlich ausgebildete spielmannsversion der Tristansage bearbeitet hat.'

Nach diesem allem erkennt man, dass der widerspruch, den G. gegen Heinzels ansicht erhebt, nur allzu sehr dem des nichtphilologen gegen philologische kritik im allgemeinen ähnlich ist. wenn wir einmal zugegeben haben, dass ein werk aus volksliedern zusammengearbeitet ist, wenn wir sogar erkennen, diese vereinigung sei durch einen wenig individuellen dichter vollzogen worden, der an allen ecken und enden widersprüche stehen liefs, — dann ist es einfach sache des philologen, diese widersprüche aufzudecken, die vernietungen, durch die die einzelnen bestandteile an einander geschlossen sind, blofszulegen, endlich die einzelnen bestandteile, aus denen das ganze erwachsen ist, so weit möglich zu reconstruieren. es wird das nicht immer gelingen — dass es Heinzel stets gelungen sei, will ich durchaus nicht behaupten, dass es gerade 12 lieder sein müssen, ist gewis nicht sicher, obwol mir einzelnes wie die loslösung des kleinen liedes vom waldleben Tristans und Isoldens (Michel I 1780—97. Zs. 14, 296) als philologische musterleistung erscheint —, aber es muss von philologischer seite immer und immer widerholt werden, bis es entweder im grofsen und ganzen gelungen — wie es beim Nibelungenliede geschehen ist — oder bis in jedem einzelnen falle gezeigt ist, warum es nicht gelingen könne — wie man es im laufe der zeit für die Gudrun zu erwarten hat —. wenn sachliche widersprüche, unterschiede in den namenformen — so heifst der zwerg im reime bald *Frocis* 293 (reg. *Frocin* 285), bald *Frocine* 434. 1292. 1313, bald *Frocin* nom. 608 — mit stilistischen und metrischen differenzen zusammentreffen, dann darf sich wol der nur ästhetisch geniefsende dieser beweisführung verschliefsen mit dem zweifelhaften tadel der übermäfsig scharfsinnigen untersuchung, aber nicht der philologisch erkennende.

Dasselbe was Berol nach dem verf. getan hat, dass er eine

reihe von volksliedern über Tristan sammelte und zu einem ganzen verarbeitete, das sollen nun aufser ihm noch vier andere dichter, vielleicht auch mehr, mit ungefähr denselben volksliedern getan haben, unabhängig von ihm und ohne zusammenhang unter einander, nämlich die verfasser der bezüglichen vorlagen des prosaromans, Eilharts, Ulrichs vTürheim, Heinrichs von Freiberg, vielleicht noch Chrestiens von Troyes und Bleris, der wider Thomas quelle war. es wird von einer derartig complicierten hypothese wol jeder gerne zu der einfacheren von G. verworfenen anschauung zurückkehren, dass diese volkslieder nur éinmal gesammelt und interpoliert wurden, und alle diese fassungen nur verschiedene redactionen einer und derselben alten bearbeitung sind. wenn die abweichungen dieser verschiedenen redactionen gröfser zu sein scheinen als etwa, um bei G.s eigenem vergleiche zu bleiben, in den handschriftengruppen ABC des Nibelungenliedes, so erklärt sich dies daraus, dass jene uns in weit fragwürdigerer gestalt erhalten sind als diese: der prosaschriftsteller sucht seine quellen überall zusammen und lässt daneben seiner phantasie freien lauf, Eilhart benutzt neben dem 'buch' noch mündliche tradition, wie schon Lichtenstein hervorgehoben hat, Ulrich hat neben seiner französischen quelle noch Gotfried und vielleicht Eilhart gekannt, Heinrich aufser diesen vielleicht noch Ulrich.

Im 3 capitel behandelt der verf. 'die höfische version, das Thomasgedicht.' er stellt sich dabei in dem bekannten streit zwischen Heinzel und Kölbing auf des letzteren seite. mir scheint die sache noch keineswegs so ganz ausgemacht wie ihm, doch kann ich hier den verwickelten streitfall nicht des näheren erörtern.

Richtig wird (s. 106) die unsicherheit der identificierung des *Bréri* bei Thomas mit dem barden *Bledhericus* hervorgehoben.

Die form *Ysialt* in der Folie Tristan ist vielleicht eigentum des schreibers: sie kommt nämlich nur éinmal im reime vor auf *dialt* = *dolet,* hingegen erscheint zweimal *Yseut* im reime auf *deut,* welches ebenfalls gleich *dolet* ist.

Zu erwähnen wäre allenfalls noch der Lohenis der Krone 11767. 19366 ff gewesen.

Berlin, 6 februar 1887. S. SINGER.

Die deutsche Walthersage und die polnische sage von Walther und Helgunde. vortrag geh. in der hist. ges. zu Posen am 8 sept. 1885 von OTTO KNOOP. Posen, Jolowicz, 1887. 18 ss. 8° (separatabdr. aus Am Urdsbrunnen 1887).

Von vorliegendem, bereits als 'interessant und scharfsinnig' gepriesenem schriftchen stand eine endgiltige lösung des problems oder doch wenigstens eine kritische übersicht der weitschichtigen

litteratur zu erwarten. statt dessen enthält es s. 1—11 lediglich auszüge aus dem lateinischen epos, den mhd. bruchstücken (Zs. 11, 269. 12, 280), dem analogen teile der bereits stark mit slavischen elementen verquickten Dietrichssage (vgl. Müllenhoff Zs. 12, 353. Nehring im [Warschauer] Ateneum 1883 21, 358—363) und der polnischen Walthersage (wobei jedoch die ags. bruchstücke Zs. 12, 264. 275. 278, aus denen Dieter jetzt Anglia 10, 227 die ursprüngliche gestalt herzustellen versucht, unberücksichtigt bleiben), — um endlich mit einigen nichts weniger als unanfechtbaren hypothesen über art, zeit und absicht der schriftlichen fixierung der poln. Walthersage zu schliefsen.

Letztere wird in cap. 29 der sog. Boguphalschen, richtiger grofspolnischen chronik (Sommersberg, Silesiacarum rerum scriptores, Lipsiae 1730, 2, 38 ff. Mizler de Kolof, Collectio magna scriptorum 3, 86—144 und jetzt sauber mit krit. apparat abgedruckt von WAMaciejowski in Bielowskis Monum. Poloniae historica 1872 2, 467—598) erzählt[1] und besteht aus zwei teilen.

Der erste weist, da mir die erzählung des Saxo grammaticus (ed. Holder 1886 s. 276) von der flucht Jermoriks mit Gunno entgegen der meinung PEMüllers Det kgl. videnskabs selskabs afhandl. 1824 2, 123 und GLanges Untersuchungen 1832 s. 170 anm. 1 hierher zu zählen unstatthaft erscheint, nach Müllenhoffs einteilung Zs. 12, 274 die dritte fassung der Walthariussage auf, in der sich die sage auf den standpunct der östlichen völker stellt. Bielski, Kronika polska v. j. 1597, Sanok 1856 s. 175 und Paprocki, Herby rycerstwa polskiego [die wappen des poln. adels], 1584, ausg. von 1858 s. 89, die ebenfalls dieselbe sage erzählen, führen als ihre quellen zwei andere nun verschollene polnische chronisten an, einen ungenannten (anonymos) und den Andreas von Żarnow, sodass wir für die dritte fassung eine ganze gruppe erhalten würden. doch erklärt der bekannte Długoszforscher dr Semkowicz in einer freundlichen zuschrift an mich aus Lemberg den 'anonymos' eher für identisch mit der grofsp. chronik und den Andreas de Żarnów, der nie eine chronik geschrieben habe (vgl. Paprocki aao. 656), nur für den besitzer desselben werkes. andererseits aber ist nicht zu übersehen, dass Bielski und Paprocki namen und züge einflechten, welche die benutzung noch einer zweiten quelle höchst wahrscheinlich machen.

Im zweiten teil der polnischen sage wird von Helgundens frecher untreue und Walthers rache erzählt. 'ein solches ungeheuer [wie Helgunde] hervorzubringen' meint nun Knoop s. 15, 'blieb der poln. sage oder wenigstens dem poln. interpolator vorbehalten. er war es, der in böswilliger absicht beide sagen

[1] eine deutsche übersetzung erschien schon 1781 in Kloses anonymem werke: Von Breslau. documentierte geschichte und beschreibung. in briefen, Breslau, 1, 251—261; von da gieng sie über in Graesses Sagenbuch des preufsischen staats 1868 s. 287 ff.

zu einer vereinigte. es kam ihm darauf an, die Deutschen zu schmähen, und die beiden sagen gaben ihm dazu die erwünschte gelegenheit.' hr Kn. kennt wol von der ganzen chronik nicht mehr als den bei San Marte WvAquitanien 213 ff mitgeteilten auszug, sonst hätte ihm die im gegenteil hervorragend deutschfreundliche tendenz derselben nicht entgehen können. *Scire autem dignum est* heifst es Mon. 2, 470ᵇ, 10—15, *quod Slavi et Theutonici a duobus germanis . . . dicuntur habuisse originem* oder: *Sic et Theutonici, cum Slavis regna contigua habentes simul conversatione incedunt, nec aliqua gens in mundo est sibi tam communis et familiaris, velut Slavi et Theutonici. Sic etiam per Latinos Ducz a quo Theutonici, et Slavus a quo Slavi, germani qui et fratres sunt appellati* aao. 471ᵇ, 6—13. auch wenn der verf. recht hätte und diese interpolation — denn mit einer solchen haben wir es hier wahrscheinlich zu tun — erst nach den kriegen mit dem deutschen orden oder gar in der zweiten hälfte des 15 jhs. entstanden wäre, fiele es doch schwer, an derartige widersprüche in éinem werke zu glauben.[1] die zahlreichen untersuchungen aber über diese chronik, besonders StvWarmskis inauguraldiss. Die grofspolnische chronik 1879 s. 90 und Max Perlbachs Preufsisch-polnische studien 1886 2, 69 ff hätten den verf. belehren können, dass etwaige einschaltungen und der schluss der chronik spätestens in die zweite hälfte des 14 jhs. zu verlegen sind; Perlbach aao. und dr Wojciechowski Kwartalnik historyczny [historische vierteljahrschrift] 1887 1, 316 halten den Johannes von Czarnkow, dessen Chronicon Poloniae Monum. Poloniae 2, 619—756 ein halbes jh. 1333—1384 umfasst, für den interpolator. schliefslich ist es noch sehr fraglich, ob dieser Helgunde für 'eine deutsche prinzessin' s. 15 hielt. da er sie aao. 510ᵇ, 22 *sponsam cuiusdam regis Francorum filiam*, Walthers nebenbuhler dagegen 511ᵃ, 9 *regis Almaniae filium* oder 511ᵇ, 25 kurzweg *Almanum* nennt, Helgundens vater aber jenseits, den *rex Almaniae* diesseits des Rheins herschen lässt, so scheint er mir einfach, ebenso wie Paprocki und Bielski, in anlehnung an die französische nomenclatur an Frankreich und Deutschland gedacht zu haben.

Die zuerst von JGrimm Lat. gedd. s. 111 ff näher berührte frage, auf welchem wege wol die sage nach Polen gedrungen sein möchte, ist noch ungelöst. canonicus Polkowski, welcher Dawne relikwijarze 1881 s. 7 ff die künstlerisch und inhaltlich höchst bedeutenden reliefs eines von ihm entdeckten, jetzt in der schatzkammer der Krakauer kathedrale aufbewahrten elfenbein-

[1] aus dem umstande, dass Długosz († 1480) diese sage nicht erzählt, glaubt Kn. folgern zu müssen, er habe eine hs. dieser chronik benutzt, welche jene begebenheiten nicht enthielt (s. 13). dagegen genügt es zu bemerken, dass alle bis jetzt bekannt gewordenen hss. unserer chronik die Walthariussage enthalten.



kästchens irrtümlich für scenen aus der polnischen Waltharius-sage ansieht, hält die mönche des benedictinerklosters zu Tyniec bei Krakau, dem stammsitze des Waltharius robustus, für die vermittler zwischen SGallen und Krakau.[1] da jedoch von einer unmittelbaren einwürkung des epos auf die gestaltung der poln. sage nicht die rede sein kann, fand wahrscheinlicher auch diese sage gleich den anderen nordischen durch deutsche kaufleute, denen der Krakauer markt seit 1354 offen stand (vgl. Nehring aao. 358 ff), also vom norden her über Sachsen eingang und verbreitung. spricht aber in diesem besonderen falle mit rücksicht auf die funde Weinholds und Karajans (vgl. Zs. 2, 217 ff. 12, 281. San Marte aao. s. 183 ff) nicht ebenso vieles für die annahme einer einwanderung dieser sage aus dem westen, etwa über W i e n, mit dem Krakau seit 1362 in geregelten handelsbeziehungen stand (Piekosinski, Kodeks dyplomatyczny Krakowa s. 40)? —

Während somit der an poetischen zügen überreiche erste teil dieser sage vom erborgten glanze deutscher epik lebt, ist andererseits dem interpolator ebenso wenig die obscönität des zweiten teiles zur last zu legen; eher verdient er dank, dass er die ursprüngliche, kecke robheit der motive nicht verwischte. dass Kn., anstatt den sich hier von selbst darbietenden weg einer sagenvergleichenden untersuchung einzuschlagen, sich mit unmotivierten hypothesen zufrieden gab, ist um so auffallender, als er selbst bereits das gebiet der sagenforschung mit geschick und erfolg betreten hat (vgl. seine Volkssagen, erzählungen, aberglauben, gebräuche und märchen aus dem östlichen Hinterpommern, Posen 1885, und Zs. der hist. ges. für die provinz Posen 1886 2, 25—32).

Bekanntlich gehört der zweite teil der poln. Walthariussage einem grofsen sagenkreise an, 'dessen mittelpunct die abscheuliche treulosigkeit eines weibes bildet, mit der es die liebe des gatten belohnt.' am ausführlichsten haben über denselben gehandelt FVogt, Die deutschen dichtungen von Salomon und Markolf 1880 1, XLII. LXVI ff und FLiebrecht, Germania 5, 47 ff (= Zur volkskunde 1879 s. 39 ff). 11, 172 ff. 21, 67 ff. 25, 33 ff, Orient und occident 1, 125 ff. 3, 357 f; zu vergleichen ist ferner Wilmanns, Anzeiger VII 279 ff, Benfey, Pantschatantra 1, 436 ff, SBugge Forhandlingar i videnskabs selskabet, Christiania 1862 s. 41 f, WHertz, Deutsche sage im Elsass 1872 s. 243 ff, MLandau, Die quellen des Boccaccio² 1884 s. 301 ff, Bistrom, Zs. f. völkerpsychologie 6, 132 ff, Schiefner, Mélanges russes 4, 242 ff, Nehring aao., Karłowicz Ateneum 1881 24, 214 ff und RRischka Verhältnis der poln. sage von 'Walgierz wdały' zu den deutschen

[1] dies interessante reliquien-, richtiger brautschmuckkästchen enthält darstellungen aus den fabliaux, den epen Chrestiens (Parcival, Lanzelot), Tristan usw. vgl. meine abhandlung in den Denkschr. der Krak. acad. d. wiss. 5, 172—240 über die litterarischen quellen zu diesen elfenbeinreliefs.

sagen von WvAquitanien, Brody 1880 (letzterer mit dem verfehlten versuch, die sage durch beziehungen zur germ. mythologie zu erklären). ich schliefse mich im allgemeinen der von FVogt aao. LXXI vorgeschlagenen einteilung der ganzen masse der hierher gehörigen sagen in zwei classen an: in der ersten (der Salomongruppe) bildet die persönlichkeit des verführers das characteristicum: der umstand, dass hier die frau sich mit einem centauren, ungeheuer, riesen, zwerge, elenden krüppel, einem an händen, füfsen, nase und ohren verstümmelten menschen, im besten falle mit einem neger oder mohren oder hässlichen heiden vergeht, verleiht dieser gruppe einen ausgeprägt märchenhaften character. das punctum saliens der zweiten classe (der Walthariusgruppe) besteht in der äufserst krassen situation, wo der gatte gefesselt, angebunden, angenagelt, auf glühenden kohlen stehend, im feuer hängend usw. augenzeuge der schamlosigkeit seiner frau sein muss. ob aber der verführer ursprünglich ein der obhut des weibes anvertrauter gefangener ist, ob die befreiung des gatten durch ein wunder (Somadeva), durch die blinde wut des weibes (deutsche Gesta Rom.), durch dessen zweite frau ([Bogdo-Geser-Chan], Halvssaga), durch den sohn (Rudolf vSchlüsselberg, Grujo Novakovič, [Raso]), oder durch die schwester des verführers (russ. bylinen, poln. Walthersage uö.) herbeigeführt wird, ob der betrogene die letztere heiratet, oder ihr nur die ehe verspricht, ob und welche rache er an dem verführer und der untreuen übt — alles dies sind nebenumstände, die Vogt vielleicht zu viel beachtet und die zwischen beiden classen hin- und herspringend die gruppierung der sagen auf keine weise beeinflussen können. dass der zum tode verurteilte gatte durch ein verabredetes hornsignal sein heer herbeiruft und sich befreit, ist jedoch ein ausschliefslich der Salomogruppe angehöriges motiv, wozu weitere parallelen bei Wilmanns aao. 282 ff.

Zu den von Vogt aao. LXXII f angeführten versionen der Walthariusgruppe ist noch folgendes zu bemerken und nachzuholen. die geschichte (der deutschen Gesta Romanorum Graesse 2, 193) Von dem ritter der sein weib mit im gen praupfsi fürt *(Gordianus waz gewaltig ze rom)* kommt nur im Grimmschen codex Berolin. 81 4° v. j. 1469 und im cod. Turic. C 113 fol. (vgl. Oesterley, Gesta Rom. 1872 s. 208. 230) vor. die lat. Gesta (also wol auch der noch nicht untersuchte cod. Krakov. 430 v. j. 1437) kennen sie ebenso wenig, wie die altengl. (hg. von Sidney JHHerrtage 1879. EETS extra series 39) und die altfr. (Le violier des hist. rom. par Brunet 1858). auch die polnischen Gesta (VDiederichs, Russische revue 1880 17, 128 anm.), deren erste ausgabe nach Pypin очеркъ литературной исторіи старинныхъ повѣстей и сказокъ русскихъ 1857 s. 183 in Krakau 1691 herauskam, scheinen diese geschichte nicht zu kennen; wie hr dr Semkowicz, der für mich die zweite ausgabe von 1773

einzusehen die güte hatte, berichtet, wird unter Gordianus nur die bekannte geschichte von der ehebrecherin und den hähnen (Oesterley aao. s. 380) erzählt.

Eine merkwürdige verwandtschaft, ja oft eine wörtliche übereinstimmung mit dieser geschichte bekundet die hebräische erzählung vom schönen jüngling aus Tiberias im Bet ha — Midrasch Sammlung kleinerer Midraschim usw. hg. von AJellinek 1857 4, 146, auf die ich durch MLandau aao. s. 301 aufmerksam wurde.[1] folgende zwei züge hat nur diese mit der erzählung der Gesta 'der ritter in Preufsen' gemein: 1) nachdem der verführer (hier ein räuber), welcher vor den augen des jünglings bei dessen frau liegt, erwacht ist, trinkt er wein aus einem becher, in den eine spinne (hier: schlange) gift hineingespieen hatte und stirbt. 2) der gatte versammelt zu hause zahlreiche gäste, erzählt seine schmach und fragt, wie seine frau zu bestrafen sei.

Unter den russischen und ruthenischen bylinen verdient ganz besondere beachtung die von Karłowicz aao. 224 nach der erzählung des Kirsza Danyłow, eines Ukraincen des 18 jhs. (vgl. OMiller, Ilia Morumec 369 f) mitgeteilte sage von Iwan Hodynowicz, der kaufmannstochter Nastasia und dem czar Afromej, teils weil sie mit der erzählung des Somadeva Bhatta aufs engste zusammenhängt, andererseits, weil sie durch die entfernung jedweden wunderbaren beiwerkes eine interessante übergangsform aus den asiatischen zu den europäischen versionen, zunächst zur südslavischen fassung, der von SKapper, Gesänge der Serben 1852 1, 123 ff und ETeza, Infedelità della moglie di Gruja, Bologna 1862 mitgeteilten serbischen volksballade mit ihrem düster tragischen ende, bildet.

Die einzige mir bekannte romanische fassung ist Boccacios unzweifelhaft hierher gehörige köstliche novelle Decam. 3 tag, 4 erzählung, in der der arme, betrogene bruder Puccio nächte lang wie ein gekreuzigter an ein brett (DWSoltau Dekam. 1, 295 übersetzt ganz unsinnig *tavola* mit 'tisch') angelehnt und den himmel anstarrend seine paternoster murmelt.

Über die sage von Hjørleif den kvindekjære, welche in der Halvssaga (FAS 2, 33 ff) cap. 8 erzählt wird, gibt PEMüller Sagabibliothek 1818 2, 450, und nach ihm Liebrecht Germ. 25, 39 unbegreiflicher weise an, Hjørleifs zweite ihn befreiende frau Hild habe öl ins feuer 'olie i ilden (!)' gegossen; die quelle hat *mungáti* = schlechtes bier (øl). zu vergleichen ist noch RKeyser, Norges Historie 1866 1, 123. Hiørleif wird von der untreuen Aesa gerade so wie Salomo von der Salamanija (vgl. FVogt aao. XLII) zuerst in eine kiste gesperrt. dagegen muss das von Liebrecht

[1] dagegen vermag ich in der geschichte der Milesierin Erippe vgl. Parthenii Nicaeensis narrat. amat. libellus cap. 8 ed. ChrGHeyne 1798 s. 19 — 22 keine verwandten züge zu entdecken.

Germ. 25, 39 angeführte märchen von den drei schlangenblättern Grimm KHM nr 16 ebenso wie Rafolds Nuzberc GA 1, 441 ff (Vogt LXVII) der Salomogruppe zugewiesen werden.[1]

Der zweite teil der Walthersage wurde in Polen vielfach litterarisch verwertet, in versen (von Załuski, Zebranie rytmów 5, 3) und prosa (von MBalinski, Tygodnik Wilenski 1819 8, 225 ff. 257 ff. Magnuszewski, Niewiasta polska w trzech wiekach. WWojcicki, Klechty i podania 1851 1, 32 ff) nacherzählt und von AHofman (Wiszniewski Hist. lit. 1, 241) und JJD[embowski] Kraków 1810 zu mittelmäfsigen dramen benutzt.

Von interesse für die sagengeschichte ist es, dass Walther zum ahnherrn, und zwar nicht wie in Deutschland nur zweier schon im 15 jh. erloschener adelsgeschlechter WHertz aao. 245, sondern der mächtigsten sippe polnischer adelsgeschlechter wird; sie führen im wappen ein beil *(topór)* mit dem nebennamen, dem sog. 'proclama' *starza* (Szajnocha, Nowe szkice 1857 s. 5 ff). Paprocki erzählt aao. angeblich nach anderen quellen dieselbe geschichte mit geringfügigen abweichungen: Walther weilt am hofe des königs von Frankreich *(króla francuskieyo)*, sein nebenbuhler ist ein deutscher königssohn und heifst Arinaldus, Wislaus heifst Wislimier, seine schwester Rynga, die einzelheiten des zweikampfes kennt er nicht. Walther wird nicht mehr wie in der grofspoln. chronik *vinctus bogis ferreis extensis manibus collo et pedibus fortiter erectus* an die wand geschmiedet, sondern auf einen eisernen ochsen (wol ein marterwerkzeug und nicht, wie Nehring aao. 372 annimmt, die dunkle nachwürkung der verwandlung Dobrynias durch Marynka in der russ. byline) gesetzt, in fesseln geschlagen und diese an die wand befestigt. Niesieckis Wappenbuch (Leipziger ausgabe von 1842) 9, 95 bringt nur einen auszug aus Paprocki. Bielski aao. s. 175 nennt ebenfalls Helgunde eine Französin *(A ta była francuska)*. JKarłowiczs ansicht aao. 218, als habe Szajnocha aao. 3 zuerst den beinamen Walthers *vdali (wdalj, udali)* richtig gedeutet, ist unrichtig, denn bereits in dem (wahrscheinlich im 17/18 jh. gefälschten) Procosii Chronicon Slavosarmatorum, Varsoviae 1827 lesen wir s. 128: *Walgerus Starzon de Panigrod Wdaly id est udatny* [= tüchtig] *alio dictus vocabulo. udaly* ist auch das gewöhnliche epitheton der helden des (russischen) Vladimirschen sagenkreises (Rybnikow 1, 97. 135 uö).

[1] noch vor kurzem hörte ich in officierskreisen dieselbe wo möglich mit einer noch bedenklicheren pointe ausgestattete sage. ort der handlung war Italien, dramatis personae ein galanter räuber und ein auf der hochzeitsreise begriffenes ehepar.

München 27. II. 88. JOHANN VON ANTONIEWICZ.

Die Griseldissage in der litteraturgeschichte. von dr FRIEDRICH VON WESTENHOLZ. Heidelberg, KGroos, 1888. 2 bll. und 177 ss. 8°. — 2,70 m.

Die vorliegende von der philosophischen facultät zu Heidelberg als inauguraldissertation genehmigte schrift trüge besser den titel: Beiträge zur geschichte und behandlung der Griseldisfabel — die bezeichnung 'fabel' oder 'novelle' verdient entschieden den vorzug vor 'sage' —, denn das vom verf. verwertete material weist gegenüber dem von Köhler in seinem bekannten artikel verzeichneten (vgl. auch Zs. 29, 438) doch zu grofse lücken auf, als dass der gewählte titel berechtigt wäre. es lag kein grund vor, sich mit der HSachsischen comödie zu begnügen, wo ein nachschlagen bei Goedeke dem verf. die orte kenntlich gemacht hätte, an denen exemplare der Augsburger Griseldis, der dramen des GMauritius und des GPondo aufbewahrt werden. und wäre es denn bei einigem nachspüren würklich so schwer gewesen, sich einsicht in den so wichtigen originaltext von Petrarcas übersetzung (s. 21), in HvNicolays Vermischte gedichte (s. 49), in HGroenevelds Marburger dissertation (1886) über Le mystere de Griselidis (s. 83. 164) oder in die spanische comödie des Lope de Vega (s. 116) zu verschaffen, selbst wenn in letzterem falle eine nach Wien gerichtete anfrage erfolglos blieb? bei anders formuliertem titel würde sich die lückenhaftigkeit des materials weniger geltend machen, desgleichen die bevorzugung der englischen repräsentanten der fabel gegenüber den älteren deutschen bearbeitungen weniger auffallen: die md. von Schröder edierte behandlung nach Petrarca war mindestens anzuführen, die von mir 1885 veröffentlichte Grisardis des AvEyb ist erst in einem nachtrag zugleich mit der von Gallée (1884) mitgeteilten niedersächsischen novelle besprochen. — in der frage nach dem ursprung der erzählung, die wir nicht über Boccaccio hinaus zu verfolgen vermögen und die wol auf mündlicher tradition beruht, sodann betreffs der verschiedenen volksbücher und märchen fufst der verf. im wesentlichen auf Köhler, den er im einzelnen weiter ausführt. die grundlegenden bearbeitungen durch Boccaccio und Petrarca, dessen auffassung mit unserem ästhetischen empfinden mehr im einklang steht, sind gut characterisiert; bei ersterem macht vW. auf einen widerspruch in der zeichnung des markgrafen aufmerksam, der kaum ursprünglich, vielmehr durch einen späteren, von Boccaccio selbst oder von anderer hand herrührenden zusatz entstanden sein wird. willkommen und dankenswert sind auch die untersuchungen, die vW. über einige englische behandlungen bietet: über die an Petrarca anknüpfende, durch zutat einer reihe feiner züge sowie durch anmut der form sympathisch berührende bearbeitung Chaucers, der in dem gleichen jahre (1373), als Petrarca dem Boccaccio seine Griseldis übersandte, sich in Italien aufhielt und damals gewis kenntnis von der erzählung nahm, über eine altenglische

ballade (vor 1600) sowie über das 1599 von ThDekker, HChettle und WHaughton gemeinschaftlich verfasste drama The pleasant comedy of patient Grissil. in diesem, das Boccaccio und die englische ballade als vorlagen benutzte, ist das eigentliche Griseldismotiv, das hier zur zähmung einer nicht widerspänstigen geworden ist, mit einem anderen, der nichtzähmung einer widerspänstigen verbunden, ja es findet sich sogar eine dritte variation des themas eingefügt, vertreten durch eine dame, die durch die beiden beispiele einer schlimmen ehe abgeschreckt sich zur ehelosigkeit entschliefst. aufser diesen in England entstandenen nachbildungen behandelt vW. eingehend noch ChPerraults novelle in versen (1691), in der die handlung durch bezugnahme auf französische zustände ein locales gepräge erhalten hat, die comödie des HSachs und FHalms dramatisches gedicht, während er sich für Lope de Vega aus oben berührten gründen auf die inhaltsangabe bei Grillparzer Sämmtl. werke 8, 229 beschränken muste. bei Halm verweilt der verf. am längsten und bemüht sich, der dichtung gerecht zu werden. allein, mögen die von Halm vorgenommenen abwandlungen, durch die er den stoff unserer anschauungsweise näher zu bringen gesucht hat, noch so geschickter art sein: für unser gefühl bleiben die beiden hauptträger der handlung verletzend und selbst die vorzüglichste darstellung wird dem nicht abzuhelfen vermögen. — im allgemeinen ist bei der characteristik der verschiedenen bearbeitungen das streben anzuerkennen, den dichterischen motiven auf die spur zu kommen. der verf. ist nicht ohne ästhetische bildung. um abschliefsendes zu bieten, dazu reichte freilich einmal das benutzte material nicht aus, sodann aber würde bei anderer anordnung, als sie der nach den poetischen gattungen gruppierende verf. befolgt, das eigenartige der einzelnen litterarischen zeugen schärfer hervortreten. die untersuchung hätte, nachdem sie, chronologisch verfahrend, unter berücksichtigung des landschaftlichen, den leser mit dem gesammten stoffe vertraut gemacht, nach den motiven zu gliedern; einen ansatz dazu macht der verf. auf s. 70. — die History of patient Grisel (s. 31) ist nun auch von HBWheatley in den Publications of the Villon society herausgegeben, vgl. Jahresbericht 8, 202. — die conjectur resp. emendation zweier stellen im englischen drama (s. 98. 99) verdient beachtung.

Ich benutze die gelegenheit zu einigen das material der Griseldisfabel vervollständigenden bemerkungen. da Steinhöwels bekannte übersetzung nach Petrarca noch immer von zeit zu zeit dem Niclas von Wyle, dessen übertragung bis jetzt nicht wider aufgefunden worden ist, zugeschrieben wird[1] (Goedeke Grundr.[2] 1, 364 f,

[1] Karg in seiner dissertation über die sprache Steinhöwels lässt bei aufzählung der werke des letzteren die Griseldis ganz unberücksichtigt, ob aus irrtum oder weil er sie nicht als werk Steinhöwels betrachtet, bleibe dahingestellt.

siehe auch Kinzel Der junker und der treue Heinrich s. 17), so ist es vielleicht nicht überflüssig, einmal den wortlaut der stelle anzugeben, die die autorschaft Steinhöwels sicher stellt. seiner übersetzung von Boccaccios De claris mulieribus ist im Ulmer druck von 1473 nach dem texte und dem druckvermerk (bl. 140ᵃ *Geendet seliglich zů Vlm von Johanne zainer von Rütlingen,* bl. 140ᵇ leer) auf 12 blättern die Griseldis angefügt: *So ich aber von stätikait vnd getrüwer gemahelschafft so manger frowen geschriben habe vnd von kainer grôssern vber die grisel, von der franciscus petrarcha schrybe, doch vſs johanis boccacij welsch in latin, vnd von mir vſs latin in tütsch gebracht, so bedunket mich nit vnbillich syn, das sie ŏch by andern erlüchten frowen waren hystorien geseczet werde, Ob ŏch sôlliche geschicht in warhait beschenhē oder vm̄ ander frowen manūg zů gedult geseczet werden.* auf diese einleitung folgt unmittelbar die mit den worten *In dem land Italia gegen nidergang der sunnen lyt ain überhoher berg gehaiſsen Vesalus* beginnende übersetzung, die sich im Hausschatz deutscher prosa von HKünzel 1, 89 ff wider abgedruckt findet. Steinhöwel oder sein drucker hielt es also für zweckmäſsig, die bisher (seit 1471) ohne angabe des übersetzers verbreitete Griseldis auch dem werke Von etlichen frowen einzuverleiben. — eine untersuchung über die hsliche überlieferung der Steinhöwelschen Griseldis wäre wünschenswert: auſser den von Goedeke verzeichneten cgm. 252. 311. 403, der Donaueschinger hs. 150 vom jahre 1468, dem cod. Pal. germ. 119 kämen noch in betracht eine Wolfenbüttler hs. (75. 10 Aug. fol. bl. 55—71ᵃ, vgl. Knieschek Ackermann aus Böhmen s. 69), gleichfalls aus dem jahre 1468, sowie zwei fassungen in der Gieſsener hs. 104 bl. 69ᵃ und 118ᵃ; dagegen liegt in der Erlanger hs. 1699 ein dritter text der Eybschen Grisardis vor, von dem ich durch Steinmeyers güte eine collation besitze. — das von Köhler in seinem Griseldisartikel s. 418ᵃ sowie von Gallée Een nedersaksische novelle van Griseldis s. 14 erwähnte hsliche nl. gedicht Van den greue end van Grisillen in 436 versen befindet sich jetzt auf der universitätsbibliothek zu Gent. durch die güte des dortigen bibliothekars herrn FVanderhaeghen konnte ich von dieser in der hs. die jahreszahl 1517 tragenden dichtung, die, so viel ich sehe, die nl. prosahistorie aus dem ende des 15 jhs. (siehe Köhler s. 416ᵃ) als quelle benutzt, abschrift nehmen. die namen der handelnden personen sind hier Gautiers, Grisilla (Grisille) und Jan Nycolaes; der ton des ganzen ist ansprechend und gemütvoll. eine eingehendere erörterung muss ich mir versparen, desgleichen betreffs der durch dieselbe freundliche vermittelung mir zugänglich gemachten dreiactigen (nicht fünfactigen, wie Köhler s. 420ᵃ angibt) lat. comödie Grisellis des Eligius Eucharius-Houckaert, die 1518 durch dessen schüler zu Gent aufgeführt und 1519 zu Antwerpen gedruckt wurde. die uni-

versitätsbibliotheken zu Gent und Löwen bewahren exemplare dieses seltenen im stile der römischen comödie verfassten werkes, das schon deshalb für das drama des 16 jhs. von interesse ist, weil es vor Macropedius und Gnapheus fällt. vgl. einstweilen Vanderhaeghen Bibl. belgica s. v. Houckaert. — aus jüngerer zeit hat mir dr Bolte noch folgende bisher unbeachtet gebliebene Griseldisdramen nachgewiesen: 1. Amor personatus s. Gualterus in Griseldam simulate furens . . . in episc. Lyceo pp. Bened. Frisingae 1736. 8° (druck der Strafsburger universitätsbibl. Cd III). 2. ein Freisinger lat. schuldrama vom jahre 1762: Gaudens patientia duris (?) in Gualteri Salassiorum regis lectissima conjuge spectata, clm. 2204 f. 406. 3. ein deutsches jesuitendrama vom jahre 1783 in Regensburg, vgl. Verhandlungen des hist. vereins von Oberpfalz und Regensburg 37 (1883), 154. 4. Griselda ossia la virtù al cimento. dramma. Milano. 12°. 1815 (exemplar auf der Prager universitätsbibl.). — aufführungen fanden statt 1393 zu Paris (Petit de Julleville Les mistères 2, 182), 1579 zu Frankfurt a/M. (Arch. für Frankfurter gesch. n. f. 9, 14 f), 1598 zu Deynze (EvdStraeten Le théâtre villageois en Flandre 1, 22), 1626 und 1671 durch englische comödianten in Dresden (MFürstenau Zur gesch. der musik und des theaters am hofe zu Dresden 1, 97. 231), 1740 zu Grammont (FFaber Histoire du théâtre français en Belgique 1, 49. 4, 347), 1770 zu Kaufbeuren (Arch. f. litteraturgesch. 14, 230), 1775 zu Renaix (FVanderhaeghen Bibl. Gantoise 3, 274. 7, 256). — in des Schmalkaldener schulmeisters Dietrich Mahrold gereimter schwanksammlung: Schmahl Vnndt Kahl Roldmarsch Kasten 1608 (ms. poet. fol. 21 der Cassler landesbibliothek) findet sich, wie mir dr Bolte gleichfalls mitteilt, unter nr 64 Griseldis nach Boccaccio. derselbe autor hängte die 'Historia Grisilla in achtsyllabige Teutsche Versreimen transferiret' einer metrischen bearbeitung der bücher Salomonis vom jahre 1622 an (Cassel, ms. theol. quart. 33), vgl. Arch. f. litteraturgesch. 14, 446 n. — endlich vgl. noch Germ. 31, 340. Alem. 14, 279 f.

Tübingen 19. 3. 88. PHILIPP STRAUCH.

Untersuchungen über den satzbau Luthers von dr HERMANN WUNDERLICH. I teil: die pronomina. München, Lindauersche buchhandlung (Schöpping), 1887. II und 70 ss. 8°. — 1,50 m.

Für den ausbau einer geschichte der deutschen syntax ist es nachgerade die höchste zeit geworden, dass auch die syntax Luthers einer systematischen behandlung unterzogen wird. was bis jetzt an diesbezüglichen versuchen oder gelegentlichen bemerkungen geleistet wurde, ist bis auf wenige geringe ausnahmen gar zu dürftig, als dass es für eine wissenschaftliche darstellung dieses



gebietes einen genügenden untergrund geben könnte. die bekannten arbeiten von Mönckeberg (Hamburg 1855) und Wetzel (Stuttgart 1859) boten ebenso wenig ausbeute, als es mit dem werke von Hopf (Nürnberg 1847) schon früher der fall gewesen war. der erste, der die sprache Luthers in umfassenderer weise zum gegenstande einer syntactischen untersuchung gemacht hatte, war ALehmann in seinem buch Die sprache Luthers in seiner übersetzung des neuen testaments, Halle 1873. aber er hatte sich wie alle seine vorgänger dabei auf die sprache der bibel, und zwar speciell auf die des neuen testaments beschränkt. dazu tritt die kleine schrift von Gustav Kiefsling Bibelsprache und mittelhochdeutsch, Zschopau 1876, programm, die dem verf. vorliegender arbeit, der sich sonst auf dem gebiete der Lutherlitteratur, so weit sie die sprache des reformators betrifft, genügend bewandert zeigt, entgangen zu sein scheint; sie gehört hierher, weil sie gerade auf die syntax, allerdings wider nur der bibelsprache, bevorzugend rücksicht nimmt. dagegen hatte der aufsatz von LEBorowski Über den geist und styl D. Mart. Luthers ..., der übrigens bereits Königsberg 1793 separat erschienen war, während die ausgabe Königsberg 1811 (Wunderlich s. 4) als anhang zu den von KFaber herausgegebenen briefen Luthers an herzog Albrecht von Preufsen nur einen neuen abdruck gab, kaum den anspruch auf erwähnung bei einer wissenschaftlichen arbeit über Luthers sprache, zumal er nach Wunderlichs eigener aussage (s. 4) 'überhaupt keine syntactische ausbeute gewährte.' er handelt, indem überhaupt erst auf den letzten seiten der stil Luthers in die betrachtung hineingezogen wird, nur über Luthers 'gabe, sich kurz und voll energie auszudrücken', sowie über die gelegentliche, jedoch in dem character jener zeit begründete derbheit seiner worte, und gibt diese bemerkungen lediglich in ganz allgemeiner form und mit benutzung allerspärlichsten materials. weit eher hätte dann der vortrag von Heinrich Hoffmann Dr. Martin Luthers verdienste um die deutsche sprache, Breslau 1832, angeführt werden können, trotzdem auch hier die erörterungen nur ganz allgemein gehalten sind, ohne jeden beleg und ohne specielle berücksichtigung der syntax. aber die anführung solcher schriften, die für den vorliegenden zweck jedes wissenschaftlichen wertes entbehren, ist eben überflüssig. von umfassenderen werken, in denen Luthers sprache nur einen teil des ganzen bildet, nennt der verf. Rückerts Geschichte der nhd. schriftsprache, Leipzig 1875, und Erdmanns neuerdings erschienene Grundzüge der deutschen syntax I, Stuttgart 1886. namentlich der letztere, der vor allem das system von Miklosich bot, konnte gelegentlich herangezogen werden, während Rückert die syntax Luthers nur mehr skizzierend berührt. wenn aber der verf. solche darstellungen überhaupt berücksichtigte, hätte er auch den dritten teil von Kehreins Grammatik der deutschen sprache des 15—17 jhs., Leipzig 1856,

erwähnen müssen, obwol sie von den schriften Luthers nur die bibelausgabe Wittenberg 1543 fol. in den bereich der betrachtung zieht, zumal nachdem Erdmann (Grundzüge I s. 4) für Kehreins syntactische arbeiten eine lanze eingelegt hat. und mehr noch wie Kehrein hätte Vernalekens Deutsche syntax, Wien 1861. 63, aufgeführt werden müssen, da dieser aufser auf Luthers bibelübersetzung ganz besonders auch auf dessen übrige prosaische schriften rücksicht nimmt (vgl. das verzeichnis daselbst I s. XIV ff), wenn auch seine darstellung, wie alle bisherigen, sich in einem anderen system bewegt.

Wunderlich ist der erste, welcher es versucht hat, auf grund eines umfangreicheren materials, als es die bibel naturgemäfs zu bieten vermag, die syntax der sprache Luthers zum gegenstand einer systematischen einzelbearbeitung zu machen. als quellen standen dem verf. nur für verhältnismäfsig wenige von Luthers schriften originaldrucke zur verfügung. im übrigen benutzte er den ersten band der durch Knaake besorgten kritischen gesammtausgabe von Luthers werken (Weimar 1883), ferner die unter Braunes leitung in Halle erscheinenden neudrucke, schliefslich grofsenteils die Erlanger ausgabe der werke (Erlangen 1826 ff), zum teil nach der neuen, von Enders besorgten auflage (Frankfurt a/M. 1883 ff). der verf. hat somit in jedem falle, wo ihm die originale fehlten, wenigstens zur zeit, als er die von ihm benutzten schriften Luthers für seine zwecke auszog, sich nach möglichkeit der besten ersatzmittel bedient, denn auch die Erlanger ausgabe ist für syntactische zwecke völlig ausreichend; und dieses bewustsein muss über das gefühl des mangels einer einheitlichen citierung hinweghelfen. aber für eine endgiltige Luthergrammatik oder auch nur für die endgiltige feststellung eines teiles derselben ist die citierung nach den originalen unabweisbares erfordernis. in gröfserem mafsstabe hat dies bereits PhDietz in seinem Wörterbuch zu Luthers deutschen schriften (Leipzig 1870. 72) getan, wobei, was von Dietz nicht geschehen, leicht durch einführung einer bestimmten abkürzung oder einer auf vorheriger nummerierung beruhenden zahlangabe eine bedeutende raumersparnis für den druck herbeigeführt werden könnte.

Die benutzten originaldrucke sucht der verf. zum gröfseren teil durch verweisung auf die bibliographisch-historischen einleitungen der Erlanger ausgabe (erster auflage) zu identificieren. dies verfahren ist vollkommen gerechtfertigt, da die angaben in der Erlanger ausgabe vielfach besser sind als die bei Panzer. warum aber der verf. aufserdem und auch bei den übrigen originaldrucken die signaturen der Münchner universitätsbibliothek beifügt, ist mir unerfindlich. denn diese können doch nur für denjenigen wert haben, der in der lage ist, die genannte bibliothek benutzen zu können. statt dieser unnötigen zutat hätte W. lieber

denjenigen autographis Luthers, die er nicht nach der Erlanger ausgabe bezeichnete, resp. bezeichnen konnte, die signatur von Panzer oder Weller zufügen sollen, um die controle der angeführten belege zu erleichtern, eventuell überhaupt zu ermöglichen. das konnte bei allen bis auf die eine schrift Von den schlüsseln, aus dem jahre 1530, geschehen. wir wüsten dann zb., welche ausgabe der schrift Vom ehlichen leben, Wittenberg 1522, dem verf. vorgelegen hätte. von dieser führt Panzer fünf nummern aus dem jahre 1522 an, darunter zwei mit der ortsangabe Wittenberg, und Weller fügt noch vier ausgaben desselben jahres (drei im Repertorium s. 245, eine im [I] supplement s. 25) hinzu, worunter ebenfalls zwei aus Wittenberg. das exemplar, welches der verf. von dem druck Wider die himmlischen propheten, Wittenberg 1525, benutzte, ist identisch mit Panzer 2, 2655, und scheint in der Erlanger ausgabe nur durch versehen die abweichungen in der titelangabe zu führen. vielleicht aber liegen auch hier zwei verschiedene exemplare vor, wie sie der verf. für die erste schrift gegen Emser unter abweisung der in der Erlanger ausgabe bd. 27 s. 201 geäufserten vermutung sicher gestellt hat.

Aufser Luthers eigenen schriften benutzt W. nur gelegentlich noch andere zeitlich nahe liegende arbeiten: die übersetzung von v. 1—56 der achten ecloge des Vergil durch den humanisten Werner von Themar, die Hartfelder in der Zs. f. d. gesch. des Oberrheins bd. 33 (1880), s. 99—101 mitteilt, Reuchlins übersetzung von cap. 1—10 der Tusculanen des Cicero, abgedruckt von Hartfelder im programm des gymnasiums zu Heidelberg 1884, s. 18—27, und andere kleinere stücke, die gelegentlich im texte erwähnung finden. von Huttens schriften findet die übersetzung des gesprächs Vadiscus oder Trias Romana nach der ausgabe von Böcking (Huttens schriften bd. IV s. 145—259) berücksichtigung. von anderen gröfseren werken werden namentlich Brants Narrenschiff in der ausgabe von Zarncke und Murners gedicht Von dem grofsen lutherischen narren in der ausgabe von Kurz (Zürich 1848) herbeigezogen.

Aber so interessant auch die unter diesen streiflichtern hervortretenden bilder sind, so kann doch erst eine ausgedehnte chronologische, locale und causale berücksichtigung solcher quellen ein einheitliches gröfseres gemälde hervorbringen. die endgiltige lösung dieser aufgabe, welche im grunde mit einer darstellung der geschichte der nhd. schriftsprache zusammenfällt, und die wir in dieser form wol von Halle aus zu erwarten haben, ist aber erst nach noch mancher einzelarbeit möglich.

Von diesen vereinzelten seitenblicken auf zeitgenössische werke abgesehen, zieht der verf. nur gelegentlich das mhd., einige male auch das nhd. in den kreis der vergleichung, zumeist nach den in Erdmanns Grundzügen gegebenen resultaten. läugnen lässt sich ja nicht, dass das buch durch eine systematisch ver-

gleichende heranziehung besonders früherer sprachperioden einen ungleich höheren wert erhalten hätte, namentlich wenn etwa die hierbei hervortretenden unterschiede auf ihren mundartlichen ursprung oder auf die in dem bestreben des reformators nach möglichster volkstümlichkeit und verständlichkeit wurzelnden psychologischen motive oder gar auf fremdsprachlichen einfluss, wie den des lateinischen, den der verf. verschiedentlich (zb. s. 57, ferner s. 66 abs. 6, s. 69 abs. 6. 7) nachzuweisen sucht, zurückgeführt würden, aber sowol die manigfaltigkeit im sprachgebrauch Luthers als die menge des materials bieten vollwiegende gründe, um eine im wesentlichen auf Luthers schriften und ihre erscheinungen gerichtete beschränkung der betrachtungen zu rechtfertigen.

Dieser standpunct dünkt mich derjenige, von welchem aus die vorliegende arbeit betrachtet sein will, und von welchem aus sie betrachtet werden muss, wenn man nicht unbillige anforderungen stellt. und von diesem standpunct aus kann man sich mit den resultaten, die der verf. erzielt, im allgemeinen wol einverstanden erklären, zumal er sich meist in rein objectiver darstellungsform bewegt.

Im ersten teil wird die einfache verbalform behandelt. dieser abschnitt schliefst sich an das in Erdmanns Grundzügen § 3—5 gesagte an. die hergehörigen erscheinungen werden jedoch, abweichend von Erdmann, nach den drei personen eingeteilt, somit der imperativ, der bei Erdmann im § 3 eine sonderstellung einnimmt, unter der zweiten person behandelt. für das vorkommen der auffordernden ersten person pluralis ohne hinzutritt des pronomens *wir* führt W. s. 12 abs. 4 gegen Erdmann (aao. § 4) zwei belege aus Murner an, die jedoch beide nicht stichhaltig sind. denn im ersten falle (v. 1455; im original Kiii[a] z. 1) liegt mit gleicher wahrscheinlichkeit die zweite person pluralis des imperativs vor, wie die vergleichung mit v. 1480. 1 (Kiii[a] z. 26. 27) zeigt, und die in dieser auf *-en* auslautenden form bei Murner überaus häufig ist, vgl. die bemerkung von Kurz in seiner ausgabe s. XLIII, und im zweiten falle (v. 1367; Jiiii[a] z. 24) geht das pronomen *wir* erst unmittelbar vorher, sodass ebenso gut einfache ergänzung angenommen werden könnte, wenn nicht vielleicht auch hier die form als zweite person pluralis des imperativs zu betrachten ist. nur ein versehen ist es, wenn der verf. (s. 12 abs. 7) das vorkommen eines subjectpronomens vor dem imperativ constatiert; es steht sowol in den angeführten belegen als auch sonst wol stets bei Luther nach dem verbum. Grimm Gr. IV 204 belegt nur für das mhd. die stellung des pronomens vor dem imperativ, und die regel ist auch sonst nachstellung, vgl. Erdmann aao. s. 118. für den plural des imperativs würde das vorangehen der pronominalform völlige identität mit der zweiten person vom plural des indicativs erzeugen. übrigens hält sich

diese erscheinung auch gerade in der übersetzung doch zäher als der verf. glaubt, denn einige stellen, die schon in der septemberbibel (Wittenberg 1522) den imperativ mit folgendem pronomen zeigen (*gebt yhr* Matth. 14, 16, Marc. 6, 37; *geht yhr* Matth. 20, 4, Joh. 7, 8; *erfüllet auch yhr* Matth. 23, 32; *nemet yhr yhn hyn / vnd richtet yhn* Joh. 18, 31) behalten dasselbe bis zur ausgabe letzter hand (Wittenberg 1545), wobei allerdings sowol der vorliegende lateinische text wie der griechische ihre einwürkung zu gunsten der erhaltung ausgeübt haben könnten (*date vos, vos ascendite, ite vos, vos implete, accipite eum vos et . . . iudicate eum; δότε ὑμεῖς, ὑμεῖς ἀνάβητε, ὑπάγετε ὑμεῖς, ὑμεῖς πληρώσατε, λάβετε αὐτὸν ὑμεῖς καὶ κρίνατε . . . αὐτόν* in der ausgabe des Novum testamentum omne ab Erasmo Roterdamo recognitum, Basileae 1519 fol., welche Luther bei der ersten übersetzung vorlag). anders verhält es sich beim auftreten des imperativs in den psalmen. hier ist, wie aus der natur dieser gesänge hervorgeht, der imperativ sehr häufig; das personalpronomen aber tritt hier weder in der ersten ausgabe der psalmen durch Luther (Das dritte teil des alten testaments; Wittenberg 1524 fol.) noch in den späteren drucken als begleiter des imperativs auf, vgl. zb. die pss. 6. 7. 38. 51. 102. 130. 140. der grund für diese von dem sprachgebrauch im neuen testament abweichende erscheinung liegt darin, dass die hebräische sprache, welche für die psalmen als urtext vorlag, das pronomen beim imperativ nicht besonders hervortreten lässt, in folge dessen allerdings auch die lateinische übersetzung, zb. der Vulgata, in den psalmentexten ebenfalls kein pronomen bei der imperativform zeigt. vielleicht wäre es gerade bei diesem capitel am platze gewesen, eine schärfere scheidung zwischen Lutherschen autographis und übersetzungen durchzuführen.

Der zweite abschnitt enthält die ergänzung des pronomens aus dem zusammenhange und gliedert sich nach dem casus des pronomens und der art seiner ergänzung. eine menge von belegen hierzu liefert auch Lehmann aao. s. 53 ff aus der sprache des neuen testaments. Luther ist sich hier ebenso der rhetorischen würkung bewust, die in der widerholung des pronomens liegt, als er andererseits häufig im eilenden gange der rede es fortlässt. je enger die verbindung zweier sätze, um so leichter fällt das pronomen fort, am häufigsten bei der verbindung durch *und* (s. 15, *αα)*, im allgemeinen aber wider nur, wenn 'sein platz vor dem verb wäre' (s. 16, *ββ)*. dagegen ist das dritte moment, unter welchem der verf. (s. 17, *γγ*; vgl. auch s. 20. 21) die lautform gewisser partikeln als ursache für den fortfall des pronomens anführt, vielleicht nicht hierher zu setzen. denn wenn, wie er hierzu bemerkt und durch die beigefügten beispiele belegt, der ausfall des pronomens in diesem falle fast nur die form *er* betrifft, und diese nur nach den partikeln *sondern* und namentlich

oder, während die formen *sie* und *es* in dieser stellung nur sehr selten fehlen, so liegt hier weniger ein ausfall als eine lautliche verschmelzung vor, denn auch *sondern* lautete, wenn auch nicht mehr bei Luther, so doch früher und grösteuteils auch noch bei Erasmus Alberus (Gegen Jörg Witzel 1539, Dictionarium latino-germanicum 1540) auf *-er* aus. es ist dies dieselbe erscheinung, wie wir sie beim artikel *den* finden, wenn er sich an eine auf *-n* auslautende präposition anschliefst: *du bift erhaben bis an hymel* Matth. 11, 23 (so 1522, seit 1523 *bis an den h.), die lag ynn letzten zugen* Luc. 8, 42 (bis 1525, seit 1526 *in den l. z.), das der felbige ynn bann than wurde* Joh. 9, 22 (so von anfang an bis 1545). es sind dies allerdings gerade nur bibelstellen, die also der übersetzungslitteratur angehören, aber bis auf das erste beispiel, Matth. 11, 23, welches in der oben erwähnten ausgabe des Erasmus *usque ad coelum, ἕως τοῦ οὐρανοῦ* lautet, kann eine einwürkung des urtextes überhaupt nicht stattgefunden haben, denn Luc. 8, 42 lautet dort *et haec moriebatur, καὶ αὕτη ἀπέθνησκεν* und Joh. 9, 22 *ut . . . e synagoge ejiceretur, ἵνα . . . ἀποσυνάγωγος γένηται.* ich trage kein bedenken, diese fälle als würkliche anlehnung des artikels zu erklären, wie dies Burdach auch für die sprache des jungen Goethe und seiner zeitgenossen, Haller, Lessing ua., annimmt, vgl. seine ausführlichere darstellung in den Verhandlungen der 37 versammlung deutscher philologen und schulmänner in Dessau (Leipzig 1885) s. 174. Lehmann, der aao. s. 47 f noch einige weitere belege für den anschluss der artikelform *den* bringt, nimmt ausfall des artikels an; vgl. auch desselben Goethes sprache und ihr geist (Berlin 1852) s. 201 f, und Forschungen über Lessings sprache (Braunschweig 1875) s. 239. für W., der das fehlen des *er* nach *sondern* und *oder* ebenfalls auf lautliche vorgänge zurückführt, hätte also an dieser stelle ein verweis auf die lautlehre genügen können oder müssen.

Den dritten abschnitt (s. 21—32) betitelt der verf. 'das personalpronomen'. den löwenanteil dieses capitels nimmt das satzeröffnende *es* ('pleonastisches' *es*, Erdmann § 94) in anspruch. Erdmann ist aao. 'geneigt, dieses *es* als adverbialen accusativ aufzufassen', da es dieselbe würkung tut, 'welche ein vorangestelltes adverb *da* hervorbringen würde.' eine andere ansicht ist bekanntlich die, welche diese pronominalform, ähnlich wie bei den sogenannten unpersönlichen verben, als subjectvertreter betrachtet wissen will. W. sucht zwischen diesen meinungen eine vermittelnde stellung einzunehmen, indem er zwar für die syntactische function dieses *es* die erklärung Erdmanns gelten lassen will, die grundbedeutung dagegen auf ursprüngliche subjectvertretung zurückführen möchte. zur sicherstellung dieser combinatorischen annahme bedarf es aber natürlich eines weit umfangreicheren beweismaterials, als es die syntax Luthers besten

falls zu bieten vermag, und zwar ganz besonders für die sogenannten verba impersonalia, die W. zwar in seine behauptung einschliefst, ohne jedoch näher darauf einzugehen. gerade für die letzteren ist die frage, ob subjectvertretung, ob rein formale satzeröffnung, von einschneidender wichtigkeit, deren lösung keineswegs allein vom sprachlichen standpunct aus herbeigeführt werden kann.

Die erörterungen über dieses *es* lassen den verf. (s. 27 ff) seine untersuchungen auf das gebiet der wortstellung in der sprache Luthers ausdehnen, deren resultate zum teil von allgemeinerer giltigkeit sind. interesse des redenden an der verbaltätigkeit und einfache priorität im bewustsein des redenden bewürken rückstellung des subjects; aber auch andere einflüsse sind bei Luther mafsgebend: lateinisches vorbild, verbindung des subjects mit einer verneinung, vorliebe für die nachstellung desselben bei den hilfszeitwörtern *sein* und *haben*, während 'verba finita selten ohne besonderen grund an der spitze des satzes stehen' (s. 29), und andere fälle, worüber W. s. 28 ff sich des näheren auslässt, kommen hier in betracht. in der inversion ist *es* seltener, nach *und* und vor *auch* fällt es wo möglich fort. für die vorliebe des ausfalls der neutralform nach wörtern, die bereits auf *-s* auslauten, namentlich nach den conjunctionen *dasz* und *als* (s. 31), gilt dasselbe, was oben über den ausfall von *er* nach *oder* und *sondern* gesagt ist.

S. 32 beginnt die erörterung über das demonstrativpronomen, zunächst über das demonstrativ im allgemeinen, dann über die formen desselben. als subject steht das einfache neutrum am häufigsten, als object weit seltener, von den übrigen casus zeigt nur der genetiv die einfache form, während wider im dativ die vollere überwiegt. aber der beleg, welchen der verf. s. 40 für das eintreten der volleren form im objectsgebrauch aus A 25, 36 (dh. der schrift An den christlichen adel deutscher nation . . . 1520, im neudruck hg. von Braune, Halle 1877, s. 25 z. 36) anführt: *Difz heyſt das Closter nit geben noch vorleyhen, auch nit vorſtoren, nach gotis dienſt abethun . . .*, gehört vielmehr in den vorhergehenden absatz über den gebrauch des neutrums als subject und ist beweis dafür, dass *disz* auch satzeröffnend als subject erscheinen kann, wofür der verf. sonst keine belege an jener stelle anführt. die richtigkeit dieser letzteren auffassung ergibt sich nicht nur aus dem zusammenhange, in welchem sich das citat findet, sondern noch deutlicher aus der aao. s. 26 z. 5, also fast unmittelbar, und zum teil mit denselben worten folgenden widerholung. zu adjectivischer verwendung scheint sich das einfache pronomen schon bei Luther nicht mehr recht zu eignen, während andererseits '*diser* in substantivischer verwendung selten' ist.

Aus der nunmehr folgenden betrachtung über das in den nebensatz übertretende demonstrativ ist besonders die erörterung

der anlehnung von zusatzbestimmungen an das personalpronomen (s. 48 ff) hervorzuheben. während die erscheinung, dass sich in Luthers frühesten schriften das verbum des nebensatzes ohne rücksicht darauf, dass das demonstrativ stets die dritte person erfordert, nach dem personale des hauptsatzes richtet, von W. mit Erdmann zu den latinismen gestellt wird, beginnt Luther in den bufspsalmen zunächst für die zweite, später auch für die erste person des verbums mit der widerholung des personalpronomens nach dem demonstrativ, und hierzu tritt schliefslich als dritte art des gebrauches diejenige, welche dem verbum des demonstrativs die ihm gebürende dritte person zuweist. wie dieser abschnitt, so zeichnet sich auch der nächste, welcher als letzter dieses teiles über das indefinitum im relativsatze handelt, durch manche treffende historisch-vergleichende beobachtung auf dem gebiete des Lutherschen sprachgebrauchs vorteilhaft aus.

Den in den abschnitten 3 und 4 der untersuchungen über das demonstrativpronomen niedergelegten erörterungen schliefsen sich als anhang (s. 58 ff) noch einige betrachtungen über differencierung, stellung, gliederung und wertverhältnis der relativsätze an, die den schluss des buches ausmachen, und gegen deren in übersichtlicher darstellung gewonnene objective resultate sich wenig wird einwenden lassen.

In einen irrtum verfällt der verf., wenn er s. 64 abs. 4 eine 'auffallende' ellipse aus Teller citiert — es ist Jac. 5, 4: *siehe der arbeiter lohn, die euer land eingeerntet haben, und von euch abgebrochen ist* — und dann folgender mafsen fortfährt: 'wie Lehmann aao. s. 141 feststellt, gehört diese ellipse erst der ausgabe von 1530 an, während in der ältesten ausgabe ein asyndetisches demonstrativ *(das von euch)* an der stelle der copula stand.' richtig ist, dass Lehmann aao. sich in der weise äufsert, dass die genannte stelle bis 1530 in Luthers bibelübersetzung gelautet habe: *der arbeiter lohn, die euer land eingeerntet haben, das von euch verkürzt ist, das schreiet* ..., und erst nach dem habe Luther das erstere *das* in *und* gewandelt. aber weder die älteste ausgabe des neuen testaments, die septemberbibel vom jahre 1522, noch die decemberausgabe desselben jahres, noch sonst eine der bis 1530 oder nach dem unter Luthers aufsicht erschienenen bibelausgaben, so viel ich ihrer habe einsehen können, bis zur ausgabe letzter hand vom jahre 1545 zeigen diese fassung der fraglichen stelle, vielmehr haben alle *und* statt *das*. dies resultat ist übrigens, wo die originale nicht zur verfügung stehen, schon durch einen flüchtigen einblick in die bibelausgabe von Niemeyer und Bindseil zu erreichen. hier wird das fragliche *das* in den varianten gar nicht erwähnt. indessen trifft auch Lehmann nur die schuld unkritischen abschreibens. er hat den fehler aus Mönckeberg, welcher in seinen Vorschlägen zur revision von dr Martin Luthers bibelübersetzung I (Halle 1861) s. 53

unter den 'stellen, in denen die lesart einer älteren ausgabe Luthers der in der letzten ausgabe von 1545 vorzuziehen ist', als nr 165 anführt: Jac. 5, 4: *'der arbeiter lohn, die euer land eingeerntet haben, und von euch abgebrochen ist, das schreiet.* bis 1530 deutlicher: *das lohn der arbeiter, die euer land eingeerntet haben, das von euch verkürzt ist, das schreiet.'* woher Mönckeberg diesen irrtum hat, oder ob hier vielleicht nur ein schreib- resp. druckfehler vorliegt, indem Mönckeberg etwa lediglich den ausdruck *verkürzt* deutlicher fand als *abgebrochen*, vermag ich nicht anzugeben. erwähnen will ich indessen, dass allerdings der codex Teplensis (Augsburg-München 1884, teil 3 s. 7) und mit ihm sämmtliche drucke vorlutherischer deutscher, sowie der ältesten niederdeutschen bibeln eine derartige übersetzung dieser stelle mit dem pronomen statt der copula bieten.

Bemerkenswert sind noch die erörterungen s. 66ff über die personalaufnahme des relativs nach der copula. schon im mhd. zeigen sich, wie verf. (s. 67) ausführt, derartige fälle, in denen aus einer an sich nebensächlichen relativbestimmung unvermutet eine neue vorstellung erwächst, 'für deren sprachlichen ausdruck die ursprüngliche anordnung des satzgefüges keinen raum bot', und gerade 'Luther, dem es in erster linie darum zu tun ist, die gedanken in ihrer folge, wie sie ihm bewust wird, in die sprache umzusetzen, nicht zu einem kunstvollen gewebe sie durch einander zu schlingen, zeigt viele derartige übergänge.' gerade hierin, in der unmittelbaren verbindung, die für Luther zwischen redeweise und niederschrift vorhanden war, liegt der gröste teil der ganzen volkstümlichkeit seiner darstellungsart, seiner 'sprache', liegt aber auch die ganze schwierigkeit der grammatischen behandlung besonders ihrer syntactischen eigenheiten. W. hat den ersten wissenschaftlichen versuch einer umfassenden systematischen bearbeitung des letzteren gegenstandes gemacht; und er ist im allgemeinen gelungen.

Einige äufserlichkeiten bedürfen noch der erwähnung. der verf. bringt häufig für die von ihm aufgestellten regeln zu wenig belege, oder für die ausnahmen mehr als für die regeln, man vgl. etwa s. 17 abs. 5, s. 24 abs. 4, s. 30 abs. 3 z. 6, s. 37 abs. 1 z. 12. 17, s. 39 abs. 1, s. 40 abs. 3, s. 41 abs. 2 z. 17, s. 44 abs. 1. dies verfahren ist leider gerade von der mehrzahl der bisherigen Luthergrammatiker, denen natürlich eine vergleichung mit dem nhd. und lediglich die aufführung der abweichungen zwischen Luthers sprache und dem nhd. sprachstand am herzen lag, mit vorliebe gepflegt worden. allerdings liegt diese darstellungsart bei sprachlichen arbeiten über die frühneuhochdeutsche periode nahe; aber es ist klar, dass dieselbe notwendig eine carricatur statt eines portraits erzeugt, und das kann natürlich nicht die methode eines wissenschaftlichen buches sein. die forderung nach ausführlichkeit in der anführung von belegen mag pedantisch

erscheinen, aber um eine regel als solche zu erkennen, bedarf es der vollwichtigen anzahl von belegen für dieselbe; nur dadurch wird auch die ausnahme als solche gekennzeichnet.

Eine stilistische ungehörigkeit, die dem verf. viel zu häufig in die feder fliefst, als dass sie dem leser nicht störend auffallen sollte, sind die prädicat- oder copulalosen sätze, wie zb. s. 14 abs. 4: 'denn hier nur einmal ellipse der 3 person', oder s. 32 abs. 5: 'auffallend daher das vereinzelte demonstrativ in sätzen, die . . .', s. 33 abs. 2: 'im folgenden satze jedoch stets demonstrativpron.', s. 37 abs. 1: 'dagegen nach indefinitem pronomen unbedenklich demonstrativwiderholung in neuem casus', ebenda: 'einige male jedoch selbst verschiedenartige form', s. 64 abs. 4: 'seltener hier wechsel der pronomina', ebenda: 'personalaufnahme hier nach der copula nicht belegt, nur vor beiordnendem auch', s. 66 abs. 2: 'zweimal hier das pron. demonstrativum hinter der copula und in rein demonstrativer bedeutung. . .'

Dies und andere kleinigkeiten, wie etwa die verschiedenartige einführung der belege, die bald mit, bald ohne gänsefüfschen angeführt werden, ohne im letzteren falle durch wechsel im druck immer genügend abgehoben zu sein (vgl. namentlich s. 23 abs. 3), derselbe fehler beim hinweis auf andere capitel (zb. s. 22 abs. 2, s. 25 abs. 4), die vielfachen verweisungen durch 's. o.' oder 's. u.' ohne nähere angaben (vgl. zb. s. 35 abs. 2), inconsequenz in der citierung (vgl. s. 18 abs. 6 das citat 'vgl. Wetzel', s. 20 abs. 2 'nach Wetzel aao. s. 108', s. 21 abs. 5 'nach Wetzel, Die sprache Luthers, Stuttgart 1859. s. 108'; und ebenso ausführlich in der anmerkung s. 31 'Wetzel "die sprache Luthers" Stuttgart 1859. s. 109': einmalige ausführliche citierung und zwar bei der ersten erwähnung hätte genau dasselbe und mehr getan) und andere mängel geben der äufseren erscheinung des buches den eindruck der unfertigkeit mit auf den weg, deren ursache im fehlen der letzten feilenden hand unschwer zu erkennen ist.

Berlin, im februar 1888. JOHANNES LUTHER.

Novalis leben, dichten und denken. auf grund neuerer publicationen im zusammenhange dargestellt von dr ASCHUBART. Gütersloh, Bertelsmann, 1887. XII und 466 ss. 8°. — 5 m.

Die schrift knüpft an Diltheys und Hayms ältere forschungen an und sucht auf grund des inzwischen durch mitteilungen aus dem Hardenbergischen familienarchiv sowie durch Waitz und Raich vervollständigten materials Hardenbergs leben, dichten und denken im zusammenhang darzustellen. an verschiedenen stellen bezeichnet der verf. es als seine absicht, nachzuweisen, dass der dichter 'im glauben gestanden' habe (s. 171. vgl. 89. 151),

dass er von Jesus in einer glaubenslosen zeit vor vielen anderen widergefunden worden sei (s. 193); kein anderer seiner zeitgenossen habe wie Novalis aus der fülle des innig erlebten von Jesu und der in ihm beschlossenen seligkeit zu zeugen vermocht (s. 113). ich bezweifle, ob unter diesem gesichtspuncte Hardenbergs feinem innenleben und geistigem schaffen die würdigung zu teil werden kann, wie sie dieser nach befähigung und character bedeutendste unter den romantikern verdient. zu den letzten fragen nach inhalt und zweck seiner poesie wird dieser weg nicht führen: der strengkirchliche mafsstab kann an Hardenbergs dichtung nicht angelegt werden, ja man darf sich fragen, ob seine religiösen ergüsse und reflexionen sich überhaupt in ein bestimmtes kirchliches bekenntnis einordnen lassen, wie das jüngst auch RWörner mit bezug auf Hardenbergs geistliche lieder bestritten hat. Sch. selbst scheint gelegentlich ähnliches empfunden zu haben (s. 78. 79). wie mit Schleiermacher so kann sich auch mit Novalis jeder in einvernehmen setzen, der strenggläubige wie der freisinnige. im verkehr mit seiner reinen, tiefen natur fühlt man sich edler und besser werden. sehen wir nun davon ab, dass des verf.s eigener, übrigens allem zelotismus abgeneigter religiöser standpunct, der für die deutung des überwiegend nur embryonisch entwickelten oder fragmentarisch überlieferten gedankenmaterials nicht selten allein entscheidend war, bisweilen zur unfreiheit und einseitigkeit im urteil geführt hat, so wird man bereitwillig zugeben, dass durch Sch. das verständnis der Hardenbergischen dichtung im einzelnen wesentlich gefördert worden ist. er beherscht seinen stoff vollauf und eine dem helden seines buches verwandte gemütsanlage und kraft der phantasie konnten der beschäftigung mit demselben nur zu gute kommen. aus gleichem grunde, aus dem Hardenbergs dichtung immer anregen wird, fesselt auch Sch.s darstellung, doch würde der verf. es seinen lesern um manches erleichtert haben, hätte er sich an stelle der vielen parenthesen und gedankenstriche im texte, die das auge beirren und die aufmerksamkeit ermüden, zu weiteren anmerkungen entschlossen. die jetzigen anmerkungen am schluss eines jeden capitels beschränken sich überwiegend auf belegstellen. — zur richtigen beurteilung der fünften hymne an die nacht, bei der dem dichter Schillers Götter Griechenlands vorschwebten (s. 72 ff, vgl. auch Wörners dissertation s. 23 ff. 42 ff), ist, was Sch. entgangen, Hardenbergs interessantes fragment einer Apologie Schillers von wichtigkeit; dasselbe wurde jüngst (Germ. 30, 223) aus Meusebachs nachlass mitgeteilt. Hardenberg lässt sich darin über seinen religiösen standpunct aus, der ihn zu einem unparteiischen urteil über Schillers 'vortreffliches' gedicht berechtige: er sei kein atheist, naturalist, deist, neolog oder strenger orthodoxe, zähle überhaupt zu keiner secte. — der versuch, die mehrzahl der geistlichen lieder Hardenbergs als un-

beeinflusst von Schleiermachers Reden über die religion darzustellen (s. 148 ff), eine ansicht, die auch GBaur ADB 10, 566 teilt, hat mich nicht überzeugt. selbst die richtigkeit von Tiecks äufserung zugestanden, Hardenberg habe im sommer 1799 einige von seinen geistlichen liedern bereits gedichtet gehabt, während Schleiermachers Reden ihm erst mitte september dieses jahres in die hände kamen, kann nicht entscheiden gegenüber mehreren anderen briefstellen, die Wörner aao. s. 34 f, wie mir scheint, richtiger als Sch. gewürdigt hat. die frage, ob Schleiermacher auf Hardenbergs geistliche poesie eingewürkt, hängt eben auf das engste mit der anderen zusammen, welcher art christentum jene geistlichen lieder huldigen. — zum schluss sei dem wunsche nach einer neuen kritischen ausgabe der Hardenbergischen fragmente vermischten inhalts (Blütenstaub, Glauben und liebe, hslicher nachlass) ausdruck gegeben. das von den herausgebern der schriften Hardenbergs befolgte verfahren, ihre willkürliche und oberflächliche gruppierung des stoffes und sorglose behandlung der texte bieten der forschung einen wenig verlässlichen untergrund, eine mit rücksicht auf das ohnehin oft schwer zu durchdringende gedankenmaterial doppelt beklagenswerte tatsache. eine kritische sichtung dieser ungleichwertigen gedankensplitter wäre freilich keine leichte aufgabe und nicht ohne methodisch geschultes tactgefühl zu lösen. dankenswert dürfte sie aber sicher sein.

Tübingen. PHILIPP STRAUCH.

Edda Snorra Sturlusonar. Edda Snorronis Sturlæi. tomus tertius, continens: præfationem, commentarios in carmina, Skáldatal cum commentario, indicem generalem. accedunt tabulae lithographicae quinque. Hafniæ, sumptibus legati Arnamagnæani. typis JDQvistii et sociorum (VFLevison), 1880—87. CXIX und 870 ss. gr. 8°. — 13,50 m.

Die grofse ausgabe der Snorra Edda ist vollendet. man darf wol sagen 'endlich', denn der erste band ist 1848 erschienen, der zweite 1852, die erste hälfte des dritten 1880, dessen zweite hälfte s. 499—870, über welche allein hier berichtet werden soll, im jahre 1887. die drei stattlichen bände werden noch lange für die Eddastudien die unentbehrliche grundlage liefern, wenn man auch dem dritten, der keinen text, sondern nur erklärungen und excurse bringt, ein längeres leben verheifsen und wünschen mag als den beiden ersten. denn der text leidet an gebrechen, welche Müllenhoff zuerst 1872 Zs. 16, 152 angedeutet, dann 1883 ausführlich dargelegt hat DA 5, 199 ff, in untersuchungen, welche den ausgangspunct für eine neue ausgabe bilden müssen. dass dies sich so verhält, daran zweifelt der gelehrte, dem wir den abschluss der arnamagnäanischen ausgabe verdanken, am wenigsten. FJonsson hat ja gelegenheit gehabt, sich



von dem grofsen vorzug der Upsaler handschrift, wenigstens vor dem Wormianus, so zu sagen persönlich zu überzeugen, und hat diese überzeugung auch ausgesprochen in seiner ausgabe der zweiten grammatischen abhandlung der Snorra Edda 1886 s. xxviii[1], doch verspart er sich eine eingehende würdigung dieses codex auf andere gelegenheit, praefatio der Snorra Edda iii s. lviii f. das ist sehr erwünscht. aber auffallend bleibt es doch, dass in dieser sonst so ausführlichen praefatio, welche sich nur mit den hss. beschäftigt, kein wort über die kritische bedeutung derselben, über die principien, nach welchen sie zu verwerten sind, vorkommt. es sieht aus, als ob Jonsson oder die arnamagnäanische commission sich gescheut habe zuzugeben, dass man sich vor vierzig jahren in der beurteilung des hssverhältnisses geirrt habe.

Im übrigen ist die praefatio eine sehr sorgfältige und verdienstliche arbeit, die, wie billig, vorzugsweise der genauen beschreibung des Regius zu gute gekommen ist, s. ii—xlv; — s. xliii f bringen correcturen der ausgabe in bezug auf diesen codex. eine wichtige beobachtung wird s. xliv mitgeteilt, dass die hand des Regius identisch ist mit jener, von welcher cod. Am. fol. 68 (Ólafs saga helga) geschrieben ist. denn da die orthographie in beiden hss. abweicht, müssen wir annehmen, dass die orthographie des Regius die seiner vorlage widergibt; sie gewinnt dadurch natürlich sehr an autorität. — s. xlv—lxi handeln vom Wormianus, s. lxi—lxix vom Upsalensis. — dann folgt die besprechung der pergamentfragmente s. lxix—lxxx, am schlusse mit einer synoptischen übersicht über die ganze pergamentüberlieferung s. lxxxii — xcvii. — darauf werden die papierhss. durchmustert s. xcviii — cxvii, und ihre verwandtschaft zu den einzelnen pergamenthss. dargetan, s. c—cxvii. als wichtig stellt sich hierbei nur eine Utrechter papierhs. heraus, welche so nahe zum Regius stimmt, dass man den in diesem verlorenen anfang nach dem vom Wormianus und Upsalensis abweichenden des Utrechter codex herstellen darf, s. cxiv — cxvii.

Aufser der einleitung war Jonsson auch die aufgabe zugefallen, den von Sigurdsson begonnenen commentar zum Skaldatal (Snorra Edda iii 205 — 498) abzuschliefsen. ungefähr die hälfte der arbeit war noch zu tun, s. 499 — 752, und wenn Jonsson hierbei auch den nachlass seines vorgängers benutzen konnte, ist doch dieser teil des dritten bandes wesentlich als sein werk zu betrachten und zwar als ein sehr mühevolles und wichtiges. eine

[1] Den förste og anden afhandling i Snorres Edda udgivet for samfund til udgivelse af gammel nordisk literatur af Verner Dahlerup og Finnur Jónsson, København 1886 (auch unter dem titel: Islands grammatiske literatur i middelalderen udgivet for samfund til u. a. g. n. l. i. ii), — ein seitenstück zu Den tredje og fjärde grammatiske afhandling i Snorres Edda tilligemed de grammatiske afhandlingernes prolog og to andre tilläg udgivne for samfundet til u. a. g. n. l. af Björn Magnússon Olsen, København 1884.

reihe der bedeutendsten altnordischen dichter sind hier in der urkundlichen weise Sigurdssons behandelt; so Thormodhr Kolbrunarskald s. 525 ff, Arnorr Jarlaskald s. 559 ff, Thiodholfr Arnorsson s. 578 ff, Snorri Sturluson s. 652 ff, Gissurr jarl s. 677 ff, Einarr Skalaglamm s. 687 ff, Eilifr Gudhrunarson s. 701 ff, Thorarinn loftunga s. 727 ff. durch Sigurdsson und Jonsson ist hier eine feste grundlage für das studium der altnordischen kunstdichtung geschaffen worden, welche der sehr zu wünschenden monographischen behandlung einzelner dichter zu gute kommen wird. jedem künftigen herausgeber ist durch die genauen litterarischen verweise zu der biographie der dichter sowie zu den einzelnen strophen, welche man bei Vigfusson leider vermisst, und die Wisén in seinen Carmina norroena nur für eine kleine auswahl bietet, vorgearbeitet und ein beträchtliches mafs an zeit und mühe erspart worden. zum teil hat Jonsson die frucht seiner arbeiten auf dem gebiet der altnordischen poesie selbst eingeheimst in den Kritischen studien über die ältere skaldendichtung[1] und in seiner ausgabe der Egilssaga.[2] aber viel ist noch zu tun, bis jemand scharf abgegränzte bilder von der eigenart der einzelnen dichter, klare vorstellungen von ihrer abhängigkeit und ihrem einfluss auf spätere zu einer geschichte der altnordischen kunstpoesie verwerten könnte.

Im einzelnen hebe ich nur hervor die sonderung der gedichte Thorfinns munn von denen Thormodhs Kolbrunarskald s. 521, — wobei Jonsson, wie häufig, gelegenheit nimmt, Thorlakssons Udsigt over de norsk-islandske skjalde zu corrigieren, wie er sich auch häufig mit Vigfussons Corpus poeticum boreale polemisch auseinandersetzt, siehe zb. s. 543. 598, oder s. 608 über die allein richtige namensform Hallar Steinn, nicht Hallar Steinarr, und die evidente erklärung einer von Vigfusson nicht richtig verstandenen strophe des Illugi Bryndœlaskald durch nachweis einer anspielung auf die Sigurdhssage; — die identificierung von Bardhr svarti und Bardhr Akason s. 623, — den nachweis einer sehr künstlichen disposition in den einzelnen teilen des Hattatal s. 665, — die chronologie der Vellekla s. 689.

S. 544 aber scheint Jonsson das motiv, welches Vigfusson bei seiner anordnung der strophen Refs (Hofgardha Refr, Refr skald, Refr Gestsson) wahrscheinlich geleitet hat, nicht erfasst zu haben. der inhalt von str. 3 ist: der mann bestieg das bett der jungfrau, der von str. 4: der könig hörte den klagen Thorsteins zu, Thorsteins, der auch in anderen strophen Refs erwähnt wird. dass diese zwei strophen 3 und 4 zu einem gedicht ge-

[1] Finnur Jónsson, Kritiske studier over en del af de ældste norske og islandske skjaldekvad, Köbenhavn 1884.

[2] Egilssaga Skallagrímssonar udgiven for samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved Finnur Jónsson. Köbenhavn 1886. 1887. bis jetzt zwei hefte.

hören, ist nicht überliefert. Jonsson sagt nun von str. 3 *neque quicquam videmus, cur, ut vult Vigfussonius, ad carmen de Thorsteine referatur. JSigurdsonius de Vagnio, qui Ingibjargam, Thorkelis leiræ filiam, patre occiso, duxit, cogitavit, ut ex scidulis viri doctissimi apparet. Veremur ut omnis de hac semistropha divinatio irrita fiat.* aber wenn man nach bindegliedern für die einzelnen strophen sucht, muss man natürlich die sonst bekannten poetischen motive berücksichtigen. in der saga von könig Sigurdhr Jorsalafara FMS 7, 103 ff kommt nun die geschichte von dem isländischen dichter Ivarr vor, der dem könig von seiner unglücklichen liebe erzählen darf, siehe meine Beschreibung der isländischen saga, WSB 97, 141 (1880), — also ein liebesverhältnis und dass der könig die klage eines mannes anhört wie in den strophen. sicher ist die combination allerdings nicht, besonders da beide strophen 3 und 4 noch nicht vollkommen erklärt sind, aber als eine möglichkeit muste sie erwähnt werden.

Nicht überzeugend ist auch der s. 608 f gegen die von Egilsson angenommene identität von Steinn Herdisarson mit Hallarsteinn vorgebrachte grund, dass der dichter sich dann selbst ausgeschrieben hätte. es bezieht sich dies auf die stefs, welche in der Rekstefja ('Hallarsteins') und in der Ólafsdrápa ('Steins Herdisarsonar') vorkommen.

Rekst. *Hann var ríkstr konungmanna*
Óláfr und veg sólar
höll- ok fremstr at öllu.

Ólafsdr. *Óláfr borinn sólu*
ríklundadr veit undir
sik beztan gram miklu.

Jonsson sagt: *mirum esset, si quis poeta verba sua pæne eadem repetisset, cuius rei exempla vix inveniantur. at afferri possunt, qui aliorum poetarum carminum sive formam sive metri genus imitati sint.* aber Jonsson hat doch s. 563 ff keinen zweifel darüber ausgesprochen, dass die gedichte Hrynhenda und Magnússdrápa von demselben Arnorr Jarlaskald herrühren, und in der ersteren heifst es Vigfusson Corpus p. b. II 187, 41 f:

vaorro (l. *verja* Wisén) *láþar val-kostr hæri*
(vas þer sigr skapadr grams ins digra)
virdom kunn an vida runnin
varga ætt of klifa mætti.

in der zweiten C. p. b. II 190, 37 ff:

Svá hlód siklingr hávan *snarr af ulfa barri*
(hrósa-ek hugfullz vísa) *hrækaost (tíraræví):*
at á-leggjar Yggjar *all náttfaorull máttiđ*
(aold lá vítt), þótt vildi, *víſmarr yfir klífa.*

Der gedanke: Magnus hat eine solche menge von leichen aufgehäuft, dass der wolf nicht hinüberklettern konnte, kehrt in beiden gedichten desselben verf.s wider, und ist characteristi-

scher als jener andere: 'Ólafr ist der beste könig unter der sonne'.

Daneben kommen freilich entlehnungen und traditionelle motive vor, aber ohne äufsere zeugnisse sind wir nicht im stande, sie von den widerholungen, die ein dichter sich gestattet, zu unterscheiden.

S. 645 wird vermutet, dass Mani, der 1238 nach der Sturlunga einer politischen partei angehörte, der dichter Skald-Mani sei. das ist schwer glaublich, da dieser nach der Sverrissaga FMS 8, 206 schon vor 1184 kahl gewesen sein soll, wie Jonsson selbst angibt s. 644.

Auch das argument gegen Maurer, Einarr Skalaglamm betreffend, s. 692 anm. 1 ist nicht zwingend. Maurer hatte gemeint, Einarr könne die strophe C. p. b. II 49, 7 nicht vor jarl Hakon gesungen haben, eine solch offene ankündigung, der dichter werde zu dem feinde, zu dem Jomsviking Sigvaldi übergehen, hätte der jarl sicher mit dem tode bestraft, nicht den dichter, wie es in der Eigla und Flateyjarbok heifst, durch ein geschenk beschwichtigt. das sei unrichtig, repliciert Jonsson: *Poetas enim suos, laudum æternarum parentes, eosque optimos principes nulli morte multaturi, sed beneficiis et gratia conciliaturi et devincturi fuerunt.* was jarl Hakon in einem bestimmten fall getan hätte, wissen wir leider nicht; aber dass altnordische fürsten auch dichter zuweilen ganz ernstlich am leben bedrohten, siehe bei Jonsson selbst s. 709. 727, steht fest. es wäre wol auch sonst kaum das poetische motiv von der *höfuđlausn* entstanden bei Egill, Hallfredhr, Bersi Torfuson, Sighvatr, Ottarr svarti.

Ein sehr ausführlicher index über alle drei bände schliefst das stattliche werk.

Wien, februar 1888. HEINZEL.

Studier över den Stockholmska homilieboken av dr LUDVIG LARSSON. I—II. Lund, PhLindstedts universitets-bokhandel (Collin & Rietz), 1887. 96 ss. 8°.

Ähnlich den früheren arbeiten Larssons, von denen eine in diesem Anzeiger XII 272 besprochen worden ist, beschäftigt sich auch diese mit der paläographie und orthographie einer altnordischen hs., diesmal der eines sehr bekannten denkmals, der von Wisén 1872 herausgegebenen homilien, der isländischen, wie sie meist im gegensatz zu dem Gammel norsk homiliebog (ed. Unger 1864) genannt werden. — Wiséns ausgabe erschien zu ihrer zeit als ein genauer und buchstäblicher abdruck, der die hs. in verlässlicher weise widergebe. das soll nun nach den ausführungen Larssons nicht mehr gelten. während Wisén einen einzigen schreiber für die hs. annahm, findet L.

deren mehrere s. 2 ff, die sich widerholt ablösen. die angaben Wiséns über die zeilenzahl auf der seite, die anzahl der blätter in den lagen usw. sind so allgemein, dass sie allerdings nicht jene schlüsse auf die allmähliche entstehung der hs. erlauben, zu denen L. s. 6 ff gelangt. an lesefehlern verzeichnet L. s. 16—40 eine grofse menge, darunter auch ein übersehen eines verweisungszeichens s. 17. — allein s. 34—40 beziehen sich auf die accente der hs. — viel fand L. auch zu berichtigen in bezug auf die genaue und consequente widergabe der über der zeile geschriebenen buchstaben und der abgekürzten formen s. 40—51. es zeigt sich dabei unter anderm, dass Wisén ein zeichen für *kc* gelesen hat, während es nur eine auch sonst vorkommende form des *k* ist, s. 45, — aber auch wichtigeres, sodass zb. durch falsche auflösung *allar* statt *almotkom* in den text gekommen ist, s. 130, 14. 132, 2, und anderes dergleichen, s. 49 f. auch die unterscheidungszeichen der hs. sind in der ausgabe vielfach ungenau widergegeben, s. 51 f. — s. 59—84 folgt dann eine ausführliche kritik der ausgabe als solche, nicht als abdruck betrachtet: also constatierung von fehlern der hs., welche Wisén nicht erkannt hat — das nach gruppen geordnete verzeichnis der schreibfehler, s. 84—94, zeigt einen hohen grad von nachlässigkeit der schreiber —, und polemik gegen die von Wisén unter dem text gebrachten verbesserungsvorschläge. dabei bedient sich L. auch systematisch der parallelen, welche sich zu den isländischen homilien im Gammel norsk homiliebog, in Bjarnarsons Leifar, in Gislasons Um frumparta, in Ungers Heilagra manna sögur, Mariusaga, und auch in einem bis jetzt ungedruckten bruchstück finden (s. 57), texten, die häufig geradezu als andere hss. der isländischen homilien zu betrachten sind.

Aber das hauptverdienst der kleinen schrift scheint mir in der sorgfältigen untersuchung der entstehungsgeschichte unserer hs. zu liegen, s. 1—16. es wird durch verwertung der verschiedenen schreiberhände, der verschiedenen zusammensetzung der lagen, der gröfseren oder geringeren zeilenzahl der seite, der engeren oder weiteren schrift, der orthographischen abweichungen eine chronologie der einzelnen teile der hs. gewonnen, siehe das resultat s. 15 f, — und gezeigt, dass einige blätter aus anderem zusammenhang in unsere sammlung gekommen sind, einzelne stücke des textes in unserer hs. blofs dem bestreben der schreiber, die von ihren vorgängern leer gelassenen stellen auszufüllen, ihre existenz verdanken, siehe s. 8. 9 ff.

Auf die quellen ist L. hierbei leider nicht eingegangen, ebenso wenig als in seiner ausgabe der arnamagnäanischen hs. 645. Wisén hat in seiner ausgabe s. xvii gefunden, dass vier predigten der isländischen sammlung, von denen drei auch in der norwegischen vorkommen, auf lateinischen originalen beruhen, die auch in das karolingische homiliar des Paulus Diaconus

(Pseudo-Alcuin) aufgenommen worden sind. das heifst die predigt 39, 23 (= Gammel norsk homiliebog 184, 20 ff, Pseudo-Alcuin, Cöln 1539, s. 474 ff) ist nach einer allerheiligenpredigt Bedas gearbeitet, — s. 54, 1 ff (= Gnh. 84, 15 ff, Ps.-Alcuin s. 66) nach einer predigt Bedas über die beschneidung, — s. 56, 30 ff (Ps.-Alcuin s. 70) nach einer epiphaniaspredigt Gregors des grofsen, — s. 183, 1 (= Gnh. 81, 18 ff, Ps.-Alcuin s. 57 ff) wider nach Beda, einer predigt von den unschuldigen kindern. benutzung des karolingischen homiliars ist dadurch natürlich nicht erwiesen. — überall sind die nordischen predigten gegen den schluss hin selbständig, oder verwerten andere vorlagen, während der anfang genau zu Gregor und Beda stimmt. — seit Wisén hat meines wissens nur Bang über die norwegische predigt gehandelt in Theolog. tidskrift udgiv. af CPCaspari og Gisle Jonsson, ny række IV, Christiania 1875, einer publication, die mir leider unzugänglich ist.

Mit den deutschen predigten werden sich gewis mehr übereinstimmungen ergeben als die eine, welche mir zufällig aufgestofsen ist. es ist dies die genannte allerheiligenpredigt, Wisén s. 39, 19—43, 18, fast gleich mit dem text des Gammel norsk homiliebog s. 184, 20 ff. papst Bonifacius, der vierte nach Gregorius, lässt in Rom den tempel, der zur verehrung aller götzen bestimmt war, in eine christliche kirche umwandeln, — damit dort alle heiligen verehrt werden, wo früher der unflat der abgötterei lag. — als tag für deren fest wurde der erste november bestimmt. — zweck des festes ist, die versäumnisse bei anderen festen gut zu machen. — nun aufzählung aller heiligen, gott, Maria, engel, patriarchen, richter, propheten, Johannes der täufer, unschuldige kinder, apostel, märtyrer, mit anführung der einzelnen martern, bischöfe (= beichtiger), einsiedler, heilige jungfrauen, und unbekannte heilige, die nicht vergessen werden sollen. — schliefslich werden alle diese heiligen noch als muster für die gläubigen durchgenommen. — darauf der schluss, indem die zuversicht auf die hilfe der heiligen ausgesprochen wird.

Zu grunde liegt, wie oben bemerkt, Bedas predigt De omnibus sanctis. dort ist das schema folgendes. einleitung: die geschichte von der verwandlung des pantheon in eine christliche kirche durch Bonifacius, den nachfolger Gregors, unter kaiser Phocas, — die antithese von heiligen und götzen, — feier am 1 november, — erst in Rom, dann auf der ganzen erde. — zweck ist, versäumnisse im heiligenkult gut zu machen, — um dadurch die hilfe der heiligen zu erlangen. — in der eigentlichen predigt werden die einzelnen arten der heiligen aufgezählt und besprochen. die ordnung ist: gott, engel, patriarchen, propheten, Johannes der täufer, apostel, märtyrer, — mit aufzählung ihrer martern, — priester (beichtiger), Maria, heilige jungfrauen, einsiedler.

Denselben predigttypus zeigen eine reihe von deutschen

und lateinischen predigten, die schon Schönbach, Wiener sitzungsberichte 94, 232, zum teil angeführt hat. — am ähnlichsten ist der Bedaschen und altnordischen in gruppierung und ausführung des stoffes die predigt bei Leyser, Deutsche predigten s. 110, nur fehlen die namen Bonifacius, Gregorius und Phocas, aber die geschichte von der umwandlung des mit namen genannten pantheons in eine christliche kirche wird auch hier erzählt, dann folgt eine bemerkung über die unbekannten heiligen, — dann die aufzählung der einzelnen gruppen von heiligen: gott, engel, Maria, hl. jungfrauen, patriarchen, propheten, hl. könige, apostel, märtyrer — mit aufzählung der einzelnen martern —, beichtiger. — von dieser predigt ist, wie Schönbach bemerkt, die in seinen Altdeutschen predigten I s. 208 gedruckte ein auszug, offenbar eines recht unwissenden geistlichen, der pantheon für einen götzen hält. — in der erzählenden einleitung stimmt genauer zu Beda und der altnordischen, abgesehen von der altsächsischen übersetzung der einleitung Bedas mit deutlichem schluss MSD[2] 545, die predigt bei Kelle, Speculum ecclesiae s. 157, wo neben Bonifacius, aber nicht Gregorius, auch kaiser Phocas erwähnt, — und der gedanke ausgesprochen wird, dass die christen an diesem festtage ihre versäumnisse während des übrigen christlichen jahres gut machen sollen. — aber es folgt keine aufzählung der einzelnen gattungen von heiligen, nur die märtyrer werden besprochen, ohne aufzählung der martern. — auch bei Wackernagel, Altdeutsche predigten s. 60 erscheinen Bonifacius und kaiser Phocas, aber auch Gregorius, in der erzählenden einleitung, — die antithese von götzen und heiligen, — dann der gedanke, dass die zahl der heiligen ungeheuer grofs sei, in folge dessen wir viele nicht kennen, — keine aufzählung der heiligengruppen, nur die märtyrer werden erwähnt, aber auch ohne aufzählung der martern. — dass die heiligen helfen können, wird ausdrücklich als ein grund zur feier angegeben. — die von Schönbach in den Wiener sitzungsberichten 94, 215 herausgegebene predigt bietet in der einleitung Bonifacius, Gregorius, Phocas, den ausdruck pantheon[1], — den gedanken von der versäumnis, — die beschreibung der einzelnen martern, — aber statt der aufzählung aller verschiedenen arten von heiligen nur gott und die märtyrer. — die predigt, welche Alemannia 2, 107 gedruckt ist, hat auch die einleitung mit dem namen Bonifacius, — der antithese heilige und götzen, — und den gedanken von der versäumnis — und der grofsen anzahl der heiligen. — die hilfe, welche man von den heiligen erhofft, wird ausdrücklich als grund der feier angegeben. — aber nicht eine gruppe von heiligen wird characterisiert. es heifst nur in der einleitung: *wanne es ist hüte unsers Herrn hochzit und*

[1] *von weu aver diu heilige christenheit disiu hozit hiut bege, daz habt ir liht* o f t e *wol vernomen: idoch wellen wir iu iz aver sagen, daz irz deste baz wizzet.*

unser Frowen und aller Gottes Heiligen und sinre Engel und der h. Zwelfbotten.

Nur die aufzählung der einzelnen arten von heiligen und den gedanken von der gut zu machenden versäumnis haben die SPauler predigten s. 128, — nur letzteren mit dem hinweis auf die unbekannten heiligen die in der Germania 1, 447 abgedruckte predigt, — nur die gedanken von den unbekannten heiligen, von der versäumnis und von der hilfe der heiligen als grund der feier die predigt Alemannia 2, 103.

Es beruht wol alles mittelbar auf Beda, aber es muss noch etwas hinzugekommen sein, da der bei ihm fehlende gedanke von den unbekannten heiligen sich in der altnordischen predigt findet wie bei Leyser, Wackernagel, Alemannia 2, 103, — der Beda gleichfalls fremde von der ungeheueren anzahl derselben bei Wackernagel und Alemannia 2, 107: beides fehlt nicht nur bei Beda sondern auch bei Honorius, allerheiligenpredigt Migne 1013 ff, an den man denken könnte. warum Schönbach diesen als quelle für die einleitung der in seinen Altdeutschen predigten auf s. 208 gedruckten und somit auch der Leyserschen s. 110, aus der sie verkürzt ist, angibt, verstehe ich nicht.

Honorius hat zwar Bedas predigt zu grunde gelegt, auch bei ihm finden wir die aufzählung der heiligen, die einzelnen martern, aber nach der aufzählung schliefst die predigt, es folgt nur eine fortsetzung, die hinzuzufügen oder wegzulassen dem belieben des predigers anheimgestellt wird, an deren schluss erst die gegenüber Beda erweiterte geschichte von der umwandlung des pantheon steht. es ist also die ordnung Bedas hier umgekehrt. die angabe Schönbachs ist um so auffälliger, als er in den Wiener sitzungsberichten 94, 232 auf Beda und die karolingische sammlung verweist und mehrere deutsche predigten mit den characteristischen abweichungen anführt. — mit Honorius gegen Beda stimmt Leyser nur darin, dass die erwähnung Marias weiter nach vorne geschoben ist, wie bei allen besprochenen predigten, aber auch nicht genau. denn bei Honorius kommt Maria sogar vor die engel zu stehen, ebenso in der altnordischen form und bei Schönbach Altd. predigten I 208, während sie bei Leyser s. 110 ihren platz hinter den engeln erhält.

Die altnordische fassung erweitert Beda durch die am schluss folgende nutzanwendung, wie man den heiligen der verschiedenen gattungen nachzustreben habe, wobei die ganze aufzählung widerholt wird. die deutschen predigten mit ausnahme der bei Leyser s. 110 stehenden verkürzen, am wenigsten die von Schönbach WSB 94, 216 herausgegebene, — mehr Kelle s. 157 und Wackernagel s. 60, welche dafür die erzählende einleitung vom pantheon nach anderen quellen (siehe Mafsmann Kaiserchronik 3, 428) sehr erweitert, — noch mehr die SPauler predigt s. 128, — am meisten Germania 1, 447 und Alemannia 2, 107.

— nur einzelne gedanken hat die predigt Alemannia 2, 103 bewahrt.

Daneben gibt es andere allerheiligenpredigten, welche gar nichts mit dem Bedaschen typus gemein haben: Kelle s. 127, Germ. 1, 448, Alemannia 2, 104. 105, Anzeiger II 221; siehe Steinmeyers verzeichnis Anzeiger II 233.

Auch die Stephanuspredigt bei Wisén 70, 32, welche keine entsprechung im karolingischen homiliar hat und keinen paralleltext in der norwegischen sammlung, ist sehr ähnlich der bei Kelle s. 29 gedruckten, und hat auch mit der SPaulschen s. 26 einiges gemeinsam.

Die kritik der einzelnen stellen bringt manche feine beobachtung oder vermutung auf sprachlichem gebiet. so s. 59 über auslassung des personalpronomens erster person pluralis, aber auch der dritten person singularis und pluralis, — s. 64 über den beginn einer vereinfachung der casusformen mit suffigiertem artikel *dageNs, musterens, skírneNar* usw., formen, welche die entwickelung des dänischen und schwedischen auch voraussetzt, während das isländische sich dieser schwankungen wider entledigt haben muss. — s. 66 labialisierung in der formel *firr-*, wofür *fyr-* geschrieben wird, siehe Kock Undersökningar i svensk språkhistoria s. 21 ff. — s. 66 vermutung eines verbums *glíka, glíkaþa*, neben *glíkia, glíkþa*, entsprechend got. *galeikôn*. — s. 66 auslassung der copula *es*. — s. 67 eine andeutung von vocalharmonie in der hs.: *u* statt *o* in endungen nach *u, eo (ø)*, und *o* (umlaut von *a*). — s. 73 vermutung eines nomen *girna* neben *girni*. — s. 74 *eftr, eptr* scheint phonetische orthographie für das etymologisch richtigere *efstr* zu sein. — s. 75 f erklärung von *-st* statt *-sc* in den medialformen durch gewisse sich oft einstellende anlaute des folgenden wortes *snúasc til, sýndesc siþar, iþrasc þu, minnsc þu* usw.

Larsson bedient sich in seiner neuesten schrift einer phonetischen orthographie (*var, vilket* für *hvar, hvilket*, — *je, jenom* für *ge* [= *gifva*], *genom*, — *sjilja, männisja* für *skilja, menniska*, — *paralälltäxten* für *paralleltexten*, — *jud* für *ljud*), welche dem ausländer einiges befremden, aber jedesfalls nicht die mühe verursacht, welche den Schweden selbst die annahme dieser schreibart bereiten würde, bei der sie genötigt wären, ihr ganzes wörterbuch von grund aus umzuordnen.

Auf die einwendungen, welche L. in der besprochenen schrift gegen Wiséns ausgabe der norwegischen homilien gemacht hat, antwortet ein aufsatz Wiséns im Arkiv for nordisk filologi 4, 193 bis 239 Textkritiska anmärkningar till den 'Stockholmska homilieboken'. die polemik wird dann in zwei kleinen schriften fortgesetzt, welche auch als anhang zum vierten heft des vierten bandes des Arkivs erschienen sind: Larsson, Svar på profässor Wiséns 'Textkritiska anmärkningar till den Stockholmska homi-

lieboken', 74 seiten, und Wisén, Några ord om den Stockholmska homilieboken, ett gemmäle, 38 seiten. über ein grofses gebiet der strittigen puncte ist es ohne autopsie in bezug auf die hs. unmöglich, sich eine meinung zu bilden. die hs. müste dazu photographiert werden. doch möchte ich glauben, dass der gewinn für die sprachgeschichte kein so beträchtlicher sein werde, als für die entstehungsgeschichte der hs. den gründen, welche Wisén zur verteidigung seines textes gegen L. vorbringt, wird man oft beistimmen müssen, aber nicht immer, so nicht in dem oben erwähnten fall *k* einer eigentümlichen form, das in Wiséns text durchweg als *kc* aufgelöst wird, und auch nicht in bezug auf *allar* statt *almotkom*, und dass die accente nicht vollständig mitgeteilt sind, gibt Wisén zu. — was die sprachlichen beobachtungen L.s anbelangt, welchen Wisén durchweg, als auf schreibfehler basiert, seine anerkennung versagt, so scheint die häufigkeit ihres vorkommens doch für L. zu sprechen.

Wien, december 1887. HEINZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Johann Elias Schlegels ästhetische und dramaturgische schriften herausgegeben von JOHANN VON ANTONIEWICZ. DLD nr 26. Heilbronn, Henninger, 1887. CLXXX und 226 ss. 8°. 4 m. — vorliegender neudruck erfüllt einen act der gerechtigkeit, indem er die aufmerksamkeit auf einen schriftsteller hinlenkt, welchem in der litteraturgeschichte bisher nicht volle würdigung zu teil geworden ist. allerdings hat JESchlegel, ohne zweifel der begabteste dramatische dichter und ästhetische kritiker der vorlessingischen periode, nur geringen einfluss auf seine zeit geübt; widrige äufsere umstände, wie die verzettelung seiner aufsätze in den verschiedenen Gottschedischen journalen, wie seine entfernung von der heimat, verhinderten eine tiefer gehende einwürkung Schlegels, und als zwölf jahre nach seinem frühen tode (1749) der bruder die Gesammelten werke herausgab (1761 bis 1770), liefsen die schriften Lessings die leistungen des vorgängers nicht mehr zur geltung kommen. aber dieser umstand kann die bisherige vernachlässigung Schlegels nur erklären, nicht rechtfertigen. am ehesten haben den dramatischen dichter bereits die zeitgenossen, mehrfach dann auch neuere forscher, besonders Söderhjelm in einer gründlichen dissertation (Om Elias Schlegel, Helsingfors 1885), welche hauptsächlich die lustspiele berücksichtigt, gewürdigt; als vorläufer Lessings, zumal in fragen der Dramaturgie, zeigte ihn Mayer 1869 (programm des realgymnasiums zu Oberhollabrunn); aber gerade die fesselndste seite seiner

tätigkeit, seine rein ästhetischen schriften, deren tiefen gehalt Lessing wol zu schätzen wuste, in denen er, wie schon Danzel (Gottsched s. 144) erkannte, seinen herrn und meister Gottsched von vorn herein übersah, sind bis in die neueste zeit wenig beachtet worden. eine sammlung und kritik der ästhetischen, litterarisch-kritischen und dramaturgischen arbeiten Schlegels war also eine dankbare aufgabe.

vAntoniewicz gibt die aufsätze, chronologisch geordnet, auf grund der ersten drucke, wie sie zum grösten teil in den Gottschedischen zeitschriften vorliegen, correct wider, nicht nach dem hinsichtlich der orthographie und des stils mehrfach angeglichenen text im 3 bande der Werke. manuscripte Schlegels waren trotz eifrigen nachforschungen nicht aufzufinden. als ersatz für den wegfall des in der tat entbehrlichen, nur für die geschichte des dänischen theaters interessanten Schreibens von errichtung eines theaters in Kopenhagen (Werke 3, 251—8) bietet der herausgeber die in den Werken nicht gedruckte vorrede zu der übersetzung des lustspiels Der ruhmredige von Destouches, für welche er die autorschaft Schlegels gegen Söderhjelms bedenken mit guten gründen in anspruch nimmt.

Die umfangreiche einleitung verfolgt hauptsächlich den zweck, Schlegels ästhetische anschauungen in ihrer entwickelung darzustellen und so weit als möglich auf ihre quellen zurückzuführen. denn die fertige, wissenschaftliche form, die staunenswerte reife des urteils, welche bereits die erstlingsarbeiten des 21 jährigen schriftstellers zeigen, nötigen zu der annahme, dass diese abhandlungen nicht so selbständig sind, wie sie scheinen könnten, zumal Schlegel nur selten quellen citiert.

Die form der darstellung ist bei Schlegel vorwiegend die mathematisch-demonstrative Wolffs; beim Herodes nimmt vA. den einfluss Kästners, beim Demokrit den Boileaus an: man könnte hier aber auch an das totengespräch in den Discoursen der mahlern[1] III s. 105 denken. für die gedanken geben dagegen die in dem Gottschedischen kreise damals meistgelesenen ästhetischen werke nicht den genügenden anhalt. aber dem herausgeber ist die wertvolle entdeckung gelungen, dass sie vielfach überraschende ähnlichkeit aufweisen mit den in der Histoire de l'académie royale des inscriptions et belles lettres bd. 1—10 veröffentlichten aufsätzen, besonders denjenigen der gelehrten Fraguier und Vatry, dass sie ferner anklänge an die schriften von Houdart de la Motte, Remond de SMard, Riccoboni, Du Bos ua. enthalten. ihnen entlehnte, wie vA. an zahlreichen parallelstellen nachweist, Schlegel eine reihe von ästhetischen grundsätzen, vor allen den, dass das vergnügen der einzige zweck der kunst sei. — freilich verführte seine grofse belesenheit in den schriften der französischen ästhetiker den herausgeber, manche anklingende stelle bei Schlegel als lesefrucht aufzufassen, welche sehr wol eigene

folgerung desselben sein könnte, und liefs ihn andere, nahe liegende quellen nicht genug berücksichtigen: die Pratique du theatre von Aubignac, den Schlegel selbst 'in den regeln der schaubühne für einen zweiten Aristoteles gelten' lässt (s. 45, 34), scheint denn doch mehr benutzt zu sein, als zugestanden wird, aus ihr lassen sich die gedanken in Schlegels erster schrift (Auszug eines briefes usw.) fast sämmtlich ableiten. auch dass die nationalen stoffe den fremden vorzuziehen seien (s. CLXIV), konnte Schlegel ebenso gut aus Aubignac wie aus Du Bos entnehmen. s. CXVI wird für denselben gedanken im text Fraguier, in der note Aubignac citiert: da lag der letztere wol näher. besonders aber fällt auf, dass vA. die directe benutzung des Aristoteles durch Schlegel zurückweist. sollte letzterer, der den griechischen tragikern das eingehendste studium widmete, der den Longin gründlich kannte, sich würklich nicht an die Poetik des Aristoteles gewagt haben, auf die ihn jede ästhetische schrift verwies? manches, wofür jetzt die Franzosen als quelle dienen müssen, würde sich aus ihr erklären. so die gedanken s. XXXIX, wo man sogar die 'harmonischen töne' auf die worte des 1 capitels der Poetik: *ποιοῦντα τὴν μίμησιν . . . ἐν ἁρμονίᾳ* zurückführen könnte; so die einteilung der nachahmung in dramatische und historische (s. XCIX) aus capitel 3: *τὸ ὡς . . . μιμήσαιτο ἄν τις· ὁτὲ μὲν ἀπαγγέλλοντα ἢ πάντας τοὺς πράττοντας.* wenn vA. meint, Schlegel citiere den Aristoteles nicht in der form, die eine unmittelbare bekanntschaft wahrscheinlich mache, so gilt das jedesfalls nicht für die briefstelle s. CLXXV, auch kaum für s. 127, 12 ff.

Aufser der inhaltsangabe und quellenbesprechung führt der herausgeber bei jeder schrift im anschluss an Schlegels erörterungen über einheiten, reim, nachahmung, über Shakespeare usf. die stimmen der gewichtigsten zeitgenossen an und weist dabei mehrfach treffend nach, wie weit Schlegel diese, besonders Gottsched überragt; gelegentlich scizziert er die ganze geschichte solcher ästhetischen fragen und gibt auf diese weise ein bild von ihrer verschiedenen auffassung und behandlung.

Leider wird die leichte orientierung in der einleitung wie in den schriften Schlegels dadurch erheblich erschwert, dass jene ohne jede übersichtliche einteilung fortlaufend die aufsätze in chronologischer folge bespricht, für beide teile des werkes aber ein inhaltsverzeichnis fehlt. JOHANNES RENTSCH.

Der älteste Faustprolog von WILHELM CREIZENACH. Krakau, buchdruckerei der k. k. Jagellonischen universität, 1887 (eigener verl. des verf.s). 19 ss. 8⁰. — angeregt durch Herfords s. 1—8 im wesentlichen reproducierte untersuchung über ThDekkers Bruder-Rausch-drama If this play (das wort 'play' ist bei Creizenach s. 5 ausgefallen) be not good, the devil is in it (1612), führt der verf. den überzeugenden nachweis, dass uns in der das Dekkersche stück einleitenden teufelsversammlung der älteste Faustprolog vor-

liegt. Dekkers Bruder Rausch muss auf gleichem wege wie sein Fortunatus und Marlowes Faust, durch die englischen comödianten, nach Deutschland gelangt sein, durch sie ward der Marloweschen tragödie das Dekkersche vorspiel angefügt, das im Engelschen (E), im Strafsburger (S), am treuesten aber, z. t. in wörtlicher übersetzung, im Ulmer (U) puppenspiele, in dem auch der character der deutschen Marlowe-bearbeitung am besten gewahrt blieb, bis in unser jahrhundert hinein fortlebte (vgl. Creizenach Versuch s. 65 f. 133). während in U nicht einmal der versuch gemacht ist, das vorspiel mit der folgenden handlung, sei es auch nur notdürftig, zu verbinden, haben ES (vgl. nun auch die Berliner fassung Zs. 31, 120 f) einen zusammenhang hergestellt und andererseits alles nur mit rücksicht auf das Dekkersche drama verständliche getilgt. sind ES somit unursprünglicher als U, so scheint gleichwol einmal in S sich ein Dekkerscher zug erhalten zu haben, den U nicht kennt, vgl. noch GJPfeiffer, Klingers Faust 1887 s. 57. auch im weiteren verlauf des deutschen volksschauspiels macht sich einfluss des Dekkerschen stückes geltend, der vielleicht noch weiter zu verfolgen sein wird. für die späteren Faustdichtungen (Lessing, Müller, Klinger) kommt das geistervorspiel allein in betracht: Lessing verband das überlieferte motiv mit anderen ähnlichen (vgl. ESchmidt Lessing 1, 369 ff), Goethe endlich verlegte, entsprechend der wendung, die er der sage später gegeben, die scene aus der hölle in den himmel. es ist schon von anderer seite hervorgehoben worden (DLZ 1888 sp. 452), dass Creizenach durch einen ausblick auf die teufelsscenen in der litteratur des 16 und 17 jhs., insbesondere der dramatischen, seiner betrachtung eine gröfsere abrundung verliehen haben würde; in seinem Versuch s. 51 f hatte er bereits selbst einen ansatz dazu gemacht. PHILIPP STRAUCH.

Das amt der goldschmiede zu Wismar. von FRIEDRICH CRULL. mit zwei tafeln abbildungen in lichtdruck. Wismar, Hinstorffsche hofbuchhandlung verlagsconto, 1887. 54 ss. text, XI ss. anlagen 4°. 4 m. — eine sehr lesenswerte monographie über die seit 1355 nachzuweisende goldschmiedezunft zu Wismar, die sich über die organisation derselben sowol (aufnahmebedingungen, meisterstück, geschlossenheit des gewerkes bis auf sechs gleichzeitig lebende meister, lehrzeit, probehaltigkeit der ware ua.) als über die gefertigten und teilweise noch erhaltenen arbeiten verbreitet; von letzteren werden bedeutende in guten lichtdrucken mitgeteilt. die kenntnis deutscher altertümer wird durch den verf. in manchem nicht unwichtigen stück bereichert; namentlich sind unter den nachweisungen, was gefertigt wurde (s. 29 ff), die verschiedenen becherformen und bechernamen des 15—17 jhs. (s. 34 f) höchst belehrend. die stempelung der Wismarer waren ist seit 1439 eingeführt, zunächst nur durch das merk des verfertigers, später tritt (seit 1463) auch der städtische stempel

hinzu. verf. redet zweimal, s. 5 f und 29, über die mantelspange oder das fürspan, nd. *bretze,* und entwirft im ganzen ein richtiges bild davon, aber die *enghelsche breetze* oder *bresze mit einem engell* fasst er doch nicht richtig auf, gemeint ist das fürspan mit der darstellung des englischen grufses, ein im 15 jh. ungemein beliebter vorwurf. M. HEYNE.

Gotthard Ludwig Kosegarten. ein lebensbild von dr HFRANCK, oberlehrer am gymnasium zu Demmin. nebst einem bildnis Kosegartens, gestochen von AKraufse. Halle a/S., waisenhaus, 1887. x und 467 ss. 8°. 6 m. — der heut fast vergessene dichter Gotthard (Theobul) Ludwig Kosegarten hat in diesem werke von verwandter seite einen biographen gefunden, dem es durch liebevolles versenken sowie mit hilfe eines umfangreichen hslichen quellenmaterials gelungen ist, ein anschauliches, die schwächen und mängel seines helden nicht verbergendes bild zu geben. der verf. will in erster linie K. als 'menschen in seinem denken und empfinden' zeichnen (s. vi. 161), ihn allein aus sich zu verstehen suchen, und hofft auf diesem wege das allgemeine, ziemlich abfällige urteil über K. als character und dichter durch ein gerechteres zu ersetzen. die schrift ist also in gewissem sinne eine 'rettung', und was den vorwurf der Franzosenfreundlichkeit betrifft, so verdient nach Francks ausführungen K.s politische gesinnung in der tat eine mildere beurteilung. die Napoleonschwärmerei, die er mit manchem seiner zeitgenossen teilte, war bei den damaligen politischen zuständen in Deutschland immerhin begreiflich, bei K. insbesondere erklärlich aus der unreife seines politischen verständnisses, das ihm gestattete, sich auf der einen seite in völliger verkennung der napoleonischen ideen für ihren träger zu begeistern, auf der anderen von einem idealen, nach Klopstocks urteutonentum construierten vaterlande zu träumen. auch dass K. sich durch die französische regierung an die universität Greifswald berufen liefs, erscheint nun, wo wir die unmittelbar vorhergehende zeit in Altenkirchen genau zu überschauen vermögen, entschuldbarer. weniger zu verzeihen ist aber, was Franck noch schärfer hätte betonen sollen, die leichtfertigkeit, mit der K. als hauslehrer in früheren jahren liebschaften mit verschiedenen seiner leitung anvertrauten jungen mädchen angeknüpft hatte. das bisherige urteil über den dichter K. wird meines erachtens auch in zukunft bestehen bleiben, so dankenswert immer Francks sorgfältige und eingehende berücksichtigung aller für des dichters äufseres wie inneres leben bedeutsamen litterarischen erzeugnisse, die inhaltsangaben und characteristiken seiner heut z. t. nur schwer noch aufzutreibenden prosawerke sind. auf die dichterische technik, die vorbilder der Kosegartenschen dichtung und der letzteren stellung innerhalb der gleichzeitigen litteratur hat sich der verf. zu wenig eingelassen: hier bieten Petrich (Pommersche lebens- und landesbilder 2, 1,

69 ff), MKoch (Allg. encykl. der wissensch. und künste. 2 sect. 39, 145) und neuerdings auch Gering (Zs. f. d. phil. 20, 365 ff) entschieden mehr. Franck hat das, was in K.s poesie auf würklichem erlebnis, auf wahrer empfindung beruht, zum ersten male im zusammenhange dargestellt. ich kann aber nicht finden, dass darnach das urteil von Gervinus (siehe Franck s. 161 ff), der übrigens dem dichter 'jugendempfindung und leidenschaft' nicht abstreitet, wesentlich einzuschränken wäre. der form nach ist seine poesie weitaus überwiegend eben doch das 'echo fremder leute'; in welch hohem mafse, haben Koch und namentlich Gering durch treffende belege gezeigt. ebenso wenig verkenne ich die verdienste, die sich K. dadurch erworben, dass er die landschaftlichen reize Rügens entdeckte und zuerst dichterisch verwertet hat: auch hier aber stört zu oft das misverhältnis zwischen wollen und können, das durch phrase ausgeglichen werden soll. da K. schnell producierte (Franck s. 264 ff. Petrich s. 100 f), so mag für die sorglose behandlung der form gelegentlich eine andere erklärung berechtigt sein, ohne dass man damit K. als einen feind des feilens oder freund der improvisation betrachten dürfte, etwa im sinne der anakreontiker, denen der erste entwurf als der beste galt. unserem verf. steht vor allem der theologe und prediger K. nahe und er lässt ihn, was nur zur veranschaulichung beitragen kann, gern in directer rede zu uns sprechen. die wärme seines religiösen gefühls erinnert an Schleiermacher (s. 214. 263), bisweilen auch an Herder (s. 264). K.s prosa zeichnet sich, so weit ich nach dem mir in Francks schrift zugänglichen material zu urteilen vermag, durch klarheit, durch beredte und edle sprache aus, in der Napoleonrede (vgl. s. 304), die Franck als beilage zugleich mit der Denkschrift über die einführung des neuen gesangbuches (vgl. s. 211) hat wider abdrucken lassen, erhebt sie sich zu hoher, wenn auch stark rhetorischer formvollendung. — als anhang erhalten wir die biographie von K.s schwiegersohn und amtsnachfolger in Altenkirchen, die anmerkungen (s. 402—420) geben die belegstellen zum text der empfehlenswerten monographie. — im einzelnen sei noch folgendes angemerkt: s. 21 dass aus dem vorkommen des wortes *maulhenkolisch* in K.s tagebüchern nicht auf kenntnis Fischarts geschlossen werden darf, hat bereits Gering aao. s. 366 anm. 3 hervorgehoben; zu den stellen im DWB gesellt sich noch Schuppius (Wackernagel Kl. schriften 3, 158), aus späterer zeit Dorothea von Schlegel (Anz. VIII 278). — s. 46 der ausdruck *aus freundem land* in dem gedichte Melancholikon tut aus metrischen gründen der sprache gewalt an, was bei K. freilich nicht auffällig ist. — aus dem umfangreichsten und anziehendsten capitel des buches, das K.s seelsorgertätigkeit in Altenkirchen schildert, seien besonders die auch in der Jucunde verwerteten uferpredigten hervorgehoben (s. 206 ff). diese wurden nach alter sitte zur zeit

des heringsfanges, der vormals zu den wichtigsten erwerbsquellen Rügens gehört hatte, im august und september an acht auf einander folgenden sonntagen am strand des meeres unweit Arkonas unter freiem himmel gehalten, auch dann noch, als 'der Ulysz des meeres, der viel gewanderte hering' in weit geringerer zahl als früher die küsten der insel besuchte; vgl. MJSchleiden Das salz 1875 s. 49 ff. — über K.s Ekloge (s. 223. 226 ff. 239) vgl. Körners brief an Schiller vom 28 oct. 1796, Goethe-jb. 4, 233. — s. 318 WGrimm fand in K.s Geschichte des 50 lebensjahres 'zu wenig wahrheit und zu viel anmafsung', vgl. Stengel Private und amtliche beziehungen der brüder Grimm zu Hessen 1, 34. — s. 324 *nun du wirst schon sorge tragen, dasz Du nicht vermiszquemst, wie die leute auf Rügen zu sprechen pflegen,* siehe Schiller-Lübben 5, 406. — s. 352 K.s grabstein ist mit versen PGerhardts geschmückt, wodurch Goethes bemerkung zu seinen versen Auf K.s grab (Hempel 2, 438) berichtigt wird. — s. 363 ff HBaiers tagebuchaufzeichnungen über Napoleon bieten eine interessante parallele zu K.s Napoleonrede. PHILIPP STRAUCH.

Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann - Fallersleben mit Hendrik van Wyn. nebst anderen briefen zur deutschen litteratur herausgegeben und erläutert von KARL THEODOR GAEDERTZ. Bremen, CEMüller, 1888. VI und 60 ss. gr. 8°. 1,80 m. — folgende teils auf den bibliotheken zu Leiden und im Haag teils in der Wedekindschen autographensammlung der Lüneburger stadtbibliothek gemachte kleine funde werden mitgeteilt und weitläufig commentiert: 1) zwei briefe JGrimms an HvWyn vom 23. 7. 1810 und 8. 12. 1812, der eine lateinisch, der andere französisch geschrieben, sowie die antwort vWyns auf den ersten (27. 10. 1812); 2) drei briefe Hoffmanns vFallersleben an vWyn (1820—21) und eine erwiderung vWyns nebst auszügen aus deren concepten; 3) eine epistel der Karschin an den holländischen advocaten, philologen und bibliophilen Laurentius vSanten (18. 9. 1771); 4) drei billete Klopstocks von 1779 und 1781 an denselben vSanten, in der hauptsache die subscription auf den Messias betreffend; 5) ein geschäftsbrief Schillers an Göschen, bei Goedeke hinter nr 177 einzureihen, und eine kurze zuschrift Goethes an einen ungenannten adressaten (21. 5. 1821). unsere kenntnisse bereichert indes nur nr 3), in welcher die Karschin willkommene auskunft über die ursache ihres zeitweiligen zerwürfnisses mit Gleim erteilt, alle übrigen piecen sind herzlich unbedeutend und unergibig. ST.

Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung aus den quellen von KARL GOEDEKE. zweite ganz neu bearbeitete auflage. dritter band. vom 30jähr. bis zum 7jähr. kriege. Dresden, LEhlermann, 1887. VIII und 384 ss. 8°. 7,60 m. — das lob, das ich Anz. XII 257 dem zweiten bande der neubearbeitung des Goedekeschen Grundrisses spenden konnte, darf mit nicht minderem

rechte auf den dritten, das fünfte buch (Opitz — Gottsched) umfassenden band bezogen werden, in dem das letzte werk des um unsere disciplin hochverdienten autors vorliegt. auch hier, wo Goedeke wie für das 16 jh. competent ist, zeigt jede seite — aus den früheren 123 seiten sind 376 geworden —, wie emsig der verf. bestrebt gewesen, seinen Grundriss auf den stand der neuesten forschung zu bringen, ihn nach wie vor für jeden, der selbsttätig sich mit dem studium unserer litteratur befasst, zu einem unentbehrlichen hilfsmittel zu machen, ein ziel, das heute mit hinsicht sowol auf das zu bewältigende material wie auf die erweiterten kenntnisse derer, für die der Grundriss bestimmt ist, sehr viel schwerer als vor 25 jahren zu erreichen war. an der früheren gruppierung des im dritten bande behandelten zeitraums wesentliche änderungen vorzunehmen, lag kein grund vor, dagegen haben im einzelnen, namentlich mit rücksicht auf zeit und landschaft der dichter gleicher richtung manigfache umstellungen stattgefunden. abgesehen von den vielen zum ersten male notierten autoren seien von umfangreicheren zutaten hervorgehoben ein verzeichnis der gesellschaftsnamen der verschiedenen sprachacademien (s. 6—19) sowie der bedeutenderen dichter des Elbschwanenordens (s. 92—95). an stelle des bisherigen, nur éine seite umfassenden § 184 über Simon Dach und seine freunde ist eine eingehende behandlung der sich um Königsberg, Danzig und die ostseeprovinzen gruppierenden dichterkreise (s. 121 bis 144) getreten, die geistliche dichtung des 17 und 18 jhs. jetzt durch eine im vergleich zur früheren darstellung auf das dreifache angewachsene zahl von repräsentanten veranschaulicht, § 196 insbesondere den geistlichen dichterinnen gewidmet, vgl. damit in der ersten bearbeitung § 183 s. 459 f, § 200 s. 544 ff. dankenswert ist auch die zusammenstellung der poetischen lehrbücher von Opitz bis Breitinger s. 19—26. Opitz, Fleming, Neumark, Rist, Greflinger, vZesen, Dach ua. haben eingehende lebensbeschreibungen erhalten. dass die zahlreichen bibliographischen nachweise noch vervollständigt werden könnten, ist zu natürlich, als dass ein referent daran gefallen finden dürfte, nachträge zu liefern. vergessen wir nicht, dass hier ein einziger selbstforschend und selbstprüfend gesammelt und zusammengetragen hat! irrtümer oder widerholungen, veranlasst durch umarbeitung und umstellung des älteren materiales, sind mir, wo ich nachprüfte, nur selten begegnet, dagegen haben die zahlreichen zusätze, die veränderte anordnung bisweilen die übersicht der litterarischen entwickelung beeinträchtigt, da die alte paragraphenzählung möglichst eingehalten, nicht vermehrt wurde, wozu doch kein grund vorhanden war. auch für diesen band hätte ich sodann systematischere verwertung von recensionen, vor allem der in diesem Anzeiger veröffentlichten, sowie der artikel in der ADB gewünscht, ein gleiches betreffs der Kürschnerschen National-

litteratur. — möge Goedekes neubearbeitung einen würdigen fortsetzer finden! in welcher weise er die arbeit aufzunehmen haben wird, ist von Seuffert DLZ 1887 nr 52 lehrreich erörtert worden. [nach einem von der verlagshandlung inzwischen ausgegebenen circular haben sich in Goedekes nachlass äufserst wertvolle und umfangreiche vorarbeiten zur fortsetzung des werkes vorgefunden, die von der firma erworben wurden. die manuscripte sind zum teil bereits druckfertig, sodass die veröffentlichung einer weiteren lieferung schon in bälde erhofft werden kann.]

PHILIPP STRAUCH.

Talhoffers Fechtbuch aus dem jahre 1467. gerichtliche und andere zweikämpfe darstellend. herausgegeben von GUSTAV HERGSELL. mit 268 tafeln in lichtdruck. Prag, JGCalvesche k. k. hof- und universitäts-buchhandlung (OBeyer), 1887. 46 ss. und 270 (268) tafeln. 4°. 50 m. — seine wenig gehaltreiche schrift: Talhofer. ein beytrag zur literatur der gerichtlichen zweykämpfe im mittelalter, München 1817, querfol., begleitete Nathanael Schlichtegroll mit lithographierten bausen der seiten 68. 69. 104. 128. 242. 270 des Gothaer codex nr 114. er wollte damit zur subscription auf eine vollständige nach dem gleichen verfahren zu veranstaltende ausgabe dieser bilderhs. einladen, welche ihn wie alle, die sich vorher mit ihr beschäftigt hatten, namentlich durch ihre darstellungen des zweikampfes zwischen mann und weib (s. 242—250) anzog. aber die erhoffte teilnahme blieb aus und siebenzig jahre haben vergehen müssen, ehe das von ihm geplante unternehmen zur ausführung gelangte. dafür erhalten wir jetzt eine mit allen mitteln moderner technik hergestellte und vorzüglich geratene reproduction in würdiger ausstattung, welche dem opferwilligen verleger zu hoher ehre gereicht. den unendlichen vorzug der phototypien vor Schlichtegrolls durchzeichnungen zeigt ein vergleich beider auf den ersten blick. freilich die rasch zusammengerafften, ungenauen und unvollständigen notizen über die historische entwickelung der deutschen waffenkunst, mit welchen hr hauptmann Hergsell das prachtwerk einleitet — man vermisst darin sogar jeglichen hinweis auf die übrigen werke des Schwaben Talhoffer, den Gothaer codex 558 aus dem j. 1443 (Jacobs und Ukert, Beiträge zur älteren litteratur 3, 102 ff) und den Ambraser von 1459 —, gewähren geringe belehrung: ob sie aber, da sie offenbar nur eine nebensächliche beigabe bilden sollen, so herb zu rügen waren wie das soeben durch KWassmannsdorff (Aufschlüsse über fechthss. und gedruckte fechtbücher des 16 und 17 jhs., Berlin 1888, besonders abgedruckt aus der Monatsschrift für das turnwesen VII heft 4. 5) geschehen, möchte ich bezweifeln. denn die hauptsache bleibt, dass eine der wichtigsten deutschen fechthss. ihrem vollen umfange nach der allgemeinen benutzung zugänglich geworden ist: was bisher Wassmannsdorff, der unter den lebenden am intensivsten mit der geschichte der leibes-

übungen in Deutschland sich beschäftigt haben dürfte, an einschlägigem material zb. in seiner Ringkunst des deutschen mittelalters (Leipzig 1870) und in seinem Ersten deutschen turnbuch (Heidelberg 1871) veröffentlichte, gehört einer etwas späteren zeit an oder beschränkt sich auf auszüge. St.

Dänische schaubühne. die vorzüglichsten komödien des freiherrn Ludwig von Holberg. in den ältesten deutschen übersetzungen mit einleitungen und anmerkungen neu herausgegeben von dr Julius Hoffory und dr Paul Schlenther. 2 bde. Berlin, GReimer, 1888. *123, 388 und 540 ss. 8⁰. 10 m. — im j. 1745 waren sämmtliche 26 bis dahin erschienenen lustspiele Holbergs ins deutsche übersetzt, einige von ihnen sogar mehrmals. diese versionen verschiedener verfasser vereinigte 1754 der Kopenhagener buchhändler Rothe zu einer vierbändigen gesammtausgabe, welche er das jahr darauf mit einem fünften teile bereicherte, der die 6 komödien aus des dichters greisenalter verdeutscht enthielt: das ganze nannte er Dänische schaubühne. deren kleinere hälfte, 14 stücke nämlich, legen jetzt die hrn Hoffory und Schlenther in einem neudrucke vor. man sieht den grund nicht recht ein. denn wer der herschenden mode folgt und einen neudruck veranstaltet, will entweder der wissenschaft dienen oder dem grofsen publicum. im ersten falle wird er werke reproducieren, die eine wichtige etappe auf der entwickelungsbahn unserer litteratur bezeichnen, aber gegenwärtig nur noch in einzelnen grofsen bibliotheken sich vorfinden; im anderen richtet er sein augenmerk auf solche erzeugnisse vergangener zeiten, die auch heute noch das interesse weiterer kreise zu erregen vermögen, verzichtet aber dann auf alle zutaten specifisch gelehrter natur. nun kann niemand behaupten, dass die Dänische schaubühne je eine hervorragende würkung ausgeübt habe oder heute rar sei: sollte sie indes durchaus eine erneuung erfahren, so müste dieselbe naturgemäfs eine vollständige, keine partielle sein. bestand hingegen der plan — und dieser scheint in der tat das bestimmende motiv abgegeben zu haben —, die gebildeten Deutschlands mit Holberg aus anlass seines 200jährigen geburtstages näher bekannt zu machen, so konnte der minutiöse vergleich der übersetzungen mit dem original gänzlich gespart werden, denn den leser stören die vielen diakritischen zeichen im texte und seine aufmerksamkeit lenken die zahlreichen noten ab; kurze nachweise über das verhältnis beider in den vorbemerkungen zu jedem stücke hätten vollauf genügt. philologie und popularisierungstendenz sind hier eine sonderbare mesalliance eingegangen. noch sonderbarer freilich mutet das argument an, welches s. *98 vorgebracht wird, um die wahl der alten übersetzung für den neudruck zu rechtfertigen: 'trotz allen irrtümern, auslassungen, zudichtungen ... ist sie die beste deutsche übersetzung, welche Holberg zu teil geworden ist, und welche ihm künftighin zu teil werden kann.

in Holbergs eigenem zeitalter entstanden, lebt in ihr der geist jener zeit, in den sich künftige bearbeiter erst künstlich durch reflexion und studium hineinversetzen müssen.' dann übertrifft also jede mhd. übersetzung eines altfranz. ritterromans oder fabliaus alle modernen und WHertz vergeudet sein feines nachempfinden? oder Popes Lockenraub käme nur in einer verdeutschung des vorigen jhs. zur rechten geltung? auf diese weise wüchse freilich der stoff für neudrucksfreudige buchmacher ins unendliche. allerdings haben die hrn editoren auf den umschlägen der beiden ersten lieferungen eine nähere motivierung dieses ihres verfahrens verheifsen, aber sie fehlt wie so manches andere, was der prospect in aussicht stellte; zb. wollte Hoffory in grofsen zügen ausführen, 'wie Holberg der erzieher seines volkes wurde und was derselbe in dieser hinsicht als mensch, gelehrter und dichter geleistet hat': auf diesen nachweis durfte man billig gespannt sein. es scheint nämlich den herausgebern allmählich die lust an ihrer arbeit verflogen zu sein: nachdem die 8 ersten lieferungen — auf deren titelblättern übrigens zu lesen stand: in der ältesten deutschen übersetzung — 1885 und 1886 in rascher folge herausgekommen waren, hinkte der schluss, der die vorreden in sich schloss, 1888 verspätet nach. kein wunder, dass unter solchen umständen verschiedene seiten des programms unausgeführt blieben. — ich muss mein urteil dahin resumieren, dass viel fleifs an ein in sich uneinheitliches und in folge dessen unbefriedigendes unternehmen verschwendet worden ist. St.

Goethes religiöse entwickelung II. 1770—1780. vom oberlehrer Rudolf Jobst. osterprogramm des kgl. Marienstifts-gymn. zu Stettin. 1888. Colberg, HWarnke, 1888. 15ss. 4°. 1 m. — der verf. schildert Goethes religiöse entwickelung während der jahre 1770—80 an der hand der quellen; von dem Strafsburger aufenthalte, also vom herauswachsen Goethes aus der brüdergemeinde, verfolgt er sie bis über die Schweizerreise hinaus, weil darnach eine reifere pantheistische periode bei Goethe beginne. kundig und feinfühlig stellt J. die veränderungen der Goetheschen ansichten während dieses zeitraums dar und streift auch die verschiedene terminologie, deren sich Goethe jedes mal bedient. von werken wird neben den beiden theologischen schriften des Ahasverus, des Mahomet, des Prometheus, des Ewigen juden, des Werther, des Faust und der gedichte gedacht. auch die recensionen der Frankfurter gel. anz. erwähnt er und trägt s. 5 anm. 2 eine sehr einleuchtende vermutung vor: für die recension von Hallers Briefen über die wichtigsten wahrheiten (3 april) verweist er auf Merck, im anschluss an einen sehr ähnlichen ausdruck der recension und eines briefes von Merck an Nicolai (19 jan. 76). dort heifst es: *wir geben allen fanatikern von beiden entgegengesetzten parteien zu bedenken, ob es dem höchsten wesen anständig sei, jede vorstellungsart von ihm, dem menschen und dessen verhältnis zu ihm zur sache gottes*

zu machen, und darum mit verfolgungsgeiste zu behaupten, dass das, was gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sei, oder ob das, was in zwei farben vor unser auge gebrochen wird, nicht in einen lichtstrahl vor ihn zurückfliefsen könne und hier sagt Merck: *eure irrungen liegen alle im kopf, und die mag eben der, der alle farbenbrechungen in einen lichtstrahl zu ordnen weifs, zum besten der welt leiten. es wird aber die natur ewig bunt spielen.* also ausdruck und vorstellung sind recht ähnlich. sehr hübsch sind einige verse des Ewigen juden durch parallelen aus Werther erklärt, J. meint jenes gedicht in den april 1774 verlegen zu können (s. 10). auch für die stelle über das sterben (Prometheus) ein beachtenswerter wink (s. 12 anm. 1). so zeigt das heft eine selbständige darstellung des vielbehandelten themas. mit seinen vorgängern setzt sich der verf. nicht aus einander, falls das nicht etwa schon im ersten teile seiner arbeit geschah (progr. vom jahre 1877), der mir unbekannt blieb. R. M. Werner.

Franz Kern, Die deutsche satzlehre. eine untersuchung ihrer grundlagen. zweite vermehrte auflage. Berlin, Nicolai, 1888. vi und 184 ss. 8⁰. 2 m. — das anerkennende urteil, welches ich in diesem Anzeiger ix 305 f über die erste auflage aussprach, kann ich auch der neuen, erweiterten gegenüber gröstenteils aufrecht halten. ich billige fast alles, was Kern über die behandlung der einfachen sätze sagt. er hat viele unnütze und unpassende benennungen der schulgrammatik mit recht bekämpft und ihre entbehrlichkeit practisch bewiesen. dass er freilich dabei beharrt (s. 78, vgl. 53 ff der ersten auflage), den vocativ als subjectswort des imperativs anzusehen, ist eine merkwürdige liebhaberei. kein mensch denkt doch daran, wenn er ausruft: *freunde, kommt!* den vocativ mit der verbalform zu verbinden; vielmehr steht der vocativ für sich allein da ebenso gut, als wenn ein anderer satz folgte: *freunde, ich habe ihn gesehen.* — von den beiden neu hinzugekommenen capiteln führt das erste (vi: von den wortarten) eine viel zu sanfte polemik gegen einige confuse behauptungen Pauls; in dem anderen (vii: über die einteilung der nebensätze) verteidigt K. gegen meinen aufsatz in Lyons Zeitschrift für den deutschen unterricht 1, 157 die benennung der nebensätze nach den satzteilen des hauptsatzes, die sie vertreten können. ich kann meine dort gegebenen ausführungen im wesentlichen nicht für widerlegt ansehen, bleibe vielmehr dabei, dass jene benennungen (subjects-, objects-, adverbialsätze; attribut- oder adjectivsätze; bei Kern Grundriss der deutschen satzlehre 1884 s. 52 auch noch: genetivsätze, dativsätze, prädicatsnominativsätze!) weder wissenschaftlich noch pädagogisch grofsen wert haben. eingeführt sind sie von solchen deutschen schulgrammatikern, die sich sehr zu ihrem schaden von der deutschen sprachwissenschaft gänzlich fern hielten. Oskar Erdmann.

Altdeutsche idiotismen der Egerländer mundart. mit einer kurzen darstellung der lautverhältnisse dieser mundart. ein beitrag zu einem Egerländer wörterbuche. von JOHANN NEUBAUER, k. k. prof. an der staats-realschule in Elbogen. Wien, Graeser, 1887. 115 ss. 8⁰. — ursprünglich ein schnell hergestelltes programm, für das dem verf. die wissenschaftlichen hilfsmittel nur sehr eingeschränkt zu gebote standen. diesen umstand muss man berücksichtigen, wenn man der arbeit gerecht werden will. sie setzt sich die aufgabe, ein verzeichnis von den heute noch im munde des Egerländer volkes frisch und kräftig lebenden altdeutschen wörtern, solchen, welche in der schriftsprache entweder gar nicht mehr oder doch nicht mehr in demselben sinne vorkommen, vorzulegen. dies geschieht in der weise, dass zu dem stichworte und der angabe seiner bedeutung eine reihe nachweisungen aus ahd., mhd., nhd. und dialectwörterbüchern gegeben werden, die recht dankenswert sind. wie weit der verf. bei der hauptsache seiner arbeit, der sammlung der mundartlichen wörter und ihrer begriffserklärung, vollständig und genau verfahren ist, entzieht sich der beurteilung des nicht-Egerländers. M. HEYNE.

KLEINE MITTEILUNGEN.

GOT. *ALÊV.* die got. form *alêv* ἔλαιον Marc. 6, 13 uö. ist nicht auffällig, wenn man von gelehrter entlehnung aus lat. *oleum* absieht. eine solche fand beim ahd. *oli* im 9 jh. statt, wort und sache wurden hier durch italienische klöster vermittelt; aber die Goten erhielten beides viel früher, und jedesfalls schon längere zeit vor der völkerwanderung, auf dem handelswege durch römische wandernde krämer; diese sprachen aber den handelsartikel nicht *olĕum,* sondern *olĕu* (mit verlust des *m*) aus, und da die Goten in ihrer mundart ein reines *o* so wenig wie ein reines *e* besafsen, sondern dafür nächstliegende laute brauchten, so entstand hier für ein helles *o* in unbetonter silbe *a*; die römische betonung des wortes (also aussprache *alḗw*) ist wahrscheinlich geblieben, worauf auch die erhaltung des römischen *ḗ* im gotischen hinzuweisen scheint. M. HEYNE.

GRAMMATISCHE MISCELLEN. 1. Zs. 27, 244 stellt Fick der gewöhnlichen annahme, dass der name des gotischen bibelübersetzers in seiner sprache *Vulfila* gelautet habe (siehe Bernhardt, Vulfila einl. s. VII anm.), die behauptung entgegen, dass der name koseform eines im zweiten teil mit *vulfs* gebildeten eigennamens sei, und dass dieses wort im zweiten teil von eigennamen von je her die anlautende spirans abgeworfen habe. erst später sei der name *Ulfila,* um den zusammenhang mit 'wolf' nicht zu verdunkeln, wider mit *W* versehen worden. hier ist nun erstens nicht er-

sichtlich, warum *Vulfila* nicht von einem namen abgeleitet sein soll, der im ersten teil mit *vulfs* zusammengesetzt war: wie dies doch von zahlreichen kosenamen in dem bekannten buch von Stark festgestellt ist; zb. s. 16 *Wolf* = *Wolfbraht*, s. 17 = *Wolfradus*. zweitens aber ist die ansicht, dass 'wolf' im zweiten namensteil von je her ohne *w* ausgesprochen worden sei, nicht in einklang mit den tatsachen. die gotischen namen bei Jordanes sind durch Mommsens ausgabe kritisch festgestellt worden. hier erscheinen: *Athauulfus, Odvulf, Agriuulfus, Eueruulfus, Hunuulfus, Rodvulf.* ebenso ags. *Cynevulf, Eđelvulf*; altn. *Haþuvulafr* (Wimmer, Runenschrift s. 222): nirgends also eine form, welche jenes schwinden des *w* als urgermanisch anzusetzen zwänge oder berechtigte. — 2. Braune, Got. gramm.[3] § 177, 3 setzt als part. prät. von *standan* [*staþans*] an dh. er gibt zu verstehen, dass diese form zwar nicht vorkomme, aber doch als vorhanden anzunehmen sei. § 204 hat er das part. prät. *visans*, welches ebenso wenig vorkommt, ohne solche klammern angeführt. beide formen sind im gotischen sicherlich nicht vorhanden gewesen. das gotische bildet keine part. prät. von intransitiven verben mit durativer bedeutung; wo das griechische veranlassung dazu bot, gebraucht Vulfila das part. präs. oder umschreibungen: zb. für ἑστηκὼς καὶ ἀκούσας *sei stoþ gahausjandei* Joh. 12, 29. welche gotischen participien und in welcher verwendung sie vorkommen, hat Gering in der Zs. f. d. phil. 5, 294 ausführlich erörtert. ebenso wenig wie die part. prät. von *standan* und *visan* finden sich die von *ligan, sitan, anakumbjan, liban* ua. meist tritt dafür das part. präs. ein: *standands* ist = ἑστηκώς, ἑστώς; vgl. Mt. 26, 73. Joh. 28, 25. Luc. 5, 1. Mc. 3, 31. 14, 47. 15, 35. 39; *sitands* = καθήμενος Mt. 9, 9. 27, 19. Mc. 5, 15; vgl. auch 14, 54. Joh. 12, 15; und öfters auch = καθίσας; *anakumbjands* = ἀνακείμενος Mt. 27, 52. Joh. 6, 11 vgl. 12, 2. für ein part. prät. *visans* hätte ja auch im griechischen und lateinischen die entsprechende form gefehlt; die spätere hochdeutsche entwickelung der beiden formen *gewesen* und *gesin* zeigt das schwanken der neubildung, ebenso wie das nordische *staþinn* und hd. *gistandan* als willkürliche anlehnungen, das eine an das flectierte präteritum, das andere an den infinitiv, erscheinen. — 3. Weinhold, Mhd. gramm. § 335 s. 316 und gleichlautend 2 aufl. § 352 s. 361 sagt unter dem verbum *stân*: '*stie* (Sleigertüchl. 231, 2) ist eine falsche analogiebildung nach *gie*.' diese annahme, dass *stie* würklich bestanden habe, wenn schon als eine incorrecte form, ist auch von anderen widerholt worden, zb. im DWB IV 1, 2, 2381. allein *stie* ist nichts als ein schreibfehler. zum Schleiertüchlein Hermanns von Sachsenheim gibt es eine zweite, bessere hs., aus der die variante *enpfieng: gieng* im Anz. f. kunde der deutschen vorzeit 1858 sp. 144 mitgeteilt ist; es ist also an unserer stelle nicht *stie*, sondern *gie* zu lesen. dass würklich die in Meister Altswert ab-

gedruckte hs. stark, selbst unsinnig abgeändert hat, dafür gebe ich als beispiel nur 243, 4 f *Mit meinem bilgerstab Ruort ich es durch ein ander:* dies letzte wort soll auf *vetter* reimen; die Frankfurter hs. hat richtig *durch ein getter.* — *4. Paul, Mhd. gramm.[2] § 19 anm. 2 bemerkt: 'aus der alten form *hërro* haben sich zwei formen entwickelt: *hërre* und *hēre,* letzteres nieder- und mitteldeutsch.' wenn hier dem oberdeutschen die form mit langem *ē* abgesprochen sein soll, so ist das unrichtig, wie die späteren dialecte ausweisen. der lexicograph Gesner schreibt *Heer* (Wackernagel, Kl. schr. 3, 25), der Baseler Brandmüller reimt 1621 *Herr : sehr, Herren : lehren, je mehre : Oberherre.* auch Seilers Wb. der Baseler mundart hat *Here.* ebenso entwickelt das schwäbische in *Hair* dasselbe *ai,* welches mhd. *ē* vertritt; vgl. *Hairle,* wie die katholischen geistlichen genannt werden, vgl. Auerbachs *Ivo der Hairle.* — 5. Opitz hat seine ode 'Ich empfinde fast ein Grawen' zuerst im Buch von der deutschen poeterei 1624 erscheinen lassen. die 7 zeile der 4 strophe lautet *Und nicht saat zu Bette legt.* dazu bemerkt Wackernagel LB 2, 385, 19: *saat* dh. *satt* wie in den ausgaben (der gedichte). Braune im neudruck der Poeterei sieht *saat* als druckfehler an. es ist aber eine dialectische nebenform und daher dem text zu belassen. vgl. Tscherning, Unvorgreifliches bedenken (Lübeck 1659) s. 100 *Ziel, viel, saat, leer, haar* und dazu s. 5 aus einem briefe von Buchner *Veteres vix geminabant literas: itaque crassiore sono dicebant Gōt, glūk, quod in agrestium lingua adhuc hodieque durat.* ferner JTitzens Zwey bücher von der kunst hochdeutsche verse und lieder zu machen (Danzig 1642) cap. XIII § 12 . . . *so sehen wir doch in den andern billich auf die reine Meifsnische aussprache / und sagen nicht wie unser Pöfel* [in Schlesien] *Goót, der Spoót, der Maán, der gewien* usw. *sondern Gott, der Spott, der mann, der gewinn, gleich wie wir sagen die Götter, spotten, des mannes, gewinnes* usw. auch Weidner in der biographie Zincgrefs (Archiv f. litteraturgesch. 8, 5) schreibt *defs Lebens saat.* E. Martin.

Zum Sächsischen taufgelöbnis. die darstellung, welche Scherer in den Denkm. s. 494 von der geschichte des bekanntwerdens dieser formel gegeben hat, leidet an mehrfachen ungenauigkeiten. der wahre sachverhalt ist kurz der folgende. in den pfälzischen hss. der Vaticana nr 289 und 577 fand Ferdinand von Fürstenberg, 1652 durch den cardinal Fabio Chigi, welcher wenige jahre später als Alexander VII den päbstlichen stuhl bestieg, nach Rom gezogen, zwei capitularien Karls des grofsen, welche die sächsischen verhältnisse betrafen (bei Boretius, Capitularia regum Francorum 1, 68. 71), das taufgelöbnis und den Indiculus superstitionum. er veranlasste seinen freund LHolstenius, einen abdruck der vier stücke zu besorgen. derselbe erschien o. o. u. j. auf einem octavbogen, der 16 gezählte seiten umfasst und den ich in einem exemplare der Münchner bibliothek (*J. publ. G.* 130[m]) kenne. ein

titelblatt ist nicht vorhanden, s. 1 beginnt mit: *CAROLI MAGNI | CAPITVLATIO | DE PARTIBVS SAXONIAE.* | Ex antiquifsimo MS. Palatino | bibliothecæ Vaticanæ. | verzierter strich | *Hæc de partibus Saxoniæ constituta | sunt* usw. dieser druck ist in der officin von Jacob Dragondelli in Rom hergestellt worden. das ergibt sich aus der eben erwähnten verzierung, welche in Holstens posthumer, 1662 bei Dragondelli herausgekommener Collectio romana bipartita mehrfach widerkehrt: die Collectio (2, 177 ff) reproduciert übrigens aus dem einzeldrucke mit anderen typen zwar die beiden capitularien, indem sie kleine fehler verbessert und dafür neue einmischt, aber weder das taufgelöbnis noch den Indiculus. auch das datum des separatdrucks lässt sich ungefähr feststellen. denn das erste exemplar davon, so weit zu ermitteln ist, brachte der convertit HJBlume nach Deutschland, der noch 1652 aus Rom dahin zurückgekehrt zu sein scheint (Henke, GCalixtus 2, 2, 66 anm.): jedesfalls legte derselbe ende 1655 seinem früheren lehrer HConring in Helmstädt *vocabula quædam barbara* aus dem Indiculus zur erklärung vor (Commercii epistolici Leibnitiani tomus prodromus rec. IDGruber, Hanoverae et Gottingae 1745, s. 143 anm.), ohne indes zu verraten, woher er sie entnommen habe. andere exemplare übergab Fürstenberg bei seiner reise durch Mainz dem baron JChvBoyneburg und dieser schickte eins am 1 juli 1660 Conring zu (Commercii epist. s. 366): in seiner antwort vom 29 sept. (aao. s. 373) spricht Conring bereits die absicht aus, den inhalt der 3 aufl. seines buches De origine juris germanici einzuverleiben. das tat er denn auch 1665, aber erst nachdem er mit Fürstenberg in briefwechsel getreten war und von diesem ebenfalls ein exemplar des sonderdrucks am 5 dez. 1663 empfangen hatte* (HConringii epistolarum syntagmata duo, Helmstadii 1694, s. 2. 4. 5. 6. 25. 40. 86, wider abgedruckt im 6 bande seiner Opera, Braunschweig 1730). auffälliger weise sucht Conring den schein zu erwecken, als sei sein abdruck der piecen der erste in Deutschland erfolgte, während doch bereits das jahr zuvor ein solcher durch den buchhändler SPaulli zu Strafsburg in der Miscella antiqvæ lectionis veranstaltet war, die Conring, wie sich aus De origine juris germanici cap. xv ergibt, sehr wol kannte. doch das erklärt sich unschwer. der eigentliche herausgeber der Miscella war der jurist JHBoecler, wie Leibnitzs Collectanea etymologica 1 (Hannover 1717), 56 f melden und wie dadurch bestätigt wird, dass das büchlein dem herzog Friedrich von Sachsen (Friedrich i von Gotha, 1646—91), welcher, um unter Boecler zu studieren, am 12 juli 1664 in Strafsburg eingetroffen war (BvHellfeld, Beiträge

* trotzdem auf diese weise Conring zwei exemplare besafs, ist keines derselben, gütiger mitteilung des hrn vHeinemann zu folge, in den auctionscatalog seiner bibliothek aufgenommen, welche vom 3 juli 1694 an zu Helmstädt versteigert wurde.



zum staatsrecht und der geschichte von Sachsen 2, Eisenach 1788, 348), mit einer vom 19 august des jahres datierten zuschrift gewidmet ist. einerseits herschte nun zwischen Boecler und Conring rivalität: der herausgeber des Comm. Leibn. weifs s. 1058 zu berichten, dass *inter hos duumviros, licet mutuis se literis colerent, perpetuum frigusculum regnaret.* andererseits wollte Conring dem wahren entdecker, dem bischof Fürstenberg, die gebürende anerkennung nicht vorenthalten: denn Boecler hatte zweifelsohne den Holstenschen sonderdruck, wie früher Conring selbst, von Boyneburg empfangen, mit dem er in vertrautem briefwechsel stand und dessen die dedication der Miscella mit besonderer auszeichnung gedenkt.

Die drei abdrücke bei Paulli, Conring und in der 2 aufl. von Fürstenbergs Monumenta Paderbornensia gehen somit auf eine gemeinsame gedruckte vorlage zurück, welche sie zumeist durch neue fehler entstellen. eher könnte zweifelhaft sein, ob wir unter den Holstenschen schedis, welche nach dem zeugnis der Ballerini Petrus Possinus, der herausgeber mehrerer nachgelassenen werke des Holstenius, an Philipp Labbé mitteilte, abschriften oder jenen einzeldruck zu verstehen haben. denn Labbé (1671 VI 1541, 1729 VIII 278) erhielt überdies sowol die nr der hs., wenngleich eine falsche (542), als auch die in dem codex dem Indiculus unmittelbar folgenden allocutionen. indes spricht auch hier, wenn wir den text des taufgelöbnisses bei Labbé sorgfältig vergleichen, die gröfsere wahrscheinlichkeit für die benutzung des druckes, der von weiteren handschriftlichen angaben begleitet gewesen sein wird. St.

Zur deutschen heldensage. dass die sage den Gotenkönig Ermanarich zum römischen kaiser erhöhte, dazu kann sie durch den umstand mit bestimmt worden sein, dass im j. 465 einer der beiden römischen consuln den namen *Herminericus* führte: siehe Roncallius, Vetustiora latinorum scriptorum chronica (Patavii 1787) 2, 587. er war der sohn des Aspar, eines Goten oder Alanen, und überlebte seinen 471 ermordeten vater: siehe Tillemont, Histoire des empereurs 6 (Venise 1739), 336. 414. K. Hofmann.

Zum Schlummerliede. eine zufällige veranlassung führte mich auf dies früher viel umstrittene liedchen. mehr als alles andere fesselten mich in Zapperts facsimile die hebräischen worte, und eine vermutung über diese, die sich mir mit macht als die richtige aufdrängte, kann ich mich nicht enthalten, der öffentlichen prüfung zu unterbreiten.

Der erste anblick nämlich liefs mich sofort die an drei stellen unter den deutschen text gesetzten hebräischen zeichen als transscriptionsversuche erkennen. dass diese unterschriften in engstem bezuge zu den darüber befindlichen deutschen worten stehen, sieht jedermann. der schreiber hat sie, nach hebräischer weise von rechts beginnend, im zweiten und dritten falle ganz genau

untergesetzt, im ersten immer noch so, dass der erste hebräische buchstabe unter dem letzten deutschen steht.

Man könnte zunächst an eine hebräische übersetzung denken, und so hat auch Zappert das erste wort דודי gelesen und 'mein liebling' erklärt. allerdings heifst דוד freund, aber mehr älterer freund, namentlich auch männlicher verwandter, onkel. es wäre seltsam, puppe mit einem worte widerzugeben, bei dem man in erster linie an onkel denken müste. die zeichen gestatten übrigens nicht nur, sondern legen es fast näher, דוחו zu lesen; das dritte zeichen von rechts hat auch in der zweiten hälfte eine nach unten gehende linie, nur etwas kurz; die weiterführung der striche abwärts kann unvollkommen sein, wie sie es ja auch bei dem anlautenden ד ist. die beiden anderen worte stehen unter den namen *Ostra* und *Zanfana*, wo also von übersetzung keine rede sein kann. (die hebräischen worte über dem texte, von geübter fester hand, haben mit dem liede ebenso wenig zu tun wie die auf der rückseite des zettels befindlichen.)

Das erste wort *tocha* konnte mit דוחו recht wol widergegeben werden sollen; der letzte buchstabe wurde für *o* verlesen. im zweiten worte ist die umschrift correct durchgeführt bis auf den letzten buchstaben. aus *Ostra* (so, nicht *Ostara*, steht im texte) wurde אסתר. das *O* konnte hier nicht ו werden, weil dieser buchstabe im anlaut niemals wie *O* lautet; dagegen transscribieren auch die heutigen juden das deutsche *O* durch אָ. der letzte buchstabe fiel aus: das *a* scheint überall eine besondere crux gebildet zu haben. aber fast völligen schiffbruch litt der schreiber bei *Zanfana*. zwar das *Z* erkannte er richtig; aber das *a* wurde abermals misdeutet, es sei denn — was ich nicht weifs —, dass ehemaliger gebrauch nicht ausschloss, es durch ע widerzugeben, womit die jetzigen juden nur unser *e* ersetzen. der zweite buchstabe nämlich ist zweifellos ע; die lesung ס ist ganz willkürlich. das *n* wurde misverstanden, vielleicht für *u* gelesen, was sehr leicht möglich war, und so erscheint unten ein ו; die lesung ר ist weniger angezeigt. es folgte das *f*, welches recht wol für *t* verlesen werden konnte, und so ein ת ergab; aber ich sehe mehr ein ף als ein ת, und es wäre wol möglich, dass das schluss-phe auch in der mitte gebraucht wurde; so hätten wir die richtige widergabe des *f*. für den schreiber war es auf alle fälle ein schluss, und vielleicht fuhr ihm deshalb das lange schluss-phe in die feder; er brach den bei *Zanfana* so zweifelhaft ausgefallenen versuch ab, vielleicht weil ihm wider ein *a* und noch ein *a* entgegenstarrte.

Die ansätze zur transscription begannen naturgemäfs mit dem ersten worte, dann stiefsen sie auf schwierigkeiten und wurden springend; sie sprangen dahin, wo ein anscheinend leichter lesbares wort zufällig in die augen fiel.

Wenn es beim 'fälscher' bleiben muss, war es für ihn nicht

weniger möglich, sich die fiction in meinem sinne auszudenken und durchzuführen, als — *Esther*, *Zipporah* und *Dodi* (lieber onkel) oder gar *Zappert* unterzuschreiben, wie man bisher meinte.

Leipzig. RUDOLF SEYDEL.

ZUM LEBEN DER HL. ELISABETH. für das von ihm B genannte bruchstück der Hl. Elisabeth sah sich MRieger bei seiner ausgabe des gedichtes (siehe s. 4 f) auf den fehlerhaften abdruck angewiesen, welchen Droncke 1837 in Mones Anzeiger 6, 54—58 geliefert hatte. jetzt ist das fragment im besitze des hrn landrichters Bömers zu Bückeburg wider aufgetaucht, und dieser hat die güte gehabt, mir die einsichtnahme zu verstatten. die beiden zusammenhangenden pergamentblätter in quart, die innersten einer lage, je 16 cm. breit, 19 cm. hoch, gehören dem 14 jh. an, haben aber seit dem ende des 15 als umschläge von rechnungsbüchern gedient, wie sich aus der aufschrift *fahr und grundzinsen* 1490 auf der vorderseite des ersten ergibt: dieser vermerk einer hand des 17 jhs. ist an die stelle eines älteren, blässeren und nur noch teilweise leserlichen ... *Renten de a*° 1490 getreten. jede spalte ist mit tinte liniert und enthält 24 zeilen, welche stets mit grofsen, rot durchstrichenen anfangsbuchstaben beginnen, während bei Droncke grofse und kleine ohne princip wechseln. bis auf vereinzelte ausnahmen sind sämmtliche *i* oben mit einem striche und sämmtliche *u* mit einem mehr oder minder vollständigen *o*, welches meist dem haken unseres fractur-*u* nahe kommt, versehen: Droncke schwankt zwischen *ů*, *u͛*, *ú*, *ü* und *u*. der dreimal begegnende eigenname *ysendrut* (Droncke 2. 45. 62) weist stets kleinen anfangsbuchstaben auf. der spaltenumfang stimmt durchaus zu hs. A der Elisabeth, es heben also die 8 spalten an bei den vv. 5151. 5175. 5199. 5223. 5055. 5079. 5103. 5127 Rieger. ebenso befinden sich die beiden gröfseren initialen, welche mit tinte ausgeführt sind, an dem nämlichen orte, wo sie A hat: 5203. 5127. im einzelnen ergab die vergleichung nachstehende berichtigungen des textes von Droncke (ich folge dabei der übersichtlichkeit wegen seinen verszahlen, obwol er die wahre folge der blätter verkannte und sich einmal verrechnete): 3 *andaht*. 7 *der selben*. 14 *ir*. 29 *vnde*. 31 *Daz*. 32 *rehter*. 44 *Alse* deutlich. 45 *Liebe*. 46 *froÿde*, *o* aus *e* corr. 54 *So nu*. 63 *begoz*. 64 kein punct. 68 *frauwē*. 74 *iezu*. 75 *vmmevinc*. 82 *Sie*. *ieso*, *e* aus ? *r* corr., darüber *e*. 88 *ir antlitze*. 91 nach *Bi* kein strich. 92 *Hatte*. 112 *dise*. 118 *Bedachte*. 120 *manig ualde*. 124 *gecrude*. 131 *hor*, *o* aus rasur. *muste vazzen*. 141 *vnschuldigen*. 142 *also sere*. 146 *ir cleider sunder bar*. 148 *vber ginc*. 152 *vnde*. 156 *uber lief*. 158 *geschiht*. 161 *ieme*. 168 *nit] nu*. 177 *stunt*. 180 *al hie*. 191 *Gein*. ST.

ZUR GESCHICHTE DER AMBRASER HANDSCHRIFT. die gewöhnliche annahme geht dahin, Hans Ried habe an der Ambraser hs. von 1502—1515 geschrieben. zu diesem ansatze verführte der am

15 april 1502 von kaiser Max an den säckelmeister Wilhelm von Oy gerichtete brief, worin er diesem befiehlt, seinen schreiber *hinein an die Etsch* zu senden, um das heldenbuch zu copieren. halten wir aber dazu das schreiben vom 14 apr. 1504, so muss man billig bezweifeln, dass HRied schon 1502 die arbeit in angriff nahm. nicht allein ist neuerdings von dem auftrage, ein buch in pergament zu schreiben, die rede, sondern der kaiser befiehlt ausdrücklich, von dem zugesagten solde *jetzt im anfang* 50 *fl. rh. und das übrige nachmals zu ziemlichen fristen, desgleichen auch das pergament, so zu solchem buch notwendig sein und soviel ihm derselbe Ried anzeigen würde,* auszurichten und zu bezahlen (siehe Schönherrs aufsatz über den schreiber der hs. im Archiv f. gesch. Tirols I 100 ff, abgedr. Germ. 9, 381 ff).

Handelt es sich in den beiden documenten nicht um verschiedene hss., was bisher niemandem in den sinn kam, so gestattet die ganze fassung nur den schluss, dass mit der copie des heldenbuches an der Etsch erst im jahre 1504 begonnen wurde. der passus *jetzt im anfang,* die unglaubliche voraussetzung, dem schreiber sei erst nach zwei arbeitsjahren geld und das nötige pergament angewiesen worden, der umstand, dass von 1504 ab seine tätigkeit durch eine reihe von jahren (1505. 1507. 1509. 1511) aus den acten festgestellt werden kann, lassen das anfangsdatum 1502 unhaltbar erscheinen.

Die zweijährige verzögerung mögen politische und andere verhältnisse verursacht haben. die vorbereitungen zum Türkenkriege, die bemühungen um Tirols erhebung zum kurfürstentum, der bairische erbfolgestreit (siehe Egger, Geschichte Tirols II 24 ff) nahmen den kaiser zu sehr in anspruch, als dass er sich um die anfertigung einer hs. kümmerte, zumal er während dieser zeit vielfach aufser landes war. freilich liefse sich ähnliches auch für die folgenden jahre geltend machen, und darum verdient es um so mehr beachtung, dass das schreiben vom 14 april 1504 gerade aus Augsburg datiert ist. ORedlich hat in seinem aufsatze Zur belagerung von Kufstein (Mitteil. des instituts für österreich. geschichtsforsch. 9, 9) ua. einen vom kaiser nach der einnahme dieser festung (17 oct. 1504) geschriebenen brief veröffentlicht, in dem es heifst: *Preterea fuerunt ad nos delata quedam carmina in cenobio Degernsee comperta, quae etsi non ut prisca illa sonora sunt, tamen quia de Burgundionibus principibus aliquid refferunt, voluimus etiam ad te mittere, ut si forte alias inter legendum nomina istorum in chronicis et historiis repereris, nobis continuo juditium et opinionem tuam significes, nostram in eo facturus voluntatem.*

Die stellung des adressaten zum kunst- und litteraturliebenden fürsten ist damit klärlich gekennzeichnet, und dieser adressat ist nach Redlich wahrscheinlich Konrad Peutinger, der berühmte

stadtschreiber von Augsburg. nichts liegt nun näher, als dass Max, der ein halbes jahr früher selbst in Augsburg war, im verkehre mit diesem manne wider an das heldenbuch an der Etsch erinnert und vielleicht durch ihn zu seinem neuerlichen befehle veranlasst wurde. bei dieser gelegenheit scheint auch die ausführung eines anderen planes beschlossen worden zu sein, nämlich die restauration der Runkelsteiner fresken. denn wenige tage nachher, am 19 april, ergieng an den maler Friedrich Lebenbacher in Brixen die aufforderung, er solle mit zwei meistern oder gesellen seines handwerks nach Bozen sich begeben, die Runkelsteiner bilder besehen und dem dortigen amtmann ein gutachten darüber einhändigen (Schönherr, Das schloss Runkelstein bei Bozen s. 30 f). wie Schönherr aao. bemerkt, geschieht in des kaisers memorienbuch der guten, alten *Istori*, womit die dortigen malereien gemeint sind, erwähnung und es fragt sich, wann Max die herliche burg besucht hat. nach dem von Stälin zusammengestellten itinerar (Forschungen zur deutschen gesch. I 352 ff) war er im october 1501 in Bozen und damit stimmen, wie mir mein freund dr ORedlich mitteilt, die im Innsbrucker statthaltereiarchive (Maximiliana XIV 1501) befindlichen concepte und schreiben, welche vom 25 und 26 oct. aus Kaltern, vom 29 oct.—4 nov. aus Bozen datiert sind. da (nach dem itinerar) Max vorher nie in jener gegend verweilt zu haben scheint, wird er während des damaligen aufenthaltes den ausflug nach Runkelstein gemacht, die wandgemälde besichtigt und an ihnen gefallen gefunden haben; zugleich muss er aber auch zur kenntnis des alten heldenbuches an der Etsch gelangt sein, dessentwegen er im folgenden frühjahr an Wilhelm von Oy schrieb. ob dasselbe in Runkelstein aufbewahrt gewesen, bleibe dahin gestellt; jedesfalls befand es sich in der Bozner gegend. seine beschaffenheit und abfassungszeit habe ich Zs. 27, 136 ff zu bestimmen gesucht. OSWALD ZINGERLE.

SEBASTIAN MURRHOS GEBURTS- UND TODESTAG. Trithemius widmet dem Colmarer humanisten Sebastian Murrho in jedem seiner litterarhistorischen werke biographische artikel. der erste in den Scriptores ecclesiastici (Paris 1512) schliefst fol. CCV: *Viuit hodie in Colmaria vbi canonicus est & varia cōscribit: quę in dies publicāda speram9: sub Maximiliano Romanorum rege Anno dn̄i quo nos ista scripsimus.* M.CCCCXCIIII; der zweite, fast gleichlautende im Catalogus illustrium virorum (erste ausg. s. l. et a.) fol. LVI^b ändert die letzten worte: *Moritur non sine maxima studior*ꝶ *iactura peste sublatus: sub maximiliano rege romanor*ꝶ. *Anno dn̄i. Millesimo.* CCCC.XCV. *Indictione xiij.* auf diesen angaben beruhte bisher unsere kenntnis von dem todesjahre Murrhos. weder Veesenmeyer (Etwas von Sebastian Murrho aus Colmar in: Neuer oder fortges. allg. litt. anzeiger = Litt. bll. bd. 3, Nürnberg 1803, sp. 329), noch ChSchmidt (Hist. litt. de l'Alsace II, 1879, s. 39) — es sind die einzigen gelehrten, welche selbständige forschungen über das

leben Murrhos angestellt haben — gelang es, ein genaueres datum zu ermitteln. 1495 ist auch die jahrzahl, welche die litteraturgeschichten (zuletzt Goedeke I², 1884, s. 413) und die encyclopädien (neuestens ADB 23, 1886, s. 81) angeben. wenn TWRöhrich in seinem bekannten aufsatze über die schule zu Schlettstadt im 15 jh. (Illgens Zs. f. hist. theol. IV, 1834 = TWR. Mitteilungen aus der gesch. der ev. kirche des Elsasses I, Paris und Strafsburg 1855, s. 92) 1492 nennt, so kann das nur auf einem schreib- oder druckfehler beruhen, da er gleichfalls den Catalogus virorum illustrium als seine quelle citiert. 1492 findet sich dann bei AWStrobel Vaterländische gesch. des Elsass III, 1843, s. 454, der sich an Röhrich anlehnt (siehe s. 446 anm. 3); bei BSchwarz Jakob Wimpheling der altvater des deutschen schulwesens, Gotha 1875, s. 35, welcher trotz gelehrten citaten nichts tut als Röhrich wörtlich auszuschreiben; und bei HJKämmel Gesch. des deutschen schulwesens im übergange vom mittelalter zur neuzeit, Leipzig 1882, s. 235, der wider Schwarzs worte verunstaltet. eine schärfere interpretation der überlieferung des datums durch Trithemius hätte zu bestimmterer fixierung desselben geführt. der tod Murrhos muss nämlich vor dem 31 juli 1495 erfolgt sein, da an diesem tage der Sponheimer abt seinen Catalog berühmter Deutscher abschloss (ISilbernagel Johannes Trithemius², 1885, s. 66). daraus, dass Trithemius weiterhin anmerkt, der verstorbene sei von der pest hinweggerafft worden, lässt sich weniger sicheres schliefsen: jene seuche forderte damals fast jährlich ihre opfer. allerdings wütete während des sommers 1495 dieselbe in einzelnen teilen Deutschlands sehr heftig, sodass sie zb. in Ingolstadt zur vorübergehenden schliefsung der hochschule nötigte (KMorneweg Johann von Dalberg, Heidelberg 1887, s. 173. 182f); doch ist es mir nicht geglückt, in den chroniken der oberrheinischen städte, so weit sie mir zur hand waren, eine notiz zu finden, dass gerade 1495 die dortigen gegenden stärker wären heimgesucht worden; jene wissen zu diesem jahre nur von den neu eingeschleppten Franzosenblattern zu berichten (zb. Chronique des dominicains de Guebwiller, 1844, s. 92). anders stand es 1494. MLutz Baslerisches bürgerbuch, Basel 1819, s. 8 schreibt: '1494 verlangte die pestseuche (nach Grossens Chronik) neuerdings zu Basel ein opfer von 4000 einwohnern.' dass die epidemie weiter verbreitet war, dass sie ferner im hochsommer des jahres herschte, beweist ein wol gleichzeitiger eintrag, von einer hand um 1500, in einem auf der Magdeburger stadtbibliothek befindlichen drucke der Cronica von anfang der welt. byfs vff die jor Christi M.CCCC.LXXXXII. Genant Fasciculus temporum. Ein burdlin der zeyt usw. derselbe lautet (FWiggert Zweytes scherflein zur förderung der kenntnis älterer deutscher mundarten und schriften, Magdeburg 1836, s. 3): MCCCC LXXXXIIII .. *im herbſt vmb bartholomei* (24 august) *groſs peſtilentz in Sweytzen Swaben Beyern vnd Francken . . . Item in der ſelbigen*

peſtilentz warn der reychen von Nurnberg bey zehentauſent auſs der ſtat geflogen. fiel auch Murrho dieser pest anheim und gelangte kunde von seinem tode erst mit dem neuen jahre nach kloster Sponheim am Hunsrück? tatsächlich ist der Colmarer canonicus bereits im herbst 1494 gestorben.

Auf der leeren rückseite des letzten bedruckten blattes einer incunabel der Erlanger universitätsbibliothek, welche unten näher beschrieben werden soll, findet sich folgende grabschrift eingetragen, die nicht nur den todestag Murrhos angibt, sondern auch die bisher gänzlich unbekannte zeit seiner geburt berechnen lässt.

D·IM·S·

M. Sebaſtiano Murrhonj. Columbarieñ eccliae Jureconſultiſs. Canonico. Hebreae Graecę / latineq; peritiſſs. et doctiſſimo jnterpretj Amicj lugubres hoc saxum poſuere/

V. Ann . xxxxij . m . vj . d . ix.

ANN D . M . cccc . xcinj . xiuj kl. Nouemb

Claudit^s Hoc saxo vir nulli laude secund9
Maxia germanj speſq; decusq; solj
Contulit huic laurū duplicis facundia ligũae
Exculto tm̄ praeſtitit jngenio
Quicquid enī laudis Latiū quid Graecia docta
quicquid et hebraeus poſſidet. hic meruit
Clara viri phamam celebres Colmaria tantj
Et Viuat Murrho Semper In ore tuo.

Hiernach starb Sebastian Murrho am 19 october 1494, und wurde geboren am 10 april 1452; denn am todestage waren verflossen 1493 jahre 9 monate 18 tage; der verblichene erreichte ein lebensalter von 42 jahren 6 monaten 9 tagen; als er das licht der welt erblickte, waren mithin vergangen 1451 jahre 3 monate 9 tage: dh. man zählte nach Christi geburt den 10 april 1452.

Die vier distichen, welche die grabschrift beschliefsen, sind dasselbe carmen, welches als *epitaphium Sebastiani Murrhonis* in dessen hinterlassener und von Sebastian Brant 1501 herausgegebener bearbeitung der beiden Parthenica des Baptista Mantuanus abgedruckt ist: danach teilten es Veesenmeyer aao. sp. 333 f und ChSchmidt aao. s. 39 anm. 18 mit. selbstverständlich waren die den versen vorausgehenden zahlen auf dem stein eingegraben; vor der angabe des todestages mag ein *Θ* oder *Mort.* vom schreiber vergessen sein. ohne frage gehörte aber auch der prosasatz zum epitaph, und darf nicht als einleitendes wort des pietätvollen einzeichners betrachtet werden. darauf deutet die über das ganze gesetzte weiheformel *D.IM.S.* d. i. *Deo Immortali Sacrum* (vgl. zb. JGrofs Vrbis Basil. epitaphia, Basel 1623, s. 356); nahezu beweisende kraft hat die ähnliche fassung der grabschrift des Peter Schott, welcher zu Murrho und dessen freundeskreis in inniger beziehung stand. dieselbe ist noch heute in der kirche

von Jung Sanct Peter zu Strafsburg zu lesen und lautet nach ChSchmidt aao. II 33 anm. 95: *Petro Schotto. Argen. Huius divi Petri ædis canonico. Presbytero innocentissimo. Jurisconsulto et oratori poetæque clarissimo ac græcæ linguæ docto. Petri Schotti senatoris Susannæque filio pientissimo. Amici mæsti posuere. Vix. ann.* XXXII. *m.* II. *d.* III. *Mort. anno Christi* M.CCCC.LXXXX. II. *Id. septemb.*

Der aufzeichner der Murrhoschen grabschrift nennt sich nun auch. hinter dem schlussvers des epitaphiums folgt ein monogramm: ein ziemlich grofses *L*, durch dessen, auf der zeile des letzten pentameters beginnenden, senkrechten strich ein fast ebenso langes *C* gezogen ist, der art, dass die eine hälfte seines bogens über, die andere unter dem querbalken des *L* schwebt. an das ende des *C* schliefst sich als trennungszeichen eine querliegende kurze flammenlinie mit je einem puncte rechts oben und links unten. dahinter auf gleicher linie kommt in kleiner currentschrift der name: *conrad9 lempurḡ ſecretari9 toci9 ordinis ciſtercienſ.*

Das ist niemand anders als der humanistisch gebildete Maulbronner mönch Conrad von Leonberg, bekannter unter seinem nom de guerre: Conradus Leontorius.[1] denn *Lempurg* ist nur

[1] in den neueren werken über humanismus (zb. Chronicon des Konrad Pellikan, hg. durch BRiggenbach, Basel 1877, s. 41 f; Hartfelder Werner von Themar in: Oberrhein. zs. 33, 1880, s. 12 anm. 4; HJKämmel Gesch. des deutschen schulwesens, Leipzig 1882, s. 311; Briefwechsel des Beatus Rhenanus, ges. und hg. von AHorawitz und KHartfelder, Leipzig 1886, s. 499 anm. 10; KMorneweg Johann von Dalberg, Heidelberg 1887, s. 186; uö.) ist es gebräuchlich, für Leontorius vorzugsweise auf die bemerkungen LGeigers zu verweisen, welche derselbe in seiner monographie: Johann Reuchlin 1871, besonders s. 43, und in der ausgabe des briefwechsels Reuchlins 1875, s. 22 macht, gerade als wären dies die classischen stellen über den cistercienser. in wahrheit enthalten sie aufser dem hinweis auf 3 längst bekannte und benutzte briefe des mönches an Reuchlin nur einen dürftigen auszug aus dem aufsatz DAFechters über Bonifacius Amerbach (Basler beitr. z. vaterl. gesch. II, 1843, s. 170 anm. 3 und 4; s. 173—175; s. 179 anm. 15). 1871 ist der extract noch richtig angefertigt, er gibt auch die fehler Fechters wider. denn nicht am 1, sondern am 7 januar 1511 ist Leontorius gestorben. wenn Fechter das todesdatum in Adami Vita Pellicani findet, aber nicht den 7, sondern den 1 januar anführt, so liegt entweder ein druckfehler vor, oder Fechter hat den satz bei Adam Vitae theologorum, Frankfurt a/M. 1706, nicht zu ende gelesen. dort steht: *Initio hujus anni* (1511) *obiit amicus Pellicani singularis, Conradus Leontorius Mülbrunnensis Monachus in arcta valle prope Basileam septimo Januarij.* — 1875 ediert Geiger den Briefwechsel Reuchlins. s. 22 anm. 3 begegnet die alte weisheit, nur vermehrt um einige lesefrüchte und falsche namen: aus kloster Engenthal bei Muttenz, wo Conrad sich aufhielt, wird kloster Engelthal bei Mutterz. daraus fabriciert dann Kämmel in dem oben citierten buche, das von den curiosesten namenentstellungen wimmelt, s. 311 Engelthal in der nähe von Muttrop. — 1883 erscheint Geigers artikel über Leontorius in der ADB 18, 315. hier ist beinahe alles unrichtig. nicht 1465 wurde Conrad geboren, sondern 1460 (siehe Trithemius Catalogus virorum illustr., 1 ausg. fol. LXX); nicht erst 1505 kam Leontorius nach Engenthal. Geiger konnte wenigstens wissen, dass er schon 1503 sich dort aufhielt (ChSchmidt Hist. litt. de l'Alsace I, 1879,

eine nebenform von Leonberg. freilich kennt Österley Histor.-geogr. wb. des deutschen ma.s, Gotha 1883, s. v. für die württembergische oberamtsstadt im mittelalter nur die benennung *Levinberg.* doch weist die von GToepke edierte matrikel der universität Heidelberg gerade für die wende des xv jhs. verschiedene varianten des namens auf, zb. s. 476 (a. 1479) *Löwemberg;* s. 334 (a. 1471) *Leuwberg;* s. 311 (a. 1464) *Leonberg;* s. 313 (a. 1467) *Leomberg;* s. 496 (a. 1484) *Loemberg;* s. 388 (1489) *Lenberg;* s. 466 (a. 1508) *Joannes Moch de Lëmberg dioc. Spir.* der zusatz der diöcese beweist die identität mit dem schwäbischen Leonberg. *Lemberg* und *Lempurg* ist für die orthographie jener zeit kaum noch ein unterschied. — dass Conradus den titel eines generalsecretärs des cistercienserordens führt, passt ferner auf Leontorius. Peter Schott adressiert am 23 dec. 1489 einen brief: *Cōrado Leontorio Mulbronnensi Reuerēdissimi domini Cisterciensis Cancellario* (Petri Schotti Argentiñ. . . . Lucubratiunculæ, Strafsburg 1498, fol. LXXXI^b^). Jean de Cirey, abt von Cîteaux, gibt 1491 eine sammlung der privilegien seines ordens heraus (beschreibung der ausgabe siehe bei Hain Repert. nr 13367; Panzer Ann. IV 290, vgl. I 375 ff) und bemerkt in der vorrede, dass officieller wert nur zukomme *codicibus p fratrē Conradū leonbergeñ. monasterij nostri Mulbroñ professum secretariū nostrum aut per alium a nobis instituendū signatis.* die Erlanger universitätsbibliothek ist im besitze eines schönen exemplars dieser ausgabe.[1] auf der letzten gedruckten seite (fol. 197^b^) findet sich das signum des Leontorius. bestünde noch ein zweifel darüber, dass von ihm die niederschrift des Murrhoschen epitaphs herrührt, so würde die vergleichung der hand der beiden einträge jeden einwurf widerlegen. Conrad nennt sich hier *F. Conraduſ Leonbergeñ;* an den namen schliefst sich ein kunstvoller schnörkel, über welchen das oben beschriebene monogramm des generalsecretärs gesetzt ist.

Lässt sich ein zuverlässigerer gewährsmann finden? es ist bekannt, dass Leontorius einer der intimsten freunde Murrhos

s. 47). noch heifst der ort Engelthal, er liegt auch noch bei Mutterz, und Conrad starb am 1 jan. 1511, wiewol inzwischen Riggenbach 1877 das Chronicon Pellicani herausgegeben hatte, wo sich s. 41 f (vgl. s. 195) das genaue datum findet. komisch berührt Geigers behauptung, des Leontorius 'haupttätigkeit habe in der unterweisung junger leute bestanden.' da wuste man bereits im vorigen jh. besseres: siehe Prosper Marchand Dictionnaire historique I, à la Haye 1758, s. 206 ff.

[1] die incunabel trägt die nr 902. das buch war ein geschenk abt Wilhelms IV von Cisterz (regierte 1517—1521, GJongelinus Notitia abbatiarum o. cist., Coloniæ 1640, I 16). auf dem vorderen schmutzblatt findet sich der eintrag: *Ex dono michi facto. p R^mū^ dñm guillermū/ abbatē Ciſtercieñ die 2 mēſs Nouēbris a^o^* 1518./ *Reynardi od. C.* auf derselben zeile schreibt sich ein späterer besitzer mit einer hand, die noch dem XVI jh. angehört, ein: *Jo Anthemādj od. C.*

war; noch anfangs 1494 weilte er in Colmar und half jenem bei der abfassung der commentare zu den Parthenica des Baptista Mantuanus (ChSchmidt Hist. litt. II 37). freilich beim tode Murrhos war Conrad nicht zugegen. im frühjahr 1494 muss er den Elsass bereits verlassen haben: denn den 21 april schreibt er aus Speier an Jacob Wimpheling, mit welchem er kurz zuvor in Mainz zusammengetroffen war, er möge sich in einer angelegenheit brieflich an Amerbach nach Basel wenden; er wisse nicht, wann er dorthin kommen werde; sein ziel sei jetzt Augsburg (brief des Leontorius auf der rückseite des titelblattes von JReuchlin De verbo mirifico). in der zweiten hälfte des jahres begegnen wir Conrad in Frankreich; dort weiſs ihn Trithemius 1494, Scriptores ecclesiastici (Paris 1512) fol. CCI^{b}: *Viuit usq; hodie apud Cistertium et cœpto perstat in studio. . . . Anno domini* M.CCCCXCIIII. ende october *(circiter Kalendas nouembres)* schickt er einen brief des dr Johann Heberling aus Dôle an Reuchlin (Clar. vir. epp. ad JReuchlin, Tigvri 1558, fol. 45). Dôle liegt am wege von Citeaux nach Basel, aber in zu groſser nähe des klosters, als dass man annehmen dürfte, Leontorius habe sich bereits wider auf der rückreise nach Deutschland befunden. auch könnte er erst später als den 19 november in Basel angekommen sein, da er an diesem tage noch einen brief an Johann Amerbach sendet; leider sagt ChSchmidt, der das bisher ungedruckte schreiben aao. II 33 anm. 100 citiert, nicht, von welchem orte aus dasselbe datiert ist.

War Leontorius nun auch nicht beim tode Murrhos zugegen, so ist es mir doch wahrscheinlich, dass er kurze zeit nach demselben am grabe des freundes geweilt hat. im frühjahr 1495 treffen wir nämlich den mönch wider in Deutschland und zwar in seinem mutterkloster Maulbronn. von hier richtet er am 30 märz genannten jahres einen ausführlichen brief an Reuchlin (Clar. vir. epp. ad JReuchlin fol. 43 ff): 'er habe Reuchlin auf der durchreise von Frankreich nach Maulbronn unlängst in Stuttgart besuchen wollen, doch sei derselbe in staatsgeschäften verreist gewesen.' danach war Leontorius ende februar oder anfang märz in der schwäbischen residenz; denn um diese zeit begab sich Reuchlin mit seinem herrn, dem grafen Eberhard von Württemberg, auf den reichstag nach Worms (Geiger JReuchlin s. 38 f), wo die einzelnen deutschen fürsten im letzten drittel des märz sich zu versammeln begannen (HUlmann Kaiser Maximilian I, 1884, s. 336). Conrad schreibt weiter, dass er sich vorher in Basel bei Amerbach aufgehalten habe; dieser hätte ihn überaus beglückt durch überreichung des ersten exemplars von Reuchlins werk De verbo mirifico, welches die presse verlassen. Leontorius war also zwischen november 1494 und märz 1495 eine zeit lang in Basel. liegt nun die vermutung weit ab, dass Conrad von hier aus das grab des unlängst verschiedenen freundes im nahen

Colmar aufgesucht habe? sein dortiger aufenthalt würde am einfachsten erklären, wie er so bald in den besitz des Murrhoschen nachlasses kam, dass Trithemius am 31 juli 1495 von ihm berichten konnte (Catal. ill. vir. fol. LXX): *Commentarios a ſebastiano murrhonis colmariensis in baptistam carmelitū mantuanū inchoatos sed morte vrgente impfectos relictos complevit 7 pfecit.* dazu tritt der umstand, dass das oben mitgeteilte epitaph Murrhos auf Leontorius als verfasser weist. der schlussvers der grabschrift: *Et vivat Murrho semper in ore tuo* findet sich nämlich, abgesehen von einer notwendigen variante, wörtlich in dem gedichte wider, mit welchem Conrad die schon citierte ausgabe der Privilegia ord. cist. empfiehlt. er preist seinen abt in den letzten distichen als den sammler so wichtiger urkunden und ruft dem leser zu: *Et viuat memori semp in ore tuo.* auch ein kurz vorhergehender vers: *Ille etem̄ nulli sacra virtute secundus* erinnert an die worte des epitaphs *vir nulli laude secundus.* so wird Conrad auch an der aufstellung des grabsteins nicht unbeteiligt gewesen sein.

Lange nach dem tode des freundes mag Leontorius die grabschrift nicht niedergeschrieben haben. wir fanden den mönch am 30 märz 1495 in Maulbronn; er meldet Reuchlin in dem oben angezogenen briefe: *Galliam desero. Seruitū Mulbronnæ ueni ... Deinceps ... me Mulbronnæ reperies.* dort hielt er sich noch in der mitte des jahres auf (Trithemius Catal. fol. LXX: *Uiuit adhuc* [d. i. am 31 juli 1495] *in monasterio suo Mulbronnensi).* indes begegnet uns Conrad 1495 noch anderwärts. die rechnungsbücher des fränkischen cistercienserklosters Heilsbronn enthalten zum genannten jahre folgenden eintrag (RGStillfried Kloster Heilsbronn, Berlin 1877, s. 5): *domino Morimundensi et famulis ejus Conrado de Leonperg et capellano abbatis Morimundensis* 24 *fl.* damals visitierte abt Jacob von Morimund deutsche cistercienserklöster (OSchmid Übersichtl. gesch. des aufgehobenen cistercienserstiftes Engelszell in Oberösterreich in: Studien und mitteilungen aus dem benedictiner- und cistercienserorden bd. VI, 1885, 1, 127). derselbe kann nicht vor dem 12 (GJongelinus Notitia abbatiarum lib. I s. 32) oder dem 17 september (Dubois Gesch. der abtei Morimond, übers. von dr K., Münster 1855, s. 371) zum abt gewählt sein, denn erst an einem der angeführten tage ist sein vorgänger gestorben. daraus ergibt sich, dass Leontorius gegen ende 1495 in Heilsbronn weilte.

Ist es nun nicht ein merkwürdiges zusammentreffen, dass aus eben jenem Heilsbronn auch die incunabel stammt, in welche Conrad die grabschrift auf Murrho eintrug? das buch (jetzt incun. bibl. acad. Erlang. nr 1591), welches die erste ausgabe der Margarita poetica Albrechts von Eyb enthält (= Hain Repert. nr 6814; vgl. Goedeke Grundriss I² 370, 1), findet sich verzeichnet als *Sect.* v 249ᶜ bei Hocker Bibliotheca Heilsbronnensis, Nürnberg 1731 (= Hailsbronnischer antiquitäten-schatz teil II), s. 280. Hocker

schrieb allerdings den catalog der bibliothek des Heilsbronner gymnasiums, doch ist aus seiner praefatio, wo er § 11 ff eine kurze geschichte der bücherei mitteilt, zu entnehmen, dass die letztere aufser dem alten bestande des klosters nur bücher enthielt, welche ihr von dem professor der medicin in Marburg und Heidelberg dr Georg Marius genannt Mayer, der an der gründung der schule beteiligt war, gegen ende des 16 jhs. und durch den Nürnberger rechtsgelehrten Georg Lindner († 1628) geschenkt waren. die werke dieser beiden geber tragen nun, so weit ich solche bei einer durchsicht sämmtlicher incunabeln der Erlanger bibliothek in den händen gehabt habe, immer deren namen; die bücher des Georg Marius sind noch besonders durch zahlreiche eingeschriebene bemerkungen von seiner kräftigen hand leicht kenntlich. das beweist im einzelnen zb. gerade dasjenige exemplar der Margarita poetica (incun. bibl. acad. Erlang. nr 856), welches er dem gymnasium übermachte. so muss unsere incunabel zur bibliothek des stifts gehört haben; es fragt sich nur, wann sie eigentum desselben wurde. für eine reihe von büchern sind wir darüber durch die oben erwähnten libri computationum des klosters genau unterrichtet, in denen zu den einzelnen jahren bemerkt ist, welche werke vom abte angekauft wurden. eine anzahl derselben hat Stillfried aao. s. 14 namhaft gemacht, doch befindet sich Eybs Margarita nicht unter den genannten. wahrscheinlich ist aber dieses exemplar überhaupt nicht käuflich erworben worden; denn es fehlt die hsliche angabe, welche die auf kosten des klosters angeschafften werke enthalten, dass es der hl. Maria in Heilsbronn zugehöre, wie zb. *iste liber est sanctae Mariae in fonte salutis.* dabei zeigen diese im kloster selbst gebundenen bücher den nämlichen einband: holzdeckel, welche vollständig mit schön gepresstem leder überzogen sind, während unsere incunabel nur holzdeckel mit lederrücken aufweist. dadurch stellt sich dieselbe zu den zahlreichen, in verschiedensten einbänden vorhandenen werken des Heilsbronner bücherschatzes, welche demselben durch schenkung überkommen waren, oder, falls sie sich im besitze von conventualen befunden hatten, nach deren tode erbe des stiftes wurden. — der name des eigentümers ist leider nicht genannt; möglich dass derjenige, der eine geschichte des Erlanger incunabelbestandes verfassen wollte, aus der handschrift den ersten besitzer erkennen würde, welcher die blätter zählte (er übersprang fol. 88, sodass auf fol. 87 fol. 89 folgt), die quellen Albrechts von Eyb je links und rechts in der oberen ecke der seiten notierte, sowie hier und da, besonders häufig bei historischen stellen, stichworte an den rand des textes schrieb. wie mehrfach zerschnittene buchstaben solcher bemerkungen bezeugen (zb. fol. 11. 67. 138. 207), rührt der jetzige einband aus späterer zeit her, doch ist er nicht nach 1488 gefertigt. eine andere hand zeichnete nämlich auf der innenseite des vorderdeckels die

geburtstage der 7 ersten kinder des grafen Kraft VII von Hohenlohe ein. als letzter sohn Krafts ist Ludwig, geboren 10 september 1486, genannt; das nächste kind des grafen kam am 17 jan. 1488 zur welt (Wibel Hohenlohische kyrchen- und reformationshistorie, Onolzbach 1752, bd. I s. 32). deuten diese genealogischen notizen auf das cistercienserfrauenkloster Gnadenthal bei Schwäbisch-Hall, zu welchem Kraft VII in naher verbindung stand? dort sind mehrere der aufgezählten kinder begraben: 1481 Kraft Ulrich, 1483 Helena; hier stiftete der graf gerade 1486 für sich und seine gemahlin zwei anniversarien (Wibel aao. I 74. IV 38). war wol ein Heilsbronner mönch beichtvater der nonnen von Gnadenthal? — noch hat eine dritte hand des 15 jhs. auf die vorderseite des einzigen schmutzblattes vor dem druck die fabel von der päpstin Johanna eingeschrieben. es ist derselbe, einige bessere lesarten aufweisende text der interessanten fassung, welche Döllinger Die papstfabeln des ma.s², München 1863, s. 42 anm. 3 mitteilt und welche er nur aus einem Tegernseer codex zu kennen scheint. in diesem eintrag vermag ich keine beziehung zu Heilsbronn zu finden. mehr lenkt den blick auf das fränkische kloster der umstand, dass es sich um die erste ausgabe des werkes eines Eyb handelt. nach den Zollern stand keine familie in so nahem verhältnis zu Heilsbronn als die herren von Eyb (GMuck Gesch. des klosters Heilsbronn II 187). allein in den jahren 1472—1502 fanden 9 mitglieder derselben dort ihre ruhestätte (aao. II 188 f. 193). der berühmte Ludwig von Eyb war daselbst ständiger gast (aao. I 195). — kann es als weitere stütze für die vermutung, dass die incunabel sich bereits 1495 im kloster befand, gelten, wenn ich den circulus vitiosus wage und aus der bewiesenen anwesenheit des Leontorius und aus seiner benutzung des druckes auf das vorhandensein des letzteren in Heilsbronn schliefse? — nach vorgenommener visitation mochten die zahlreichen wissenschaftlich angeregten mönche des klosters (Stillfried Kloster Heilsbronn s. 13 f) in litterarischer unterhaltung mit ihrem hochangesehenen gelehrten gaste sich zusammenfinden. abt Haunolt (1479—98), eifrig bedacht auf die bereicherung der bibliothek (aao. s. 14 anm. 1; Muck I 189), erkundigt sich bei dem erst kürzlich in Basel gewesenen freunde und berater des berühmten Amerbach nach den novitäten aus dessen officin. das neueste ist eine ausgabe der Margarita poetica des AvEyb (Stockmeyer und Reber Beiträge zur Basler buchdruckergeschichte, Basel 1840, s. 44). davon besitzt das stift den ältesten druck: er wird gebracht. das gespräch wendet sich auf die geistige bewegung der zeit; man spricht von Murrho. in dem noch zur hand liegenden buche gedenkt Leontorius des zu früh verschiedenen freundes.

G. Wolff.

Zur Moscheroschbibliographie. Seuffert hat Anz. XIV 96. 97 das verhältnis berührt, in welchem die ausgaben des zweiten teiles der Ge-

sichte zu einander stehen. nach Goedeke GR III² 233. 4 enthält der 1643 zuerst bei Mülben erschienene zweite teil 4 gesichte, nach Bobertag (ausg. s. XV) schon 6. der zufall hat mir eine ausgabe mit der jahreszahl 1644 in die hände geführt, welche alle 7 gesichte enthält. obwol ich vermute, dass dieselbe sich nur durch den titel von dem Bobertagschen exemplar unterscheidet (ich konnte leider nur die ausgaben von 1650 und 1666 vergleichen), so will ich sie doch kurz beschreiben, weil diese notiz vielleicht für einen künftigen herausgeber von wert sein kann. das exemplar ist an einen ersten teil der ausgabe von 1650 gebunden und befindet sich im besitz des kgl. Joachimsthalschen gymnasiums zu Berlin. der vorrede geht voran ein doppelblatt. [s. I] titel: Anderer Theil | der | Gesichte | Philanders von Sittewalt. | [buchdruckerstock: ein umgekehrter anker, darauf ein vogel, darunter ein viereckiger kasten mit der inschrift HOC ALPHABETO A☧Ω] | Straszburg | Erstlich Gedruckt bey Johan-Philip | Mülben | [strich] | M.DC.XXXXJJJJ. [s. III. IV] einige 'Joh. Michaeli Moscherosch Poetae & Philologo, &c.' gewidmete epigramme, von denen 2 lateinische, unterzeichnet 'Joh. Georg. Styrtzel. Consul. Reip. Rotenb.', und ein deutsches von 'Joh. Matthias Schneuber' nicht in den folgenden ausgaben widerabgedruckt worden sind. — nach 'Philanders Vorrede An den Teutsch-gesinnten Leser' s. 1—9 folgen die ersten 4 gesichte s. 10—424, welche sich äufserlich von den 3 folgenden schon dadurch unterscheiden, dass der fortlaufende seitentitel vom texte durch einen strich geschieden ist, was bei ges. 5—7 nicht der fall; auch schliefst s. 424 mit einer vignette ab. von dem texte der ausgabe von 1650 (B) unterscheidet sich der text dieser ausgabe (A) in den 4 ersten gesichten namentlich dadurch, dass der grofse anfangsbuchstabe der substantiva fast ausnahmslos durchgeführt ist, während in B und auch schon in den 3 letzten gesichten von A der gebrauch schwankt. auf ges. 5 (s. 425—534) folgt ein druckfehlerverzeichnis, welches nur dieses gesicht betrifft (und zwar auch nur die bogen Ji und Kk), eingeleitet von einer 21 zeilen langen bemerkung 'An den Leser', worin der verleger oder der verf. (eine unterschrift fehlt) es für notwendig hält 'etlicher weniger Truckfehler, die, wegen meiner Abwesenheit, ausz vnfleisz vbersehen worden, hiebey zugedencken'. in B ist der platz, welchen diese bemerkung und das druckfehlerverzeichnis einnehmen (s. 534 unten. 535. 36), leer gelassen; in der ausgabe von 1667 ist aber merkwürdiger weise die bemerkung An den Leser mit einigen kleinen veränderungen widerabgedruckt worden, worauf aber kein druckfehlerverzeichnis folgt. zu beachten ist auch der letzte satz dieser bemerkung in A: 'Wir auch diszmal nicht weiter streitten, sondern es bisz zu ende der zwo letztern Visionen wollen bewenden lassen.' ges. 6 und 7 lagen dem verleger also schon vor oder waren doch wenigstens vom verf. in aussicht gestellt. —

der text des sechsten gesichts (Soldatenleben) zeigt nur geringe abweichungen von B; auch die zeilen- und seitenbrechung stimmt mit geringen ausnahmen. erst 1666 erlitt dieses gesicht einige wichtigere veränderungen, zb. wurden die namen der banditen Bbwtz, Bttrwtz, Lffl mit vocalen versehen. — das siebente gesicht kann, wie aus der datierung s. 871 (Straszburg den 3 nach Karls tag 1650) hervorgeht, nicht 1644 gedruckt worden sein; der druck ist vielmehr identisch mit B, wie schon die falsche signierung s. 863 Hhh statt Hhhij und s. 867 Hhhiij statt Hhhiiij und die 'Truckfehler' am schluss s. 932 zeigen. überhaupt ist das siebente gesicht, so viel mir bekannt, nur dies eine mal gedruckt worden; in der ausgabe von 1666 fehlt es, nicht etwa zufällig, denn der oben mitgeteilte satz aus der schlussbemerkung des fünften gesichts lautet dort: 'sondern es bisz zu ende der letztern Visionen wollen bewenden lassen!'. — ich denke mir die veröffentlichung der gesichte des zweiten teiles etwa so: zuerst wurde ges. 1—4 gedruckt und ausgegeben (1643), dann wurden 5, 6, (7) einzeln gedruckt, wie sie der verf. lieferte (jedes beginnt mit einem neuen bogen), vielleicht einzeln an die besitzer der ersten hälfte als supplement abgegeben, jedesfalls aber auch mit den vorhandenen exemplaren des 1—4 gesichtes vereinigt als ein buch verkauft; dem ganzen wurde dann 1644 ein neuer titel vorgesetzt. ein solches verfahren konnte natürlich nur dazu beitragen, die betreffs der echtheit der vielen gesichte Philanders herschende unsicherheit im publicum zu vergröfsern, und wahrscheinlich nicht nur die nachdrucke waren es, welche verfasser und verleger veranlassten, im jahre 1650 eine neue gesammtausgabe zu veranstalten. warum aber bei der neuen ausgabe der anschluss an den ersten druck so eng blieb, dass man die bei zusammenhängendem drucke unnötigen leeren seiten 535. 36, 859. 60 beibehielt, und ob das letzte gesicht speciell für die neue ausgabe oder schon vorher gedruckt wurde, sodass man es für beide ausgaben benutzen konnte, das lässt sich vorläufig nicht entscheiden. B. Wenzel.

Zur textgeschichte des Messias. aus der bibliothek des prof. Deecke zu Lübeck kam ein exemplar der letzten ausgabe von Klopstocks Messias in meinen besitz, das sich in Klopstocks händen befand, und das wegen seiner manigfachen von Klopstock selbst herrührenden randverbesserungen für die methode des Klopstockschen dichtens überhaupt und für die textgeschichte des Messias im besonderen wertvolle aufschlüsse bietet.

Diese vier bände des Messias bilden einen teil (III—VI band) der bei Göschen 1798 in gr.-4° begonnenen prachtausgabe der Klopstockschen werke. von dieser ausgabe bestehen, wie sich leicht nachweisen lässt, drei verschiedene texte; die mir vorliegende edition, ohne kupfer und auf gewöhnlichem papier, ist die älteste.

Ich werde mich über die priorität dieser 3 ausgaben an

anderem orte näher verbreiten. hier beschränke ich mich auf die mitteilung der von Klopstocks hand herrührenden randverbesserungen, die ich gegen die Göschensche quartausgabe = G mit O bezeichne.

I ges. v. 172 G *erschaffner* O *erschaffener*. 286 G *Schaut' auf ihn,* O *Schauet' auf ihn,*. 464 G *Eilt,* O *Eilet,*. 485 G *aus Heitre* O *aus der Heitre*. 500 G *ich will ihn nur ferne begleiten!* O *ich will nur fern' ihn begleiten!* 510 G *verlorner* O *verlorener*. 518 G *Die der benachbarte* O *Welche der nahe*. 528 G *ihre Gebirge*. O *ihr Gebirge*. 660 G *entschlafner* O *entschlafener*. 695 G *Ists nicht* O *Ist das nicht*. 699 G *Netzte sein Antlitz,* O *Rann ihm herab,*.

II ges. v. 85 G *war er kaum,* O *war er nicht,*. 111 G *und Bruder,* O *und der Bruder,*. 133 G *Grabmahls*. O *Grabmals*. 320 G *unsre* O *unsere*. 342 G *in das Meer des Todes* O *in das todte Meer*. 457 G *Triumph,* O *Triumphe,*. 684 G *erhobnen* O *erhobenen*. 786 G *o Himmel!* O *o Himmel*.

III ges. v. 589 G *Kennst* O *Kennest*. 729 G *eigner* O *eigener*.

IV ges. v. 45 G *erwecke! Ja, Väter,* O *erwecke! Väter,*. 48 G *Niemals* O *Nie*. 123 G *Steigt* O *Steiget*. 287 G *Gleich gefürchteten* O *Gleich den gefürchteten*. 554 G *weit ausgebreiteten* O *weitausgebreiteten*. 566 G *Gefühle* O *Gefühl*. 669 G *Toden* O *Todten*. 733 G *weinende* O *weinenden*. 778 G *Ruhe* O *Ruh*. 887 G *erhabenen* O *erhabnen*. 997 G *nennen! er hat* O *nennen! hat*.

V ges. v. 95 G *gerochen, durch* O *gerochen durch*. 165 G *Schönste*. O *schönste*. 205 G *einer,* O *einen,*. 372 G *erschaffenes* O *Erschaffenes*. 594 G *vermag, da denket* O *vermag, denket*. 656 G *siehst* O *siehest*. 657 G *zornig* O *zürnend*. 664 G *im Staube* O *in dem Staube*. 693 G *Throne* O *Thron*. 696 G *versöhntest?* O *versöhnest?* 764 G *Seraph* O *Seraph,*. 767 G *erweckte* O *weckte*. 807 G *vom* O *von dem*.

VI ges. v. 6 G *diese* O *die*. 20 G *Nennt* O *Nennet*. 80 G *Schatten* O *Schatten,*. 172 G *für* O *vor*. 175 G *bescheidener* O *bescheidnerer*. 595 G *nicht würdig,* O *nicht werth,*.

VII ges. v. 56 G *bilden sollt,* O *bilden soll,*. 694 G *rauschender* O *rauschenden*.

VIII ges. v. 248 G *Jehovah* O *Jehovah,*.

X ges. v. 302 G *Lästrer* O *Lästrer,*. 1011 G *sendet,* O *sendet*.

XI ges. v. 741 G *erschreckt,* O *erschreckt'*. 756 G *des Sohns, des* O *des Sohns, und des*. 1003 G *folgen!* O *folgten!* 1099 G *Wange,* O *Wange*.

XV ges. v. 1292 G *litt' ich* O *litt ich*.

Währing bei Wien. J. PAWEL.

BERICHTIGUNG.

S. 206 z. 16 l. *son syþon y schall*. — s. 207 z. 11 ff ist zu lesen: dürfte das denkmal eher mit B. an den anfang des XV jhs. als in die zweite hälfte des XIV zu setzen sein.

